Digitized by Google

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Sechszehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Digitized by Google

Schnellpreſſendruck der J. G. Cotta'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

Europäiſches Sklavenleben.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Der Theaterwagen.

Es iſt eigenthümlich, theurer und geneigter Leſer, daß man beim Beginn einer Geſchichte ſo gern Betrachtungen über das Wetter anſtellt, — eigenthümlich, aber durchaus nothwendig. Was wollte man zum Beiſpiel von einem Gemälde halten, wo ſich die Figuren — und wären ſie auch noch ſo intereſſant — in einer Staffage bewegten, von der man nicht ſagen könnte, von welcher der vier Jahreszeiten ſie gerade beherrſcht werde. Es bringt den Leſer nichts ſo in eine angenehme Stimmung, als wenn er beim Beginn eines Kapitels erfährt, die Sonne habe mit voller Gluth geſchienen, der Wind habe geſaust oder der Regen in ſchweren Tropfen an die Fenſterſcheiben geklatſcht. Bei uns findet er aber von dieſen drei ebengenannten Dingen nichts; unſere einfache und dieſes Mal vorzugsweiſe ſehr wahrhaftige Geſchichte beginnt im Winter, — jener Jahreszeit, wo man die Natur als erſtorben betrachtet, ihr als unſchön ſo gern den Rücken kehrt, um in glänzende, durchwärmte Säle einzutreten und ſich an künſtlichen Blumen und Freuden zu ergötzen, da man lebendige und natürliche ſo wenige gefunden.

Digitized by Google

Aber man thut Unrecht, geneigter Leſer; es gibt Wintertage, deren eigenthümliche Schönheit wir nicht vertauſchen möchten für den blüthenreichſten Frühlingsmorgen, für den glänzendſten Sommerabend. Wir meinen nämlich einen Wintertag, wo die Erde nach einem Thauwetter oder nach einem gelinden Regen mit ſchweren Nebeln bedeckt war, wo alsdann dieſe Nebel durch eine plötzliche Kälte zu dichtem Reif erſtarrten, wo ſich der Boden mit einem Male weiß bezog, ohne aber verhüllt zu ſein durch eine langweilige einförmige Schneedecke, die in ihrem kalten Gleichheitsprinzip Berg und Thal zudeckt und ohne Unterſchied begräbt und verbirgt endloſe Wieſen und Moorgründe, ſtille Thäler, kleine Seen und allerliebſte Gärten. — Gewiß, jener ſo plötzlich angeſetzte Reif iſt wunderbar ſchön; jene Verhüllung, wo doch Alles in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erſcheint, nur mit weißem, feinem Pelze bedeckt. Die dunkle Erde ſchimmert leicht durch den Flaum, es iſt kein Thal, keine Schlucht verdeckt: Alles behält die ihm eigene Geſtalt. Dort auf der Wieſe ſcheint weißes Gras zu wachſen; die kleinen Sträucher ſind mit den feinſten Kryſtallen bedeckt; wenn man einen Baum anſieht, ſo möchte man darauf ſchwören, ſeine Zweige ſeien von Zucker und er erwarte nur, wie er da iſt, auf irgend eine Weihnachtstafel geſetzt zu werden.

Dabei iſt die Luft klar und ſcharf, und wenn du einen Berg hinanſteigſt, ſo zieht dein Athem in einer bläulichen Wolke dir voraus; während du aber durch den Hohlweg gehſt, um zu dem Plateau zu gelangen, wo die alte Straße mit der neuen Chauſſee zuſammentrifft, und wo du die weite, große Stadt überſehen kannſt, verſäume es ja nicht, rechts und links zu blicken und dir genau zu betrachten einen Stein, einen Strauch, ja jeden Gegenſtand, den du willſt; denn wenn du am heutigen glückſeligen Tage irgend etwas genau unterſuchſt, ſo entdeckſt du Zaubereien ohne Ende, ganze Eiswelten in jedem Maßſtabe. Hier von der Wand des Hohlwegs herab hingen geſtern noch die kahlen erſtorbenen Zweige

Digitized by Google

einer Brombeerſtaude, naß, faſt triefend von dem angeſetzten Nebel, heute iſt daraus ein Brillantſchmuck geworden, würdig, den Hut einer Fürſtin zu zieren, ein Schmuck von Tauſenden von Diamantblumen in der phantaſtiſchſten Geſtalt, und jetzt, wo ein Strahl der Sonne darüber hingleitet, glänzend wie eine ganze Million von Lichtbergen. Ja, ſo ein Tag verſchönert mehr als Frühlingsluft und Sommerhitze; bemerken wir nicht hier neben uns einen Erdhaufen, geſtern noch kahl, mit einigen mageren Grashalmen und zerſtreutem Stroh, der heute mit einem Mal eine ganze Eisreſidenz geworden! Weiße Steine bilden eine förmliche Stadt, die rings von Zaubergärten eingeſchloſſen iſt; man muß nur genau hinſehen und das Ding nicht oberflächlich betrachten. Es ſind da Straßen und Plätze mit den regelmäßigſten Alleen von weißbereiften Grashalmen, auch impoſante Waldungen; nur Alles, was im Sommer grün erſcheint, iſt jetzt weiß und hat eine fabelhafte Form. — Ah! es iſt Schade, daß unſere Illuſion durch einen Sperling geſtört wird, der jetzt plötzlich in die Stadt hineinfliegt und den größten Platz mit ſeinen beiden Füßen bedeckt. Aber auch er gehört zur Zauberwelt, denn wie er jetzt nach einem Regenwurme pickt, den Kopf in den Reif ſteckt, ihn wieder empor hebt, und ihn dann mit der Beute hin und her ſchlenkert, ſtieben von allen Seiten funkelnde Brillanten davon. — Doch gehen wir weiter.

Wenn wir uns auch nicht mehr ſo in's Detail einlaſſen wollen, ſo erblicken wir doch Sachen, die nicht minder merkwürdig ſind. Auf der Spitze des Berges ſteht eine kleine Laube, vom Ende eines Gehölzes blickt ſie in's Thal; ihre Mauern haben eine röthliche Farbe, zwei Fenſter funkeln wie Augen. Ueber das Dach ſchlingen ſich wilde Reben, vielleicht auch Geisblatt, und hängen an den Seiten herab, Alles mit Reif überzogen; ſie verleihen der Front des Häuschens, das in der Entfernung wie ein coloſſales Rieſenhaupt ausſieht, ſchneeweißes Haar und ſilberfarbenen Bart. Es iſt täuſchend, dies Rieſenhaupt, und wenn man es ſo über den

Digitized by Google

Berg herüberlugen ſieht, ſo wendet man unwillkürlich ſeinen Blick, um zu ſehen, was es da unten Merkwürdiges gebe.

Ah! es iſt die große Stadt, die vor uns weit ausgeſtreckt im Thale liegt; in allen Farben zeigen ſich die Häuſer, ein wahres Chaos von Grau, Grün, Roth, Blau, Schwarz mit ebenſo vielen Schattirungen und unbeſchreiblichen Tönen. Dazwiſchen heben ſich die rieſenhaften Thürme zahlreicher Kirchen hervor, ſind aber trotz ihrer ausgezeichneten Geſtalt nicht deutlich zu erkennen, denn der Nebel von geſtern und vorgeſtern erſcheint plötzlich wieder und zieht graue Schleier über die Stadt; dazu dampfen Tauſende von Schornſteinen und Alles das bildet in weniger als einer halben Stunde eine ziemlich dichte Decke, durch welche man nur noch in einzelnen Umriſſen die Häuſermaſſen ahnet. Doch wird der Nebel nicht oben bleiben: er ſinkt zuſehends tiefer und tiefer und gibt uns jetzt einen neuen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Gänzlich verſchwunden iſt die Stadt und es iſt gerade, als ſtänden wir am Rande eines ungeheuren See's — jenes verzauberten See's, deſſen wir uns aus unſerer Kindheit erinnern, in welchem die verſunkene Stadt liegt, die wir, wenn wir ſie auch nicht ſehen, doch hören. An unſer Ohr ſchlägt dumpfes Murmeln und Raſſeln, zuweilen rollt es deutlich auf dem Pflaſter, und wenn wir noch nicht überzeugt waren, ſo ſind wir es im nächſten Augenblicke, denn viele Uhren ſchlagen hell und deutlich die vierte Nachmittagsſtunde.

Da nun aber die vierte Nachmittagsſtunde an einem Tage im Monat Dezember nicht weit von der Nacht entfernt iſt, ſo wollen wir unſere Zauberlandſchaft verlaſſen und uns zur Stadt hinab begeben. Fürchte ſich der geneigte Leſer nicht vor dem Nebel: er ſcheint artig gegen uns zu ſein und ſinkt ſchneller hinab als wir gehen. Schon treten die höheren Gebäude wieder aus der ſcheinbaren Waſſerfluth empor, und jetzt, da wir das Thor erreichen, ſind die grauen Schleier mit Hülfe eines leichten Abendwindes zerriſſen und wehen nur noch in einzelnen Stücken um unſer Geſicht, wäh-

Digitized by Google

rend sie eilig gen Süden fliehen. Auch die Sonne berührt uns mit einem letzten Blick und färbt die Landschaft rosig und violett.

Das Ende einer langen Straße, in der wir wandeln, führt in's Freie und zeigt, wie holdselig die Sonne der Erde gute Nacht sagt. In unnennbar süße beruhigende Farben hüllt sich die Landschaft ein, bevor sie in Schlummer sinkt, und wie ein liebendes „gute Nacht!" zittert der letzte Strahl der sinkenden Sonne über sie dahin. — Die stattlichen Gebäude zu unserer Rechten empfangen diesen letzten Gruß schon kälter und gesetzter; es fallen tiefe scharf ausgeprägte Schatten der gegenüberliegenden Häuser schon auf ihre oberen Stockwerke; nur Fries und Dach ist noch hell beleuchtet. Diese Schatten steigen langsam empor, wie eine Schlafdecke; denn wenn sie das ganze Haus eingehüllt haben, kommt die Nacht, und es schließt seine müden Augen. — — Daß die Sonne nun endlich hinter den Bergen niedersinkt, bemerkt man an einer Gaslaterne, die draußen einsam vor dem Thore steht, denn auf ihren Scheiben blitzte noch vor wenig Augenblicken ein helles Licht, ein Licht, das darauf tief röthlich niederstrahlte und plötzlich ganz verschwand.

Um vier Uhr Nachmittags und auch noch etwas später sind um diese Jahreszeit die Straßen einer großen Stadt ziemlich belebt; man besorgt noch seine Gänge vor der einbrechenden Nacht, man schließt viele Gewölbe und Läden, und dann haben auch alle Schulen ihre Thore geöffnet und ausgespieen eine Legion kleiner Vagabunden, die nun in gewisser Beziehung Straßen und Plätze ziemlich unsicher machen. Da werden Trottoirs benützt zu Schleifbahnen, die kleinen Bursche fassen Posto hinter einander, ihre Tornister auf dem Rücken und wer zufällig mitten zwischen sie hinein und auf das glatte Eis geräth, wird ohne alle Barmherzigkeit niedergerannt. Was die Schneeballen anbelangt, so hat der Himmel bis jetzt ein Einsehen gehabt und gönnte der Jugend noch nicht dieses Vergnügen zum Schaden ihrer Nebenmenschen. In der Nähe der Schule,

wenn auch nicht unmittelbar vor dem Hauſe ſelbſt, iſt der Lärmen nun eine Zeit lang am ſtärkſten. Wenn ſo der ganze Strom aus dem Thore ſtürzt, ſo ſcheint jeden nur die Luſt zu treiben, endlich in's Freie zu kommen; ſind ſie aber draußen, ſo finden ſie ſich gleich wieder in einzelnen Gruppen zuſammen, einer der Schlimmſten gibt den Ton an, und dann ziehen ſie, wie es heißt, nach Hauſe, in Wahrheit aber auf ſo großen Umwegen, daß die Glocken ſchon alle Fünf geſchlagen haben, bis die letzten und wildeſten mit blauen Naſen und krumm gefrorenen Fingern in das warme Zimmer treten, wo Mama ihnen den Kaffee aufgehoben hat.

Auf den Straßen und Plätzen iſt es nunmehr wieder ruhiger geworden; wer draußen nichts zu thun hat, bleibt im geheizten Zimmer; zum Spazierengehen und Fahren iſt es zu ſpät, und die Zeit, wo man Geſellſchaften beſucht, noch nicht herangerückt. Es dämmert bereits; der Laternenanzünder mit ſeinem langen Stocke, an welchem oben ein kleines Lichtchen ſich befindet, läuft eilig durch die Straßen, und ſelbſt ernſthafte Vorübergehende unterbrechen zuweilen einen Augenblick ihren Gang, um zuzuſehen, wie die Flamme ſo plötzlich emporſtrahlt. Auch die Läden erleuchten ſich nach und nach, und helles Licht zeigt die ausgelegten Stoffe in doppelt ſchönen Farben und verlockt allenfallſige Käufer.

Um dieſe Zeit, geneigter Leſer, rollt ein Wagen über die Straßen der Stadt, meiſtens durch jene Viertel, wo ſonſt nicht viele Equipagen zu ſehen ſind. Dieſer Wagen, eine breite Glascaleſche, kommt aus den königlichen Marſtallsgebäuden und iſt gewöhnlich beſpannt mit zwei Rappen; auf dem Bock ſitzt ein alter Kutſcher mit weißen Haaren in einen dicken blauen Mantel gehüllt und mit ziemlich mürriſchem Geſicht. Als dieſer Würdige am heutigen Tage die Zügel in die Hand nahm, fragte er einen Bedienten im blauen Ueberrock, der im Begriff war, hinten aufzuklettern: „Wird Alles geholt?“ worauf dieſer erwiederte: „Alles.“ —

So rollt der Wagen dahin, und der Bediente hintenauf hält

ſich bequem an den Riemen deſſelben feſt und ſchlenkert ſanft hin und her; er hat im Gegenſatz zum Kutſcher ein freundliches, ſtets lächelndes Geſicht, und er würde ſeinem Collegen gern ein Wort mittheilen, doch weiß er wohl, daß er von dem da vornen keine Antwort bekommt.

In den entlegeneren Straßen, wohin der Wagen fährt, hält er meiſtens vor den kleinſten, unſcheinbarſten Häuſern. Dort ſpringt der Bediente vom Tritt herab, zieht heftig an einer Klingel, die außen am Hauſe angebracht iſt und wartet alsdann, während der alte Kutſcher ſeine Zügel nachläßt, noch ein paar Zoll mehr zuſammenſinkt und die Peitſche auf den Schenkel aufſtützt. Nachdem die Klingel ertönt, öffnet ſich irgendwo im Haus ein Fenſter, ein Kopf ſieht heraus und es wird herabgerufen: „Gleich, gleich, Schwindelmann! Ich will nur meinen Kaffee austrinken;“ oder: „ich packe gerade meinen Korb zuſammen.“ Darauf brummt der Kutſcher etwas in den Bart, Schwindelmann aber pfeift eine Melodie und hüpft von einem Fuß auf den anderen, um ſich warm zu machen. Bald nachher hört man Tritte auf der Treppe des kleinen Hauſes; die Thüre öffnet ſich und ein junges Mädchen erſcheint in derſelben, feſt in ein großes Tuch oder einen Mantel gewickelt, während hinter ihr eine Schweſter oder eine Mutter ein großes Paket, einen Korb oder dergleichen im Arme hat, welchen Schwindelmann ſogleich übernimmt und in den Wagen befördert. Dann läßt er den Tritt herunter, und wenn der Wagen dicht am Hauſe vorgefahren oder die Straße gerade trocken iſt, ſo hüpft die junge Dame, die unter der Hausthüre ſteht, gewöhnlich mit einem einzigen Sprung in den Wagen. Iſt es aber ſchmutzig oder die Caleſche hat nicht recht herangekonnt, ſo ſagt das Mädchen auf der Hausſchwelle: „Schwindelmann, ſei artig,“ und dann lacht Schwindelmann, hebt ſie ſo leicht auf, wie vorhin das Paket und befördert ſie mit einer ſchwingenden Bewegung in den Wagen, ſchließt den Schlag und läßt ſogleich weiter fahren.

Das geschieht so an vier bis fünf Häusern nach einander, und da hiebei der Wagen durch eben soviel junge Damen angefüllt wird, so tritt Schwindelmann an den Schlag und fragt: „haben wir noch Platz zu Einer oder Zwei, oder müssen wir heimfahren?“ Er setzt auch wohl hinzu: „es wird kalt heute Abend und der alte Andreas möchte früh nach Haus; ihr könnt wohl ein Bischen zusammenrücken.“ Und dann lachen die drinnen meistens laut auf, es kreischt auch hie und da Eine, die ein wenig an ihre Füße gestoßen wurde; da aber die Caleesche breit ist und die Mädchen den alten Andreas gut leiden können, so drücken sie sich zusammen und machen noch Platz für Zwei, Drei, so daß der Wagen oft mit Acht dahinrollt, nicht mitgerechnet ein paar kleine Kinder, die unterwegs ebenfalls noch mitgenommen werden, die sich aber sehr dünn machen und rechts und links am Schlage stehen bleiben müssen. Die Pakete und Körbe allein verursachen dem ehrlichen Schwindelmann einige Verlegenheiten. Wenn es gutes Wetter ist, weiß er sich zu helfen; er bepackt alsdann die ganze Decke der Caleesche, schiebt dem brummenden Andreas auch zuweilen eins der Passagierstücke auf den Sitz, er selbst nimmt nicht selten einen großen Korb auf den Kopf, das heißt, wenn es unterdessen dunkel geworden ist, und so rollt der Wagen dahin, die Pferde langsam trabend, Andreas mürrisch und verdrießlich, und die junge weibliche Welt im Innern meistens lustig und heiter und tausend gute und schlechte Witze machend.

Diese Equipage aber, geneigter Leser, die du in der Residenz wöchentlich mehrere Male zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags bei dir vorüberrollen siehst, ist der Theaterwagen, von Leuten mit wenig Witz und viel Behagen auch der Thespiskarren genannt, seiner Abstammung nach eine geborene Hofcaleesche, die so lange für die Ehrendamen und Ehrenfräulein benützt wurde, bis diese kostbaren Wesen behaupteten, nicht länger mit Ehren darin fahren zu können.

An dem Nachmittage nun, wo unsere Geschichte beginnt, fuhr der Theaterwagen abermals und ziemlich früh durch die Straßen. Es wurde an diesem Abend ein neues Ballet gegeben, und das ganze große tanzende Personal mußte zusammengeholt werden. Der Wagen war schon ziemlich besetzt und Schwindelmann trat an den Schlag, um sich zu überzeugen, daß noch für Jemand Platz da sei, oder genugsam guter Wille, um zusammenzurücken.

„Wen holen wir noch?" fragte eine Stimme aus dem Wagen.

„Mamsell Clara," antwortete der Theaterdiener.

„Ah! die Prinzessin!" lachte eine andere Tänzerin aus dem Wagen. „Die vornehmen Plätze sind besetzt; sie wird sich mit einem Rücksitz bequemen müssen."

Und eine Dritte fügte hinzu: „ich fürchte, Mamsell Clara wird es übel nehmen, wenn wir sie einladen, als Sechste bei uns zu sitzen."

Schwindelmann konnte unter Umständen grob werden, bevor aber dies geschah, zupfte er sich selbst an einem seiner Ohren, als wenn er sagen wollte: „mäßige dich." Heute that er auch also, mäßigte sich aber nicht, sondern entgegnete mit ziemlich lauter Stimme: „spart doch euer Geschwätz; wenn Jede von euch auch nur halb so zufrieden wäre wie die Clara, so brauchte man in der Garderobe ein paar Ankleiderinnen weniger, und wir würden in der halben Zeit fertig. Pfui Teufel! so ein Aufheben zu machen! — Wollt ihr oder wollt ihr nicht?"

„Ich habe im Grunde nichts dagegen," sagte lachend eine Stimme aus dem Wagen.

Zwei Andere erwiderten: „ich auch nicht, wenn sie sich behelfen will."

Und eine Vierte rief: „ich weiß was Neues: die Clara hat ein Verhältniß mit dem Schwindelmann; die wird protegirt," — ein schlechter Witz, über den aber alle Fünf in Ermangelung eines bessern laut hinaus lachten.

Unterdeſſen ſchlug Schwindelmann brummend und murrend den Schlag zu, und der Wagen rollte durch ein paar Straßen, um endlich vor einem alten, aber ziemlich großen Hauſe zu halten. Dies Gebäude mit hohem, ſpitzem und ausgezacktem Giebeldach hatte vier Stockwerke, rechnete man aber die Wohnungen in benanntem hohem Giebel dazu, ſechs Etagen, in welchen jedoch wenigſtens fünfzehn Familien wohnten. Abends, wenn die Fenſter beleuchtet waren, ſah dies Haus aus wie eine Kaſerne oder eine Fabrik, hatte auch ſonſt mit dieſen beiden einige Aehnlichkeit, denn hier hörte man ein ewiges Summen und Rauſchen, und den ganzen Tag lief Groß und Klein geſchäftig die alten, ausgetretenen Treppen auf und ab.

Schwindelmann ſprang von ſeinem Tritt herab, zog an einer Glocke, die außen angebracht war, und kaum ertönte der Klang, als ſich auch ſchon oben hoch im Giebelfelde ein Fenſter öffnete und eine ſchwache, zitternde Stimme herabrief: „gleich, gleich — ſie kommt ſchon.“

„Sie wird ſich wieder recht abhetzen,“ ſagte nachdenkend Schwindelmann, worauf die Fünf in dem Wagen ein abermaliges Gelächter erhoben, welches ihnen aber von dem Theaterdiener die Bemerkung eintrug, daß ſie ſammt und ſonders keine Schwäne ſeien.

Jetzt öffnete ſich die Hausthüre und zwei Geſtalten wurden ſichtbar, eine größere und eine kleinere. Die größere war Clara, die kleinere ihre ſechsjährige Schweſter, die ein Paketchen unter dem Arm hatte, während die Tänzerin ſelbſt ein größeres trug, das auch Schwindelmann ſogleich mit außerordentlicher Sorgfalt abnahm.

„Haſt du die Näherei?“ fragte Clara darauf ihre kleine Schweſter. „Gib ſie her, mein Herz, und geh hinauf, es iſt kalt.“ Darauf beugte ſie ſich zu dem Kinde nieder, nahm das Paketchen aus

ihrer kleinen Hand und strich ihr leicht über das Haar, ehe sie in den Wagen stieg.

Schwindelmann drückte den Schlag zu und sagte zu dem Kutscher: „In's Theater!“ worauf der Wagen davonrasselte.

Clara hatte sich leicht in eine Ecke gedrückt und sprach mit einer ruhigen und sanften Stimme: „ich kann in der Dunkelheit nicht sehen, wer von euch da ist, ich sage euch aber insgesammt guten Abend, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ihr meinetwegen so eng zusammenrücken müßt.“

„O, wir sind das schon gewöhnt,“ entgegnete die Tänzerin ihr gegenüber. Und eine Andere versetzte: „wenn du nur nicht immer so furchtbar viel Gepäck mitbrächtest. Was thust du denn heute wieder mit den zwei Paketen?“

„In dem großen sind meine Tanzröcke,“ erwiderte schüchtern das Mädchen, „und in dem kleinen — — ja, darin habe ich eine Arbeit.“

„Eine Arbeit?“ lachte eine Stimme aus der andern Ecke. „Bei deinem Fleiße mußt du am Ende noch reich werden.“

Clara antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, und da der Wagen, der bis jetzt auf einer chaussirten Straße gefahren war, das Pflaster erreichte, so wurde die Conversation plötzlich abgeschnitten. Wenige Minuten nachher fuhr Andreas bei einem großen Gebäude vor und hielt dicht an einer erleuchteten Treppe.

Das Aussteigen ging wie das Einsteigen vor sich, nur in umgekehrter Ordnung; zuerst empfing Schwindelmann die Pakete und Körbe, dann half er den Eigenthümerinnen aussteigen. Clara, die zuletzt kam, wurde auch hier von dem Theaterdiener wieder einigermaßen begünstigt. „Da Sie zwei Pakete haben,“ sprach Schwindelmann, „so will ich Ihnen eins hinauftragen.“ Hierauf schloß er den Wagen, sagte dem Kutscher, er müsse um neun Uhr wieder kommen und erstieg hinter den Tänzerinnen die Treppen.

Zweites Kapitel.

Schwarze und rothe Schleifen.

Wenige unſerer geneigten Leſerinnen werden ſchon in einer Theatergarderobe geweſen ſein. Von den Leſern gar nicht zu reden; denn für ſie ſind die Ankleidezimmer, namentlich die des Balletsvor, während und nach einer Vorſtellung vollkommen verſchloſſene und unzugängliche Orte, wir wollen nicht ſagen ein verbotenes Paradies, obgleich ſich auch hier wie dort ein Hüter befindet: vor der Balletgarderobe freilich nicht mit flammendem Schwerte, wohl aber mit großem Stock, angehörend einem alten invaliden Portier von ziemlich mürriſchem Gemüthe, und auf die Privilegien der Theaterankleidezimmer eiferſüchtig wachend wie ein alter Türke. An ihm ſcheitert alle Beſtechung, und nur wir vermögen es vermittelſt der Macht, die uns verliehen, den geneigten Leſer unſichtbar einzuſchwärzen.

Dieſe Balletgarderobe beſteht aus drei ineinandergehenden großen Zimmern; in jedem befinden ſich mehrere Ankleideſpiegel, rechts und links mit Armleuchtern verſehen, die aus der Wand heraustreten und aus welchen Gasflammen brennen. Dieſe Armleuchter ſind zum Drehen eingerichtet, um dem Spiegelglas eine größere oder kleinere Helle zu verleihen; an den Wänden dieſer Zimmer befinden ſich kleine weiß angeſtrichene Käſten, die wie ebenſoviele Kommoden ausſehen, nur daß ſie ſtatt der Schubladen Doppelthüren haben. Jedes dieſer Schränkchen iſt mit dem Namen der Tänzerin verſehen, der es angehört, und hier verwahrt ſie die nothwendigen Gegenſtände zum täglichen Gebrauch, die ſie nicht jedesmal mit nach Hauſe nehmen will. Es iſt das wie der feld-

kriegsmäßig verpackte Torniſter eines guten Soldaten, und enthält alle Mittel für unvorhergeſehene Fälle. Da befinden ſich neuere und ältere, engere und weitere Tanzſchuhe, ſowie Vorrathsbänder zu denſelben, ein paar Tricots zum Auswechſeln, falls irgend ein Unglück geſchähe, kleine Lappen und Flecken von verſchiedenen Sorten, Nadeln und Faden von allen möglichen Größen und Farben. Auch die Theatertoilettegegenſtände ſind hier verwahrt: rothe und weiße Schminke, Pomade, Kämme, Haarnadeln, eine Schachtel voll Magneſia zum Pudern und die nothwendige Pfote eines verſtorbenen Haſen, um die weiße Schminke auf dem Geſicht gleichmäßig zu vertheilen.

Es mag ungefähr fünf Uhr ſein, und der letzte Wagen, den wir begleitet, hat mit ſeinem Inhalte das weibliche Balletperſonal vollſtändig zuſammengebracht. In den drei Zimmern befinden ſich vielleicht vierundzwanzig junge Mädchen, die lachend und plaudernd durcheinander rennen, ſich ihrer Mäntel und Halstücher entledigen, ihre verſchiedenen Anzüge ordnen und nun mit Hülfe der Ankleiderinnen daran gehen, ſich von unten herauf anzuziehen. Sonderbar iſt es, daß die Geſpräche, namentlich aber Scherzen und Lachen, ſo lange nicht zum rechten Durchbruch kommen wollen, bis die Kleider und Unterröcke den Tricots und enganliegenden Leibchen nicht Platz gemacht haben. Iſt aber erſt die ganze leichtfüßige Schaar unten vollſtändig gerüſtet und bis zur Taille mit den enganliegenden Tricots verſehen, ſo ſcheint ein anderer Geiſt in ſie gefahren zu ſein, und Späſſe, eigenthümliche Attitüden und unausſprechliche Pas wechſeln ſo drollig ab und werden mit ſo ſchallendem Gelächter begleitet, daß ſich oftmals die Oberanzieherin veranlaßt ſieht, die Hauptſchuldigen durch ihre Brille feſt anzuſehen und ernſtlich um Aufhören des Spektakels zu erſuchen. Hierauf wird aber das leiſe Gekicher und die anſcheinend harmloſen Späſſe doppelt eifrig fortgeſetzt. Ein lauter Schrei erhebt ſich dazwiſchen, denn es wurde heftig an eine der Thüren geklopft; es iſt Mon-

ſieur Fritz, der Theaterfriſeur, der ſich von außen erkundigt, ob er eintreten dürfe. Alsbald ſetzen ſich die Damen des erſten Zimmers durch umgeworfene Mantillen oder Tücher, ſowie durch Tanzröcke, die proviſoriſch über den Schooß gelegt werden, in gehörige Verfaſſung, um den eintretenden jungen unglücklichen Mann gehörig empfangen zu können; was übrigens nicht ohne einiges Gekreiſch abgeht. Wir ſagen: unglücklichen jungen Mann, und zwar aus doppelten Gründen, denn einmal iſt es keine Kleinigkeit, vierundzwanzig junge Mädchen zur Zufriedenheit zu friſiren, und anderentheils hat Monſieur Fritz den Verſuch gemacht, gegen die eine oder die andere der hübſchen Tänzerinnen gelegentlich zu avanciren, was ihm nun bei jeder Veranlaſſung auf's Schonungsloſeſte vorgehalten wird.

Der Theaterfriſeur und Schneider werden ſeltſamer Weiſe von den Tänzerinnen meiſtens für Weſen gehalten, welche der Liebe unfähig ſind, für geſchlechtsloſe Geſchöpfe; und es iſt eigentlich ſehr gut, daß dieſe Anſicht beſteht, denn ſonſt wäre des Zierens und Genirens kein Ende.

Monſieur Fritz iſt alſo eingetreten; die Thüre zum zweiten Zimmer wird geſchloſſen, weil man dort noch nicht ſo weit angezogen iſt, und das Friſiren nimmt unter Scherzen und Lachen ſeinen Anfang.

Aber man muß nicht glauben, daß Alle in dieſen luſtigen Ton mit einſtimmen, daß es Allen gleichgültig iſt, wenn die umgeworfene Mantille zufällig von den Schultern herabrutſcht, wenn der Friſeur das Haar lockt oder ein Diadem aufſetzt. Nein, dieſe Stunde des Anziehens und ſpäter des Heraustretens vor die Lampen, vor das verſammelte Publikum, ſind für manche dieſer armen Mädchen Stunden der bitterſten Qual, ja tiefen Herzeleids. Man wird ſagen: warum brauchen ſie Tänzerinnen zu bleiben? Sie ſind es ja aus freiem Willen geworden. — Doch iſt dieſe Anſicht eine vollkommen falſche; ihr Wille wurde und wird nicht gefragt. Da iſt eine Mutter in dürftigen Verhältniſſen, die hat zwei kleine

hübsche Mädchen; da sie aber für das tägliche Brod zu Haus arbeiten muß und keine Magd anschaffen kann, um ihre armen Kinder, wie so viele Reiche und Glückliche, zu beaufsichtigen und zu verpflegen, so betrachtet sie die Balletschule als eine gute Gelegenheit, die Kinder zu versorgen und bedenkt nicht, wie theuer dieselben dieser erste Schritt meistens zu stehen kommt. Die kleinen Mädchen werden untersucht, ob sie gerade Glieder haben, auch hübsche Augen und gesunde Zähne, und dann werden sie eingeschrieben zu einem äußerlich oft glänzenden, aber innerlich meistens erbärmlichen Leben. Anfangs betrachtet man Alles mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend; die kleinen Wesen freuen sich, wenn sie in den engen Tricots mit einem goldenen Gürtel hinaus dürfen, und ahnen nicht, daß all' dieses glänzende Schmuckwerk goldene Ketten sind, die sie zu Sclavinnen machen und an ein bewegtes, ja wildes Leben fesseln. Dies Bewußtsein kommt erst nach einigen Jahren und meistens wenn es zu spät ist, wenn die Tänzerin nichts Anderes gelernt hat und allein auf den Balletsaal und die Bühne angewiesen ist, um von der geringen Gage sich und oft noch Eltern und Geschwister zu erhalten.

Es ist dies ein Leben, in vielen Fällen schlimmer als das einer wirklichen Sclavin; ist diese traurig, ist ihr Herz von Kummer und Schmerz zerrissen, so ist es doch ihrem Herrn gleichgültig, ob sie die Lippen zusammenbeißt, ob eine Thräne über ihre Wange herabträufelt; aber die Tänzerin muß lachen, muß vor den Lampen eine Glückseligkeit heucheln, wenn auch ihr Herz darüber brechen möchte. — Es ist wahr, eine Sclavin wird wie eine Waare untersucht, ihre Gestalt, ihr Wuchs, ihre Augen, ihre Zähne, aber das geschieht nur einige Mal in ihrem Leben; die Tänzerin dagegen muß sich allabendlich von dem gesammten Publikum untersuchen lassen: jedes Glas richtet sich scharf auf sie und jedes Auge prüft genau die Formen ihres Körpers, um dem Nachbar sagen zu können:

„ſie iſt ſchöner geworden, ſie blüht auf," oder: „ſie nimmt ab, es geht zu Ende mit ihr." —

Und das ſetzt ſich auch hinter den Couliſſen fort und ſpielt in's gewöhnliche Leben hinüber. Wem es nur irgend möglich iſt und wer hiezu ein Recht zu haben glaubt, macht ſich ein Vergnügen daraus, zu unterſuchen, ob eine Tänzerin feſt geſchnürt ſei, und jeder Geck glaubt eine Verpflichtung zu haben, dieſem armen Mädchen nachzulaufen, eben weil es eine Tänzerin iſt. — — Und dabei hat ſie nicht einmal das Mitleid ihres Geſchlechtes für ſich. Was iſt eine Tänzerin? — Ein Geſchöpf, über welches die Naſe zu rümpfen man berechtigt iſt, der es ja ein Vergnügen macht, ſich ſo und ſo vor dem Publikum zu präſentiren. — Nein, ihr Damen vom erſten und zweiten Rang, es macht ihnen in den meiſten Fällen kein Vergnügen, und es iſt nur ein Beweis, daß es auch bei uns Sclaven und freie Menſchen gibt, ein Beweis, auf welch' traurige Weiſe auch bei uns die Glücksgüter vertheilt ſind; denn wenn immer nach der Reinheit der Geſinnung und den Gefühlen des Anſtandes die Stellen des geſellſchaftlichen Lebens vertheilt wären, ſo ſäße manche Tänzerin in eurer Loge, nachläſſig zurückgelehnt mit verächtlich zugedrücktem Auge, und Manche von euch zeigte ſich da unten dem lachenden Publikum. Das heißt, wenn an ihr irgend etwas zu zeigen iſt. — — — —

Im dritten Zimmer iſt daſſelbe Treiben, dieſelbe Geſchäftigkeit wie in den beiden anderen. Hieher entlud ſich der Inhalt des letzten Wagens, den wir begleitet, und da dieſe Tänzerinnen ſpäter kamen als ihre Colleginnen, ſo iſt man hier auch noch weiter im Anzuge zurück. Doch iſt jede Tänzerin eifrig beſchäftigt; die Ankleiderinnen helfen ihnen angelegentlichſt und bald ſchält ſich aus dem Chaos von Tricots, Weißzeug, geſtickten Kleidern, falſchen Blumen und dergleichen mehr etwas Solides und Fertiges heraus, und das ſtellt ſich nun vor die Spiegel, probirt vorläufig die neue Friſur, ſchminkt ſich nach der Lancaſterſchen Methode, oder läßt

ſich von einer der Schneiderinnen noch hie und da etwas am Anzuge ändern.

Vor einen der Spiegel tritt gerade eine als Nymphe des Waldes gekleidete Tänzerin; fleiſchfarbene Tricots ſind oben mit einem äußerſt kurzen Rock bedeckt, der Oberkörper ſteckt in einem Leibchen von hellgrünem Atlas, das bei jeder Bewegung des Körpers kracht und ſich dehnt. Neben ihr auf einem Stuhl ſitzt eine andere Tänzerin, die Arme über einander geſchlagen, die Füße weit von ſich abgeſtreckt, ſo daß der Tanzrock mehr als eine Spanne über dem Knie bleibt. Beide ſind ſehr ſchöne Mädchen; die vor dem Spiegel hat dunkle Haare, blitzende Augen und iſt tadellos gewachſen. Die Andere, eine Blondine, hat ein ſanftes Geſicht und ruhige, weniger leidenſchaftliche Bewegungen.

„Haſt du bemerkt," ſagte Letztere, „daß die Marie dort in der Ecke wieder eine Thräne um die andere fallen läßt? Warum nimmt das Mädchen auch keine Vernunft an!"

„Wird ſchon kommen," erwiderte die vor dem Spiegel, indem ſie ſich übermäßig ſtark zurückbog, um zu ſehen, ob die Verbindung zwiſchen Rock und Leibchen nichts zu wünſchen übrig ließe. „Wem iſt es am Ende nicht ſo ergangen? Wer von uns hat ein Verhältniß ganz vollkommen nach ſeiner Neigung anfangen können?"

„Ich," verſetzte die Blonde; „und deßhalb dauert mich die Marie."

„Nun, du haſt was Rechtes," entgegnete die Andere lachend und hob mit einem gelinden Ausdruck der Verachtung ihre Oberlippe, während ſie mit den Händen ihre Hüfte umſpannte und ſich ſelbſtzufrieden in dem Spiegel beſah.

„Aber er wird mich heirathen," fuhr die Blonde fort.

„Und dann biſt du fertig! Nein, nein, Eliſe, da macht's unſereins ganz anders. Und wenn die Marie nun einmal nicht will, wer kann ſie zwingen?"

„Du weißt, daß ſie keine Eltern mehr hat und bei ihrer Tante wohnt."

„Bei dem Drachen am Kanal! Oeffentlich hat sie Aepfel feil und verkauft Singvögel; was sie aber im Geheimen treibt, wissen wir. — Pfui Teufel! Nun, zwingen soll sie sich nicht lassen; man muß mit ihr sprechen."

„Thu' das, Thereſe," sagte die Blondine. „Du weißt, die Marie ist ein gutes Geschöpf, ruhig und sanft, sie ist keines großen Widerstandes fähig, und eine intime Freundin hat sie auch nicht."

„Man muß mit ihr sprechen," wiederholte stolz Thereſe. „Laß mich nur machen." Mit diesen Worten trat sie noch einmal fest vor den Spiegel hin, hob den Kopf hochmüthig in die Höhe, besah sich rechts und links, griff nochmals sich lang streckend um ihre Taille und wandte sich dann höchlich zufrieden mit einer halben Pirouette vom Spiegel, worauf sie stolz wie eine Kaiserin nach der vorhin angedeuteten Ecke schritt.

Hier war der unvortheilhafteste Platz des ganzen Gemaches; er war neben einem Fenster, wo wenig Licht hinfiel und sich nur ein kleiner Wandschrank befand. Hier mußten sich die Jüngsten begnügen, bis sie endlich älter und erfahrener wurden und durch den Abgang einer Collegin oder durch irgend eine Protection an einen bessern Platz vorrückten.

Die zwei Mädchen, die sich hier angezogen, waren beide jung, beide schön, sie hatten beide dunkles Haar und dunkle Augen, und waren doch unendlich von einander verschieden.

Wir kennen Beide bereits; von der Einen sprachen eben die beiden Tänzerinnen an dem großen Spiegel; die Andere war Mamsell Clara, welche zuletzt in den Wagen gestiegen.

Die Erstere war ein Bild der Frische und Ueppigkeit, dabei hatte sie eine gute Taille, starke Arme, ein rundes, blühendes Gesicht, und die Röthe ihrer Wangen drang so stark hervor, daß sie mit keiner anderen Schminke zu bewältigen war; von Rothauflegen war gar keine Rede, und schon nach den ersten Schritten des Tan-

zes glühte sie so, daß man ihr vorwarf, sie sei ungeschickt und übermäßig geschminkt. Ihre Augen waren dunkel und glänzend, der Gesichtsausdruck aber nicht sehr geistvoll; Hände und Füße ließen auch etwas zu wünschen übrig, wöher es denn auch wohl kam, daß es ihr schwer wurde, eine graziöse Stellung anzunehmen, und sie, obgleich wie gesagt ein sehr schönes Mädchen, doch nie in die ersten Reihen gestellt wurde.

Clara war von einer mittleren Größe und mit einer Zierlichkeit und Eleganz gewachsen, die Jedermann in Erstaunen setzte. Dabei hatte sie den kleinsten Fuß, die kleinste Hand; und ihre Taille, nicht unverhältnißmäßig schmal, stand zu dem langen und vollen Oberkörper in so richtigem Verhältniß, daß das schärfste Kennerauge in diesem Körper nur die vollkommenste Harmonie entdecken mußte. Auch Hals und Kopf paßten vortrefflich zu dem Ganzen; ihr Gesicht war lang, doch nicht schmal, die Farbe desselben etwas blaß; dabei hatte sie große Augen und zwischen frischen Lippen glänzend weiße Zähne. Ihr fast schwarzes Haar war wegen seiner Fülle der Kummer des Friseurs; denn Monsieur Fritz war, wie er sagte, nicht im Stande, irgend eine correcte Frisur damit herzustellen. Wenn wir dabei versichern, daß dieses Mädchen mit einer außerordentlichen natürlichen Grazie begabt war, daß keine ihrer Bewegungen etwas Eckiges hatte, daß ihr Körper und ihre Füße schmiegsam und biegsam wie bei keiner Anderen waren, daß sie den größten Pas mit Leichtigkeit lernte und nach dem ersten Jahr vor allen ihren Colleginnen während des Tanzes auffallend hervortrat, so wird man sich wundern, weßhalb sie bei dem Corps de Ballet. blieb und nicht zur Solotänzerin ausgebildet wurde. Doch hatte das seine guten Gründe, und Clara, die, wie wir später sehen werden, fast schutzlos in der Welt stand, dagegen viel Schutz zu verleihen hatte, fand nicht die Zeit, täglich die langwierigen Exercitien zu machen, die nothwendig sind, wenn man es in der Tanzkunst zu Etwas bringen will. Dabei fürchtete sie sich auch vor dem ersten Tänzer, der

ſich ihr anfänglich auffallend genähert hatte, dem ſie aber mit ihrem richtigen Gefühl ſchaudernd auswich. Ueberhaupt konnte ſie ſich nie mit dem wilden Treiben vieler der anderen Tänzerinnen befreunden und nahm deßhalb eine iſolirte Stellung ein, die häufig Veranlaſſung war, daß ſie Spott und Neckereien aller Art ertragen mußte. Mamſell Marie war die Einzige, welche mit großer Anhänglichkeit an Clara hing, ſie wahrhaft verehrte und faſt unterthänig gegen ſie war, wie gegen eine Gebieterin.

Die beiden Mädchen waren ſtillſchweigend übereingekommen, Monſieur Fritz ſo wenig als möglich in Anſpruch zu nehmen, und da ſie ſich ſchon ſeit längerer Zeit ſo gegenſeitig bedienten und, namentlich Clara, eine große Fertigkeit erlangt hatten, ſo wurde es ihnen nicht ſchwer, ſich gegenſeitig die kunſtvollſten und ſchwierigſten Friſuren zu machen. Dadurch waren ſie meiſtens vor allen Uebrigen fertig; ſo auch heute, und als in allen Zimmern und vor allen Schränken noch große Bewegung herrſchte, hatten ſie ihre gewöhnlichen Kleider ſchon aufgeräumt und beſchäftigten ſich, völlig angezogen, mit etwas Anderem.

Dieſe Beſchäftigung war aber ſehr verſchiedener Art: Clara hatte ſich vor ihr Schränkchen geſetzt, das zweite Paketchen ihrer Näherei geöffnet und fing an zu arbeiten, während Marie an dem Fenſter lehnte und mit gefalteten Händen in die dunkle Nacht hinausſah. Uebereinſtimmend aber waren die Geſichtszüge beider Mädchen; auf beiden lag ein tiefer Schmerz und die etwas gerötheten Augen zeigten Spuren von häufigem Weinen. Clara hatte ſtark Roth auftragen müſſen, um die durchdringende Bläſſe ihres Geſichts zu bewältigen. Weßhalb die am Fenſter geweint, haben wir bereits erfahren, und wenn wir einen Blick auf die Arbeit der Anderen werfen, ſind wir auch hier über die Urſache des Schmerzes nicht mehr im Zweifel: Clara nähte an einem Kinderkleidchen, und war eben im Begriff, daſſelbe mit ſchwarzen Schleifen zu beſetzen.

In dieſem Augenblick kam Mamſell Thereſe von ihrem Spiegel und trat mit erhobenem Kopfe vor die Beiden hin. „So, ihr ſeid ſchon fertig?“ ſagte ſie. „Und Clara iſt ſchon wieder am Arbeiten? — Was machſt du denn da?“

„Mir iſt heute Nacht meine kleine Schweſter geſtorben,“ antwortete das Mädchen. Und als ſie ihren Kopf aufhob, um die Tänzerin anzuſchauen, ſtanden ihre großen Augen voll Thränen.

„So, ſo,“ entgegnete Thereſe mitleidig, „deine arme kleine Schweſter iſt geſtorben? Ei, ich habe nichts davon gewußt. Und da machſt du ihr das letzte Kleidchen?“

Clara nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„Wie alt war denn das Kind?“

„Sie war zwei Jahre — aber ſo lieb — ſo lieb —“

„Nun ihr iſt wohl,“ verſetzte die Andere; „aber es thut mir leid für dich, du haſt das Kind gewiß ſehr gern gehabt.“

„Wie ihr eigenes,“ ſagte Marie am Fenſter; und unter dem Dunkel des Vorhanges glänzten ihre feuchten Augen hervor.

Einige andere Tänzerinnen in der Nähe, namentlich die blonde Eliſe, welche ihrer Freundin gefolgt war, hatten dieſe Unterredung theilweiſe gehört und traten nun mitleidsvoll näher. Bald war Clara von allen Damen umringt, die ſich im Zimmer befanden, und es war ein eigener Anblick, wie die vorhin noch ſo lachenden Geſichter der jungen luſtigen Tänzerinnen auf das dürftige Todtenhemdchen niederſchauten. Um daſſelbe herum ſtand nun ſo plötzlich ein lautloſer Kreis, glänzend in Spitzen, Atlas, Silberſtoffen und falſchen Brillanten. Dabei contraſtirte die Stille hier im Zimmer auffallend mit dem Lärmen in den andern; dort wurde geplaudert, gelacht, auch wohl ein luſtiges Lied geſungen, und zwiſchen hinein knatterten die Caſtagnetten und hörte man hin und wieder das taktmäßige Auftreten der Füße, wenn die Eine oder die Andere irgend einen Pas verſuchte.

„Aber warum nähſt du ſchwarze Schleifen auf das Kleid?“

fragte nach einer längeren Pauſe Thereſe, indem ſie ſich niederbeugte und das Kleidchen mit der Hand berührte. „Man nimmt ja gewöhnlich Roſaband; auch ſind die hier von Baumwollenzeug.“

Clara blickte in die Höhe und verſuchte zu lächeln, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. „Schwarz iſt ja die Farbe der Trauer,“ ſagte ſie, „und dann hatte ich dieſe Bänder ſchon; Roth iſt ſo theuer.“

„Du haſt ſie von einem Kleid heruntergetrennt,“ fuhr die Andere fort, nachdem ſie genauer hingeſehen. — „Ich will das nicht leiden.“ Dabei richtete ſie ſich ſtolz in die Höhe. „Dein Schweſterchen ſoll nichts Schlechteres haben, als die anderen Kinder. — Allons!“ wandte ſie ſich an die Andern, „ſucht rothes Atlasband zuſammen, aber eilt euch. — Wie viel Schleifen brauchſt du ungefähr?“

„Laß nur gut ſein, Thereſe,“ bat Clara, „meine Liebe zu dem armen Kind iſt nicht geringer, wenn ich auch ſchwarze Schleifen hinnähe.“

„Aber es muß einmal ſo ſein,“ entgegnete Thereſe eigenſinnig, „du haſt ja kaum mit deinem ſchwarzen Band angefangen. Macht, daß wir rothe Schleifen bekommen!“

Schon auf den erſten Ruf hin waren mehrere der Tänzerinnen zu ihren Schränken geeilt, und eine brachte das Verlangte herbei.

Thereſe durchſchritt alle Zimmer und rief nach rothem Atlasband.

„Wozu?“ fragten mehrere Stimmen. „Zu welchem Zweck?“

Und kaum hatte die Tänzerin erklärt, um was es ſich handle, ſo wurden bereitwillig Schränke und Schachteln geöffnet, und jede der glänzenden Nymphen, der ſtrahlenden Göttinnen und edlen Ritterfräuleins beeilte ſich, ihre rothe Schleife zu bringen, ſo daß Clara kaum mit dem Annähen fertig werden konnte.

Wie wohl that ihr übrigens dieſe Theilnahme, und wie erfreut

war sie, als nun das Kleidchen fertig war und nicht mehr so düster in Schwarz und Weiß aussah, sondern freundlich und rosig, wie es für das liebliche Gesichtchen des verstorbenen Kindes paßte.

„Wann wird dein Schwesterchen begraben?" fragte die blonde Tänzerin, die jetzt in den Kreis trat, in ihrer Hand einen kleinen Kranz haltend von künstlichen Orangenblüthen, fast ihr einziges und bestes Eigenthum, das sie aber gerne hingab, um das Köpfchen der Verstorbenen damit zu zieren. „Wann wird es begraben?" wiederholte sie. „Denn es versteht sich von selbst, daß wir Alle mitgehen."

„Natürlich," sagte Therese; „da wird gewiß keine fehlen. Und an Blumen bringen wir mit, was wir auftreiben können; die jetzt gewachsenen und blühenden sind freilich theuer, aber es thut nichts, sollte es auch ein gemachter Strauß sein. Es hat die gleiche Wirkung, wenn es nur vom Herzen kommt."

„Es soll mich freuen," erwiderte Clara, „wenn ihr auf den Kirchhof kommen wollt; das Begräbniß ist übermorgen um zehn Uhr."

„Verlaß' dich darauf, es fehlt keine," versetzte Therese bestimmt. Und damit nahm sie das fertig gewordene Kleidchen in die Höhe, und Alle betrachteten die wohlgelungene Arbeit.

In diesem Augenblicke ertönte eine Klingel dreimal und heftig; es war das Zeichen für die Tänzerinnen, auf die Bühne zu kommen, weßhalb die Schränke eilfertig zugeschlossen wurden. Jede trat noch einen Augenblick vor den Spiegel, streckte den Oberkörper so weit als möglich in die Höhe, zog den Tanzrock herab, betrachtete prüfend die Schuhe, ob nirgendwo ein Fehler zu entdecken sei, und darauf flatterte die leichte Schaar die Treppen hinab und rauschte auf die Bühne, wie ein anderes wildes Heer.

Drittes Kapitel.

Sklavinnen.

Wie meistens vor einem größeren Ballet ein kleines Lustspiel gegeben wird, so auch am heutigen Abend. Es geschieht das, um den ersten Hunger des Publikums zu stillen, um den Zuspätkommenden genügende Zeit zu lassen, ihre Plätze einzunehmen, und um Alle, oftmals durch einige Langeweile, empfänglicher zu machen für den nun folgenden Spektakel, für Dekorationen, Costüme, Tänzer und Tänzerinnen. Hiezu wird meistens ein harmloses Lustspiel gewählt, an dem man nicht viel verliert, wenn man auch erst in der Mitte desselben in's Theater kommt; es hat gewöhnlich eine einfache Dekoration, damit man hinten genugsam Platz hat für die Zurüstungen, sowie eine Stelle, wo sich das Corps de Ballet aufhält und wo die Solotänzerinnen die verzweifeltsten Anstrengungen machen, damit ihre Glieder nachher im höchsten Glanze der Gelenkigkeit erscheinen.

Es ist heute Abend ein Ballet in vier Aufzügen, zwölf Tableaux, mit viel Tyrannei, viel Liebesschmerz und ungeheurem Gefühl. Eine Scene, wo viel des Letzteren vorkommt, muß als sehr schwierig noch probirt werden. Der Herzog, ein gutmüthiger Kerl, — so scheint er wenigstens im ersten Aufzug, obgleich der emporgewichste Schnurrbart und der lange drohende Knebelbart deutliche Vorzeichen sind, daß später einiges Zähneknirschen und Augenverdrehen stattfinden wird, — der Herzog also kommt, wie es in Balleten meistens der Fall ist, unglücklicher Weise in dem Augenblick zu seiner Braut, wo deren eigentlicher Liebhaber, der junge Ritter Astolfo, ebenfalls bei ihr ist. Das gibt eine furchtbare Scene; der Herzog bleibt wie angewurzelt stehen und gleitet dann mit einem fürchterlichen Blick, fast ohne die Füße zu bewegen,

bis auf die andere Seite der Bühne. Ritter Astolfo zieht sein Schwert; einige zwanzig Tänzerinnen, die Begleitung der Braut, schaudern im Chor, die Cavaliere des Herzogs schlagen ein pantomimisches Hohngelächter auf, und die Braut reißt sich endlich aus ihrer Erstarrung in die Höhe, faßt ihren verzweifelnden Liebhaber an der Hand und tanzt vor den Augen des erstaunten Herzogs ein Pas de deux, worin sie ihm deutlich zu verstehen gibt, hier, Astolfo, sei ihr Jugendfreund und schon seit erster Kindheit von ihr geliebt worden, sie könne und werde ihn nie verlassen, sie scheere sich den Henker um den Herzog und sein ganzes Reich, und werde eher sterben, als ihm angehören.

Diese Scene wurde, wie gesagt, nochmals in der Geschwindigkeit durchgemacht, worauf der erste Tänzer in Abwesenheit des Ballet-meisters das Corps de Ballet eine kleine Revue passiren ließ. Er schaute nach, ob die Frisuren übereinstimmend mit der Vorschrift waren, ob die Schuhe in gutem Zustande, ob die Tricots fest und sorgfältig angezogen seien. Die meisten der jungen Damen ließen sich diese Untersuchung lachend gefallen, namentlich wenn der Tänzer, ein hagerer junger Mann mit sehr lebhaften Augen, gerade nicht in's Detail einging. Andere, um geschwind fertig zu sein, drehten sich vor seinen Augen lachend mit einer Pirouette, um sich von allen Seiten zu präsentiren und machten darauf ein übermäßiges Battiment, um so Tricots und Schuhe im besten Glanz vorzuzeigen und sprangen dann in die Coulisse zurück. Einige der Tänzerinnen beantworteten die Aufforderung ihres Collegen, näher zu treten, mit einem unbeschreiblichen Blick, drehten ihm ganz einfach den Rücken, oder ließen sich auch, die Hände auf den Hüften, nicht im Mindesten in ihrer Unterhaltung stören.

„Wo ist Mamsell Clara?“ rief der Tänzer, nachdem er das Mädchen vergebens gesucht, obgleich sie nicht weit von ihm hinter einem gemalten Baume stand. — „Wo ist Demoiselle Clara?“

wiederholte er mit lauter Stimme. „Ich muß sie bitten, augenblicklich vorzutreten.“

Diesem zweiten Ruf mußte Folge geleistet werden, und das Mädchen trat, obgleich widerstrebend, auf die halbdunkle Bühne, in deren Mitte der lange Tänzer allein stand.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte er mit einem häßlichen Lächeln, „daß man Sie immer zweimal rufen muß. — Es wäre wahrhaftig für Ihr Fortkommen besser,“ setzte er leise hinzu, „wenn Sie meinen Aufforderungen gleich auf das erste Mal Gehör gäben.“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte die Tänzerin mit unsicherer Stimme.

„O, für jetzt nicht viel,“ entgegnete ihr College. „Sie tanzen in der vordersten Reihe, Sie tanzen zu sechs mit mir, ich möchte nach Ihrem Anzuge sehen; dann könnten wir auch geschwind die letzte Stellung probiren.“

„Mein Anzug ist in Ordnung,“ versetzte das Mädchen, indem es einen Schritt zurücktrat.

„Ihre Schuhe nicht zu weit?“

„Ein wenig; aber ich habe sie eingenäht.“

„Ihre Tricots fest angezogen? Ich will keine Falten bemerken. — Lassen Sie sehen.“

Das Mädchen rührte sich nicht. Doch wenn es auf der Bühne nicht so dunkel gewesen wäre, hätte man deutlich bemerken können, wie selbst unter der Schminke eine glühende Röthe ihr Gesicht überfuhr.

„Seien Sie nicht kindisch,“ sagte der Tänzer, „und lassen Sie sehen. Sie wissen, Clara, daß ich mit mir nicht spassen lasse, und daß Sie auf eine Zulage nächsten Monat durchaus nicht zu rechnen haben, wenn ich Sie immerwährend wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit anzeigen muß. — Nun!“

Das arme Mädchen knitterte mit der rechten Hand ihren seidenen Tanzrock zu tausend Falten zusammen, dann erhob sie ihn ein paar Zoll hoch, so daß ihr Knie sichtbar wurde.

Der Tänzer wollte sich genauer überzeugen, doch trat Demoiselle Clara abermals einen Schritt zurück.

„Sie sind ein kindisches Mädchen," sprach der Vorgesetzte: „Sie werden noch viel lernen müssen oder Sie bringen es zu gar nichts. — Sind Sie nicht zu fest geschnürt?"

„Ich schnüre mich nie fest," entgegnete Clara kurz abgebrochen und wollte sich entfernen.

Der erste Tänzer aber faßte ihren Arm und hielt sie fest. „Ich glaube," sagte er mit leiser Stimme, „die Schneiderinnen behandeln Sie mit gar keiner Aufmerksamkeit; für Ihre unvergleichliche Taille findet sich gar nichts Passendes in der Garderobe; man müßte Ihnen eigentlich immer neue Sachen machen. Und wenn Sie wollen, Clara —"

Das Mädchen versuchte ihre Hand zwischen den feuchten Fingern des dürren Tänzers hervorzuziehen; es durchschauerte sie eisig. Doch hielt er sie fest.

„Es scheint mir," fuhr er stockend fort, während er sich auf sie herabbeugte, die „Garderobière will Ihnen nicht wohl; sie gibt Ihnen immer alte zu stark wattirte Leibchen. — Ah! ich muß das untersuchen! — —"

Doch wurde dem diensteifrigen Collegen zum Glücke des jungen Mädchens für jetzt keine Zeit zu dieser Untersuchung gelassen, denn als er sie beginnen wollte, kamen aus der Seitencoulisse zwei der Tänzerinnen in einem so rasenden Walzer dahergeflogen, daß sie kein Hinderniß beachten konnten und mit solcher Gewalt gegen den ersten Tänzer anprallten, daß dieser weithin auf die Bühne flog und nur durch eine Säule, die er krampfhaft ergriff, vor einem gänzlichen Falle errettet wurde.

Clara, die hocherfreut aber erstaunt war, sich so plötzlich befreit zu sehen, fühlte sich von den beiden Colleginnen ergriffen und mußte den tollen Wirbel mitmachen, der in einem weiten Bogen

über die Bühne ging und nicht eher endigte, bis alle Drei wieder hinter den Couliſſen angekommen waren. Dort hielt die Eine, die Kräftigſte von Allen, — es war Demoiſelle Thereſe, — das Terzett mit einem plötzlichen Rucke feſt, löste ihre Arme aus denen der beiden Anderen und ließ ſich laut lachend auf eine gepolſterte Raſenbank niederfallen. Clara ſchöpfte einen Augenblick tief Athem, dann ſagte ſie: „Wie danke ich dir, Thereſe; du haſt mir da aus einer ſehr unangenehmen und ſchmerzlichen Scene weggeholfen.“

„Die aber morgen wiederkehren wird, mein Schatz,“ lachte die Andere.

„O mein Gott, ich weiß das; aber was kann ich dagegen thun? Ich, ohne Schutz, hülflos und allein daſtehend!“

„Dagegen kannſt du zweierlei thun,“ entgegnete Demoiſelle Thereſe, indem ſie ihren rechten Fuß auf das linke Knie hinaufzog, um ihren Schuh anzuſehen, ob er bei dem raſchen Walzer keinen Schaden genommen. „Wie ich geſagt habe, zweierlei, entweder du läßt dir die Narrheiten gefallen, du läßt dem lächerlichen Kerl ſeine Grille —“

„Nie! nie!“ rief Clara entrüſtet.

„Nun wohl,“ ſagte gleichmüthig die Andere, „ſo ſchaffſt du dir einen Liebhaber an, der unſerm erſten und zweiten Tänzer und allen Denen, die das Recht zu haben glauben, deine Taille unterſuchen zu dürfen, an einem ſchönen Morgen zwei Worte ſagt, ungefähr das Inhalts: „Mein lieber Freund! Wenn Sie ſich nochmals unterſtehen, der Demoiſelle Clara mit der Spitze Ihres Fingers zu nahe zu kommen, ſo mache ich mir dagegen das Privatvergnügen, Sie dreimal nacheinander ausziſchen zu laſſen.“

„Oder,“ ſetzte die blonde Tänzerin, welche die Dritte im Bunde geweſen war, hinzu, „dein Liebhaber macht ſich das Vergnügen, Abends in einer dunklen Straße dem erſten Tänzer oder ſonſt Jemand ein paar freundliche Worte zu ſagen.“

„Darnach der Liebhaber iſt,“ antwortete Thereſe mit etwas

verächtlichem Tone, „kann das auch geschehen; doch ist es nicht sehr nobel.“

„Aber ich will keinen Liebhaber,“ versetzte schüchtern das junge Mädchen, dem diese Rathschläge gegeben wurden. „O mein Gott, ich bin eine Tänzerin, das ist wahr, aber ich habe mich doch zu sonst nichts verkauft.“

„Aber verkauft hast du dich,“ entgegnete Demoiselle Therese, und umspannte mit ihren beiden Händen ihre schlanke Taille. „Verkauft haben wir uns Alle mit Leib und Seele.“

„Das wäre ja schrecklich!“ meinte die blonde Tänzerin. „Nein Therese, du übertreibst; ich habe mich nicht verkauft.“

„Du hast dich nicht verkauft?“ fragte Therese hochmüthig, indem sie sich stolz aufrichtete und ihre blitzenden Augen so fest auf die Kollegin richtete, daß diese die ihrigen scheu zu Boden niederschlug. „Wir sind hier unter uns, und ich für meine Person will mich wahrhaftig nicht besser machen als ich bin. Erinnerst du dich noch — es sind, jetzt drei Jahre, wir Beide waren damals Sechszehn alt — weißt du noch, Schatz, wie man dir eine Zulage versprochen und wie dich der Balletmeister da hinten in's blaue Zimmer bestellte, in das blaue Zimmer mit dem gelben Sopha? — Ja, mein Kind, du bekamst eine Zulage, das heißt, du erhieltest sie später, aber — sprechen wir nicht mehr davon. — Hat man dir noch keine Zulage versprochen, meine schöne Clara?“

„Nein, nein,“ entgegnete diese finster, „wenn man mir sie auch verspricht, so gehe ich doch nicht in's blaue Zimmer.“

„Das wird man dir schon sagen, mein Lieb,“ erwiderte finster lachend Therese. „Man bestellt dich und du kommst. Damit ist die Sache abgemacht.“

„Ich bin keine Sklavin,“ versetzte stolz die junge Tänzerin. Und dabei warf sie ihre Lippen auf und ihr Auge blitzte.

Therese lächelte still vor sich hin, dann blickte sie in die Höhe zu einem gemalten Palmbaume, der seine riesige Blätterkrone über

die drei Mädchen ausstreckte und sagte: „wir stehen gerade unter dem rechten Symbol; du meinst, wir seien keine Sklavinnen, das heißt Sklavinnen, was die Leute so darunter verstehen. Sklavinnen, die in jenen Ländern wohnen unter einem freundlich lachenden und sonnigen Himmel, von Blumen umgeben und schönen Früchten, die nicht Kälte und Hunger kennen. Nein, du hast Recht, solche Sklavinnen sind wir nicht. — Aber unsere Sklaverei ist viel härter, viel dauernder, viel grausamer. Diejenigen, welche mit einem dunkeln Gesichte auf die Welt kommen, wissen ganz genau, daß einmal eine Abstufung zwischen ihnen und ihren weißen Schwestern besteht; warum hat Gott die beiden Racen geschaffen? Er hat wohl seine Gründe dazu gehabt. Aber wir, Sklavinnen durch Geburt und Verhältnisse, obgleich unser Gesicht nicht eine Idee dunkler ist, als das der Anderen, die mit Verachtung auf uns herabschauen — übrigens bin ich mit meinem Gesichte wohl zufrieden, — wir haben das volle Recht, unseren Zustand bitterer zu empfinden, als jene Anderen. Und welch Herzeleid thut man ihnen, das uns nicht doppelt geschieht?"

„Weil wir Tänzerinnen sind," seufzte Clara mit gefalteten Händen.

„Nicht blos weil wir Tänzerinnen sind," fuhr die Andere fort. Und bei jedem Worte, das sie sprach, blitzten ihre weißen Zähne. „Seht unter all' euren Bekannten nach der ganzen Classe, der wir angehören, alle wir, die wir keine Schuld daran haben, daß wir nicht vornehm geboren wurden, wir alle sind Sklavinnen und haben ein härteres Loos als Jene, die wirklich so heißen."

„Da ist ein neues Buch geschrieben worden," sagte Clara; „habt Ihr davon gelesen? Mein Vater übersetzt es zu Hause für einen Buchhändler und ich lese die Correcturbogen."

„Freilich habe ich es gelesen," erwiderte die andere Tänzerin. „Und die Absicht der Verfasserin ist gewiß lobenswerth; aber lächerlich ist es, wie man bei uns dafür schwärmt, wie man sich an

fremdem, vielfach eingebildetem und übertriebenem Elend wollüstig erlabt, während man dicht vor der Nase dasselbe in noch viel größerem Maßstabe hat."

„Thereſe ſpricht wie ein Buch," verſetzte die Blondine. „Aber es iſt begreiflich und ich beneide dich wahrhaftig um deine Sucht, Alles zu leſen und dich über Alles belehren zu laſſen."

„Das kommt daher," bemerkte Thereſe mit ruhigem Tone, „weil ich nur mit gebildeten Leuten umgehe und vielen Sinn für alles Schöne und Gute habe. An mir iſt mindeſtens eine ganze Gräfin verloren gegangen."

„Man ſagt ſogar, du ſeieſt eine halbe Prinzeſſin," meinte lachend die blonde Tänzerin.

Thereſe zuckte mit den Achſeln, dann fuhr ſie fort: „und ſeht nur die Meiſten von Denen an, welche für die Leiden jener unglücklichen Geſchöpfe ſcheinbar ſo warm fühlen und Alles thun zur Verbreitung des Buches, um der Welt zu ſagen, wie ſchrecklich es in jenen fernen Ländern zugehe, wie es ſo chriſtlich und nothwendig ſei, jenen Leuten ein paar ſtille Thränen zu weihen, ſeht ſie euch doch an! ich kenne ein Paar, die nach der Sklaverei ſo viele tauſend Meilen von ſich ausſchauen und die zu Hauſe darüber ſtolpern; die das Elend jener unglücklichen Menſchen täglich und ſtündlich beklagen, und die in ihrem Hausweſen und für ihre Mitmenſchen ſelbſt die ſcheußlichſten Sklavenhändler ſind. — Ah! ich rede mich in eine wahre Wuth hinein."

„Und du übertreibſt," ſagte Eliſe.

„Worin übertreibe ich? Biſt du nicht verkauft — bin ich nicht verkauft, ſind es nicht all die tauſend armen Mädchen, die für ihr tägliches Brod arbeiten? Vorausgeſetzt, daß ſie hübſch ſind. — Und an wen ſind ſie verkauft? Vielleicht wie jene Schwarzen an einen Herrn, der ſein Intereſſe dabei hat, ſie gut zu behandeln, damit er ſie erhält? — Nein! tauſendmal nein! Was kümmert ſich Dieſer oder Jener bei uns um ein armes Mädchen, das ihm heute

gefallen? Er läßt sie durch die Finger gleiten, läßt sie so tief sinken als ihm beliebt; er fragt nicht, ob sie Hunger und Kälte ausstehen muß, und wenn er ihr nach Jahren begegnet, dem Mädchen, jetzt abgehärmt und elend, das er früher jung und schön in seine Arme gedrückt, so zuckt er verächtlich die Achseln oder er lacht über sie."

„Aber man kann mein Kind nicht wie dort verkaufen," sprach nachsinnend die blonde Tänzerin.

„Leider! leider!" rief heftig die Andere. „Wo könnte man die armen Dinger verkaufen, daß sie in Hände kämen, die sie ordentlich nährten und verpflegten, statt daß Tausende bei ihren Müttern in Kummer und Elend zu Grunde gehen! Und wozu soll Manche ihr Kind erziehen? Zu dem Geschäft, das sie selbst treibt? — Ah! das muß ich sagen, da sieht sie ein glückliches Loos vor Augen und blickt in eine schöne Zukunft, wenn sie ihrem armen kleinen Kinde den rothen Mund küßt!"

„Ja, es ist für Manche besser, wenn sie sterben," sagte Clara mit leisem, traurigem Tone.

„Aber wir leben," erwiderte Therese, dies energische und schöne Mädchen. „Und ich meines Theils will Allem trotzig die Stirn bieten, was über mich hereinbrechen will. — Denen da draußen," — damit streckte sie ihre rechte Hand gegen das Publikum aus, das man lachen und applaudiren hörte, — „denen habe ich einen ewigen Krieg geschworen, und ich führe ihn auf meine eigene Art. Es sollte mich wahrhaftig gar nicht wundern, wenn ich nicht für meine vielen glücklichen Siege noch einmal General würde." Damit warf sie den Kopf stolz in den Nacken und verschwand in dem Dunkel der Coulissen.

Clara blieb noch einen Augenblick nachsinnend stehen, dann sagte sie still für sich: „Sie hat nicht ganz Unrecht. Habe ich doch gestern in dem Buche gelesen, daß die Sklavinnen, ehe man sie verkauft, wie eine Waare untersucht werden. — Ah! etwas Aehn-

liches schien der da hinten auf der Bühne auch mit mir vorzuhaben. — Und er wird in seinen Versuchen nicht ablassen. — Fürchterlich! Fürchterlich!“ seufzte das junge Mädchen, und ein tiefer Schauder durchbebte ihren Körper.

Viertes Kapitel.

Ein Loch im Vorhange.

Das kleine Lustspiel war zu Ende, der Vorhang sank herab, und das Publikum, nachdem es einigen wenigen Applaus gespendet, lehnte sich bequem auf seine Sitze, lachte, scherzte, sprach rechts und links, mit dem Hinter- und dem Vordermann; und so entstand ein artiges kleines Summen in dem weiten Hause. Dazwischen hörte man Logenthüren auf- und zuschlagen, Sperrsitze niederklappen, kurz das Geräusch der Eintretenden, welche das ihnen langweilige Lustspiel vorbeigehen ließen, um sich jetzt mit frischem Sinn an dem Ballet zu ergötzen. Im Parterre unterhielt man sich von den Schönheiten und den Mängeln des eben vorübergegangenen Stückchens, man sprach von dem neuen Ballet, namentlich aber vor der Besetzung desselben, die nun natürlicher Weise, wie immer von diesen Kunstrichtern etwas zu wünschen übrig ließ. Da hätte der diese Rolle übernehmen müssen, und jene Tänzerin die Rolle der Anderen. Von den Dekorationen versprach man sich ohnehin nicht viel; und was die Maschinerie anbelangt, was war da von einem Maschinisten zu erwarten, dem jeden Augenblick die Flugwerke in der Luft hängen blieben, bei dem die Vorhänge auf halbem Wege nachdenkend wurden, und nicht herab wollten, und durch dessen Schuld die Leute, die nicht versinken sollten, versanken, da-

gegen Geister, Gespenster und Hexen, die unter die Erde gehörten, hartnäckig und trotz alles Stampfens auf der Oberfläche blieben! —

Auf der Scene bewegte sich ein noch regeres Leben durcheinander. Die Dekorationen des Lustspiels waren weggeräumt; das Theater stellte einen großen Festsaal vor mit weißen und vergoldeten Säulen; Kronleuchter wurden herabgelassen und angezündet; die Tänzerinnen des Balletcorps schwärmten ab und zu und hielten sich viel in der Nähe des Vorhanges auf, wo an den beiden Löchern, durch welche man auf das Publikum schauen kann, immer wenigstens ein halbes Dutzend stand, die sehnlich auf eine Ablösung harrten, um nach irgend Jemand sehen zu können.

Geneigter Leser, wenn du dich im Theater befindest und der Vorhang niedergefallen ist, so erscheint dir an demselben alles so einfach und unschuldig. Der langweilige rothe oder blaue Faltenwurf, die Masken oder Köpfe, die darauf gemalt sind, das Alles kommt dir außerordentlich harmlos vor; für dich ist die Hauptgardine nichts weiteres als ein Vorhang, der das Publikum von der Bühne vollkommen scheidet. Du bemerkst keine Bewegung an demselben, durchaus nichts Auffallendes, wenn du nämlich kein Eingeweihter bist. Wir sehen das Ding schon mit ganz anderen Augen an, heften unseren Blick fest auf den großen Vorhang und sehen, daß derselbe in Zeichen spricht wie der beste Telegraph. In jeder anständigen Gardine befinden sich wie gesagt zwei Löcher mit einigen schwarzen Flecken umgeben, die von Weitem einem Gesichte nicht unähnlich sind, wie man sie denn auch fast den Abdruck eines Gesichts nennen könnte, denn die dicken pomadisirten Augbrauen, die sich beständig dagegen drücken, dunkeln nach und nach durch, ebenso die Schnurr- und Kinnbärte, und treten so allmählig an der anderen Seite hervor. Durch diese beiden Löcher nun wird eine fortwährende und umständliche Conversation mit Diesem oder Jenem aus dem Publikum unterhalten; natürlich hat jeder seine Zeichen, die er versteht. Eine neue Person, die hinter den Vorhang an

jene Stelle tritt, ist dadurch bemerkbar, daß sich derselbe sanft bewegt, was so viel heißt, als: gebt Achtung! Nun wird ein Finger durchgesteckt, mit oder ohne Handschuh, denn das hat Beides seine Bedeutung: der Finger bewegt sich nach rechts, nach links, nach oben oder nach unten, vier neue Zeichen, die wichtige Dinge telegraphiren. Der Finger bewegt sich auf und ab und erzählt so eine ganze Geschichte; der Finger verschwindet mehrere Male und kommt mehrere Male wieder, und erklärt damit, wenn und was nach dem Theater geschehen könnte. Oft erscheint die Oeffnung schwarz, dann wird sie plötzlich weiß; man hält ein Sacktuch daran, ein Zeichen von außerordentlicher Bedeutung. Spricht das Loch im Vorhang nicht, so spricht sie selbst, die sonst so langweilige Gardine; man bemerkt an irgend einer Stelle, wie sie ein Finger berührt, der sich längs eines Theils der Bühne fortbewegt, oder hinter der Leinwand allerlei Figuren macht; man entdeckt ein paar Füßchen, die den Versuch machen, sich unter der Bordure einzubohren; man sieht endlich, wie der Vorhang an den beiden Seiten zuweilen, anscheinend ohne alle Absicht, eine kleine Bewegung macht. Alles das hat seinen Grund, lieber Leser und wenn du dir einmal zufällig die Mühe geben willst, diese Zeichen und damit die strahlenden Blicke deiner Nachbarn und Nachbarinnen, sowie auch andere Zeichen zu beobachten, welche diese gegen den Vorhang machen, so hast du im Zwischenakt viel Vergnügen und du amusirst dich während desselben oft weit besser als in manchen langweiligen Stücken.

Die Solotänzerinnen sind jetzt auch auf der Bühne erschienen. Doch ist es im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Mühe werth, viel von ihnen zu sagen. Sie dienen dem Theater schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren und sind dadurch wohl größere Künstlerinnen, aber weder jünger noch hübscher geworden. Es ist das fast bei jedem Theater anders: dort ist das Balletcorps verbraucht und unansehnlich und die Solotänzerinnen jung und frisch,

anderswo umgekehrt. Und gerade so war es auch hier der Fall. Dafür ergab sich aber für die jungen hübschen Mädchen vom Chor auch nicht die geringste Aussicht, einen Solotanz zu erhalten; die alte Garde hielt hartnäckig an ihrem Privilegium und nahm keine jungen Rekruten in ihre Reihen auf.

Das Ballet begann wie immer mit einer langen Ouverture; endlich flog der Vorhang empor, das Publikum beklatschte den Glanz und die Pracht der Dekoration, und die Geschichte nahm mit einem strahlenden Ballfeste ihren Anfang. Die Musik erklang lustig und herausfordernd, Tänzer und Tänzerinnen wogten lebhaft durcheinander, jetzt in scheinbarer Unordnung, aus welcher sich aber die schönsten Figuren entwickelten. Die ganze Bühne war angefüllt mit buntfarbenen seidenen Gewändern, mit Gold- und Silberstickerei, mit fliegenden Schärpen, blitzenden Brillanten und wallenden Federn. Vollkommen geblendet war das Auge der Zuschauer und kam erst wieder zur Ruhe nach der ersten Scene, nachdem das Balletcorps auf allen Seiten verschwunden war, nachdem die Klingel ertönt, die Dekorationen gewechselt und das Theater einen Garten bei Mondscheinbeleuchtung darstellte, wo er und sie sich fanden und verstanden.

Nach so einem großen anstrengenden Tanze kommen die armen Tänzerinnen gewöhnlich in einer Verfassung hinter den Coulissen an, welche Aehnlichkeit mit der von jungen Rennpferden hat, welche trainirt werden. Die Stärksten und Ausdauerndsten unter ihnen tanzen von der Bühne ab, um hinter derselben schwer athmend stehen zu bleiben; Andere erreichen zur Noth wohl eine Bank oder einen Stuhl, wo sie sich niederlassen können. Die Schwachen und Unbehülflichen haben aber nicht sobald die schützende Coulisse erreicht, als sie krampfhaft irgend einen Pfahl oder eine Latte fassen, die Hand an das Herz pressen, die Stirne irgendwo anstützen und in Schweiß gebadet allmählig und keuchend ihren Athem an sich ziehen. Alle aber sind erschöpft, und wenn Manche sogar in diesem

Augenblicke lachen und plaudern, so geschieht es doch mit großer Anstrengung und mit auf- und abwogender Brust. Dabei wird aber der Anzug und die Frisur nicht außer Acht gelassen und die Eine beschäftigt sich mit der Anderen, hier eine Locke wieder aufzustecken, dort eine Schleife zu befestigen, oder einen Schleier, der sich gelöst hat, wieder anzubinden.

„Das muß ich schon sagen," meinte Demoiselle Therese, eine der Ersten, die wieder vollständig zu Athem kam. „Der Kapellmeister ist heute wieder einmal ganz von Sinnen. Hat man je ein so rasendes Tempo gesehen? Mir ward mein Leibchen zu eng, und das will doch viel sagen. — „Armer Schatz," wandte sie sich an eine schmächtige Collegin, welche, die heiße Stirne an einen Balken gedrückt, vergeblich darauf zu warten schien, daß sich ihr Herzschlag beruhige, „dich habe ich noch zu guter Zeit aufrecht erhalten; ich werd's aber dem da drunten stecken, wenn er im Zwischenakt heraufkommt. —'— Fühlst du dich unwohl?" wandte sie sich abermals an die erschöpfte Collegin.

Diese schüttelte mit dem Kopfe und versetzte nach einer längeren Pause: „unwohl gerade nicht, aber es hat mich furchtbar angegriffen; wenn du mich nicht aufrecht gehalten hättest, so wäre ich am Soufleurkasten niedergestürzt. Ich danke dir, Therese."

„Keine Ursache," entgegnete diese, „aber ich will dir was sagen: du bist zu fest geschnürt, laß dich ein Bischen loser machen."

„Ich kann nicht," sagte die Andere mit leiser Stimme, „mein Kleid ist mir so eng genug; ich würde mich gerne krank melden, aber wenn ich das jetzt schon thue, so muß ich fürchten, entlassen zu werden, und wovon soll ich alsdann leben?"

Demoiselle Therese zuckte die Achseln und wandte sich hinweg. „Armes Geschöpf!" murmelte sie zwischen den Zähnen. Dann winkte sie jener Tänzerin, die sich in der Garderobe neben Clara angezogen, und die mit verweinten Augen in der Fensternische ge-

ſtanden. Die Beiden gingen etwas abſeits und ſtellten ſich hinter eine Felspartie, die im dritten Akte vorkommen ſollte.

„Du haſt mir etwas mitzutheilen," ſprach Demoiſelle Thereſe hier zu ihrer Collegin. „Eliſe hat es mir geſagt."

„Es iſt mir recht lieb, daß ich mit dir ſprechen darf," antwortete die andere Tänzerin. — „Aber haben wir auch Zeit?"

„Ueber eine Viertelſtunde; die langweilige Gartenſcene dauert wenigſtens zehn Minuten, dann kommt der Chor der Ritter und Burgfräulein, bei dem wir ja nichts zu thun haben. — Nun, fängt deine Tante endlich an, dich zu plagen?"

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und ſah einen Augenblick ſtumm vor ſich nieder. Dann ſagte ſie: „du kennſt meine Tante?"

„Leider kenne ich ſie. Der Teufel ſoll ſie holen! — Aber weiter; ich habe immer geglaubt, du erfahreſt nichts von ihrem heimlichen Geſchäfte."

„Lange erfuhr ich auch nichts davon," verſetzte Marie. „Gott! wenn man ſechszehn Jahre alt iſt, hat man ja keine böſen Gedanken. Und dann habe ich im Hauſe auch nie was Schlimmeres bemerkt; wir leben wie die ruhigſten Bürgersleute."

„Ja, ja, das glaube ich wohl," lachte Thereſe. „Madame vermittelt blos. — Nun, und endlich?"

„Was ſoll ich ſagen, endlich? Schon ſeit mehreren Wochen ſpricht ſie von der ſchweren Zeit, von dem wenigen Verdienſt, den ich habe; meine Wäſche allein koſte mehr, ſagt ſie, und daß es auf längere Zeit nicht ſo gehen könne. — — Warum ich mir keinen Geliebten anſchaffe? meinte ſie neulich."

„Ah! zu einem Geliebten wird ſie ſchon Einen in Ausſicht haben. Tritt dir Jemand häufig in den Weg, auf den du Verdacht haſt, oder kommt irgend wer in's Haus, dem ſie dich verkaufen will?"

„Nein, nein," ſagte das junge Mädchen, „in meine Nähe kommt Niemand. Und doch hat ſie Jemand in Ausſicht für mich."

„Also ein kalter Handel!“ sprach verächtlich die schöne Tänzerin. „Pfui Teufel! das ist sehr unangenehm.“

„Nicht wahr, es ist schrecklich, Thereſe? O gib mir einen Rath! Ich habe ja Niemand auf der Welt, dem ich mich anvertrauen könnte, Niemand, der mir die geringste Hülfe leiht, wenn ich mich weigere.“

„Es ist eine vollkommene Niederträchtigkeit,“ entgegnete Demoiſelle Thereſe nachdenkend. „Aber wenn du nichts Näheres weißt, so ist dir ſchwer zu helfen. — Wer ist's denn? Hat man dir keinen Namen genannt?“

„Den Namen kann ich dir nicht ſagen, aber er kam einmal in unſer Haus und zufällig war ich im Nebenzimmer und habe an der Thüre gehorcht. Da hat ſie freilich geſagt, ſie wolle mich nicht zwingen, aber es wäre ihr recht, wenn ſie ſich ſo aus der Verlegenheit reißen könne.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“

„Ja!“

„Und kennſt du ihn nicht?“

„Nein.“

„Iſt es ein junger Mann?“

„So ziemlich; in die Dreißig.“

„Aber liebes Kind,“ verſetzte halb ärgerlich Thereſe, „wenn du mir keine genaueren Kennzeichen anzugeben im Stande biſt, ſo kann ich dir keinen Rath ertheilen. Ich muß vor allen Dingen wiſſen, um wen es ſich handelt; ich muß den Feind kennen, wenn wir den Krieg beginnen wollen. Erkundige dich alſo, wenn du kannſt, nach ſeinem Namen.“

„Vielleicht kennſt du ihn.“

„Wohl möglich, wenn ich ihn ſehe.“

„Ich will ihn dir zeigen.“

„So iſt er alſo im Theater?“

„Ja, ich habe ihn geſehen.“

„Ah! das ist etwas Anderes," erwiderte die Tänzerin lachend. „Dann wollen wir ihn im Zwischenakt beobachten, und wenn ich ihn kenne, will ich dir aufrichtig sagen, ob da viel oder wenig zu befürchten ist."

Hiemit hatte die Unterredung ein Ende, denn der Inspicient rief in diesem Augenblicke: „meine Damen, das dritte Tableaux beginnt!" Die Klingel ertönte; die Dekoration wechselte abermals; das Theater stellte einen weiten Park vor, die beiden unvorsichtig Liebenden freuen sich ihres Lebens inmitten des ebenfalls lustigen Hofstaates, da erscheint plötzlich der Herzog, begleitet von Fackelträgern und jetzt erfolgt die Scene, wie wir sie schon oben beschrieben. Fürchterlich schön war der Herzog anzusehen, und als er so über die Bühne dahinglitt, angefüllt mit Wuth und Rachedurst, die Fäuste geballt, den Bart ordentlich emporgesträubt, da wurde ihm ein unendlicher Applaus zu Theil. Die unglückliche Braut sinkt nach ihrem großen Pas de deux in Ohnmacht, der ganze Chor macht übermäßige Anstrengungen, Entsetzen, Schrecken, sowie alle möglichen Leidenschaften auszudrücken, und — der Vorhang fällt.

Es war ein Glück, daß die Solotänzer und Tänzerinnen sich im Zwischenakte umziehen mußten, denn sonst wäre an dem Vorhang nicht so bald eine Oeffnung frei geworden. Auch ohnedies mußte Demoiselle Therese ihr ganzes nicht geringes Ansehen aufwenden, um ein halbes Dutzend verschiedenartiger Gespenster und junger Teufel, die im letzten Akt vorkommen, zu verscheuchen, bis sie endlich an der Gardine einen Platz erobern konnte. Dann stellte sie ihre Collegin vor sich hin und sagte: „jetzt schau durch und sage mir, wo er sitzt."

Die andere Tänzerin legte ihr Auge eine kleine Weile an die Oeffnung, dann trat sie zurück und bat Therese, hinauszuschauen und mit dem Blick ihren Erklärungen zu folgen. „Du siehst," sagte sie, „die königliche Mittelloge, von der zähle rechts vier Säulen. — Hast du?"

„Allerdings, entgegnete Thereſe, „doch ich ſehe da Niemand als den alten General von L.“

„Ja, auf dem erſten Rang,“ erwiderte die Andere eifrig. „Ich meine aber den zweiten Rang.“

„Ah! du meinſt den zweiten Rang!“ verſetzte Demoiſelle Thereſe in gedehntem Tone. „Das wird ſich kaum der Mühe verlohnen. — Nun, wir wollen nochmals zählen. Die erſte, zweite, dritte, vierte Säule — halt!“

Hierauf ſchaute ſie einen Augenblick aufmerkſam hinaus, dann fuhr ſie heftig zurück und rief aus: „ah! Marie! du mußt dich irren; der Herr in der dritten Loge kann's doch nicht ſein! Oder iſt der, den du meinſt, vielleicht grade weggegangen; ſieh noch einmal hin.“

Die jüngere Tänzerin ſah nach dieſer Aufforderung über die Achſel ihrer Freundin, dann ſagte ſie ruhig: „nein, er ſitzt noch da; ſieh, er ſcheint ſich zu langweilen, er legt den Kopf in die Hand.“

„Ganz richtig. Und du irrſt dich nicht?“

„Wie ſollte ich mich irren! Ich habe ihn vorhin ganz deutlich geſehen und gleich erkannt. — Du weißt alſo, wer er iſt? Und die Dame, die neben ihm ſitzt?“ —

„Die Dame, die neben ihm ſitzt, iſt ſeine Frau. — Schöne Geſchichten!“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief das junge Mädchen aus. „Was iſt da zu thun, Thereſe? O denke nach; du mußt mir helfen!“

Dieſe blickte, ohne eine Antwort zu geben, noch eine Zeit lang in das erleuchtete Haus, dann trat ſie einen Schritt zurück und auf ihrem ſchönen Geſichte zeigte ſich ein finſteres Lächeln. Sie preßte die Lippen zuſammen, ſtemmte die rechte Hand in die Hüfte und fuhr mit der linken über die Stirne, während ſie eifrig nachzudenken ſchien. — „Ja ja, es wird gehen,“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe. „Warte, Heuchler!“

„Du kennſt ihn alſo?“ fragte Marie.

„O ja, ich kenne ihn, obgleich ich ihn nie gesprochen. Das ist einer von den scheinheiligen Bösewichtern, welche die Achsel zucken, wenn man nur vom Ballet spricht; mit dem Haus habe ich überhaupt eine Geschichte abzumachen. Du weißt, meine Schwester ist eine Nähterin; sie suchte die Kundschaft dieses Hauses nach; Madame war nicht abgeneigt dazu, und meine Schwester glaubte schon so glücklich zu sein, dort hie und da etwas verdienen zu können. Der Herr aber meinte, eine Arbeiterin von unbescholtener Familie wäre ihm lieber. — Von unbescholtener Familie!" setzte die Tänzerin hinzu und biß ihre Zähne übereinander. „Das war vor vier Jahren, und die Aeußerung ging allein auf mich, und war ich doch damals so unbescholten wie nur eines der jungen Mädchen auf allen Gallerien; aber ich war eine Tänzerin und somit ein verlorenes, bescholtenes Geschöpf. — Doch wir wollen uns revanchiren!"

„Was soll ich aber thun?"

„Vorderhand sollst du nichts thun, und mir nur genau berichten, wie die Angelegenheit steht," antwortete Thereſe. „Aha!" fuhr sie spöttisch lachend fort und machte einen tiefen Knix gegen den Vorhang, „man will sich mit dem Ballete einlassen — gut denn! ich erkläre dir da oben den Krieg; du sollst einen heftigen Kampf haben und keine Schonung."

Fünftes Kapitel.

Clara.

Wie alles in dieser Welt ging auch das Ballet zu Ende; der Liebhaber der Braut wurde auf die eine oder andere Art tanzgemäß

weggeschafft, der Herzog verzieh, und im letzten Akt fand eine ungeheuer glänzende Vermählung Statt, wozu der magere Tänzer mit der ersten Tänzerin einen Pas de deux nach allen Regeln der Kunst tanzte. Eines bemühte sich, seinen Körper noch unschöner zu verdrehen als das Andere, und beide zusammen strebten darnach, dem Publikum zu beweisen, zu welch erstaunlich unzweckmäßigen Wendungen und fürchterlichen Verzerrungen man die menschlichen Glieder mit Kunst und Ausdauer zu bringen im Stande sei. Namentlich der magere Tänzer setzte Alles in Erstaunen, und man hätte darauf schwören mögen, er habe im Rücken ein besonderes Gelenk und seine Kniee können sich wie bei einem Nürnberger hölzernen Collegen einwärts und auswärts biegen. Dabei überboten sich beide in übermäßigen Pirouetten und wahnsinnigen Sprüngen. Schnellte die Tänzerin bei einer sanften Melodie einen Schuh vom Boden empor, so brachte es der Tänzer mit Pauken, Trompeten, mit Tschambidibam und Bumbidibum, mindestens auf zwei und einen halben. Und hiebei nicht genug, daß er mit Gottes Hülfe wieder auf seine Füße niederfiel: er machte auch während des Herabfallens die schauerlichsten Versuche, schief gegen den Fußboden zu kommen, was vielleicht außerordentlich schwierig, jedenfalls aber sehr häßlich war. Dazu spielte die Musik immer toller, Tänzer und Tänzerin lachten immer krampfhafter gegen einander und gegen das Publikum; zuletzt hatte die ganze Geschichte etwas Hexenartiges und man konnte der Befürchtung nicht los werden, es sei für die Beiden da oben hier auf Erden Alles vorbei, irgend ein gespenstiger Wirbelwind führe sie fort in unabsehbare Weiten nach öden, unendlichen Haiden, und dort müßten sie sich ohne Publikum fort drehen, immer fort bei Sonnenschein und Mondeslicht; oder plötzlich säßen sie à cheval auf ein paar tüchtigen Besenstielen und führen rechts und links in die Luft auf. Doch ehe es zu diesem fürchterlichen Ende kam, fiel glücklicher Weise der Vorhang, das Publikum applaudirte und verließ alsdann stürmisch das Theater.

Auf der Bühne wurden die Lampen ausgelöscht und schon nach einer Viertelstunde lagen die vorhin noch so erhellten und belebten Räume in nächtlichem Dunkel und tiefem Schweigen da. Wenn einer der alten Zimmerleute, der über die Bühne hinweg und nach Hause ging, zufällig hustete, so schallte es gerade in dem weiten leeren Hause, als habe oben auf der vierten Gallerie eine sehr bekannte Stimme ebenfalls gehustet.

Die Garderoben allein waren noch voll Leben, Licht und Bewegung. Letztere aber hatte nichts mehr von der ruhigen Emsigkeit des Anziehens; man sah keine Tänzerinnen mehr behaglich vor dem Spiegel stehen, wie zu Anfang des Stückes; jede beeilte sich mit dem Ausziehen, streifte Leibchen und Röcke herunter so rasch wie möglich und schlüpfte in ihre gewöhnlichen Kleider. Die Tricots auszuziehen, hätte für jetzt viel zu viel Zeit in Anspruch genommen, weßhalb die meisten sie anbehielten, Strümpfe und Schuhe darüber zogen und durch diese kleinen Kunstgriffe in einer unglaublich geschwinden Zeit zum Nachhausefahren bereit standen.

Schwindelmann erschien an der Thüre und die, welche zuerst fertig waren, wurden auch zuerst nach Hause geführt; daher auch der Wetteifer, mit welchem das Auskleiden vor sich ging.

Demoiselle Clara hatte ihre Toilette mit größerer Ruhe gemacht, Tricots, Schuhe und was dazu gehört, ausgezogen und ordentlich hingelegt, alsdann ihre Sachen sorgfältig zusammengepackt, das Kleidchen mit den rothen Schleifen ebenfalls in ein Tuch gewickelt, und war gerade fertig geworden, als der Wagen wieder kam und Schwindelmann ihr winkte, mitzufahren.

Es war ein kalter dunstiger Abend; die Gaslaternen brannten mit einem röthlichen Lichte, und den Athem der Pferde sah man deutlich wie weißen Dampf aus ihren Nüstern hervorkommen. Das Rollen der Räder auf dem Pflaster klang dumpf, und da die Calesche ringsum verschlossen war und fünf der ziemlich erhitzten Tänzerinnen in sich schloß, so liefen die Scheiben so dicht an, daß keine derselben

ihre Straße erkennen konnte und es bei jedesmaligem Anhalten eine kleine Debatte gab, wo man sich eigentlich befinde. Schwindelmann schlichtete diesen Streit aber augenblicklich, indem er die betreffende junge Dame bei ihrem Namen rief. Endlich erklang der von Demoiselle Clara, worauf diese mit ihren beiden Paketen den Wagen verließ, ihren Colleginnen gute Nacht wünschte und an die Hausthüre trat.

„Soll ich für Sie anläuten?" fragte der freundliche Schwindelmann.

Doch das Mädchen erwiderte eifrig: „ich danke recht sehr; ich habe meinen Hausschlüssel, und wünsche eine gute Nacht."

Ehe sich aber Schwindelmann hierauf entfernte, sagte er leise zu der jungen Tänzerin: „Sie werden mir schon erlauben, Fräulein Clara, daß ich morgen Früh ein Bouquet für Ihr kleines Schwesterchen bringe; ich habe einen Freund, der Handelsgärtner ist und der es mir fast umsonst gibt." Nachdem der Theaterdiener diese Worte angebracht, wartete er keine Genehmigung oder keinen Dank ab, sondern trat an seinen Wagen, schloß geräuschlos den Schlag, nannte dem Kutscher eine Straße und fuhr davon.

Clara blieb an ihrer Hausthüre stehen, ohne den erwähnten Schlüssel herauszuziehen. Sie horchte auf den davonrollenden Wagen, und als er ihr weit genug entfernt schien, verließ sie das Haus wieder und ging die Straße hinab, bis sie in der schon völlig dunkeln Häuserreihe den noch spärlich erleuchteten Laden eines Bäckers erreichte. Hier trat sie ein, zog eine magere Börse hervor, und nachdem sie ein paar kleine Weißbrode gekauft, ging sie sehr langsam nach ihrem Hause zurück. Wir sagen sehr langsam; ja mehrere Male blieb sie beinahe stehen, öfters aber schaute sie hinter sich, und jeden Augenblick horchte sie auf das entfernte Rollen eines Wagens oder auf schallende Fußtritte, die sich in irgend einer Nebenstraße verloren. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte mit leiser Stimme: „Sonderbar! Es ist heute das erste Mal, daß ich ihn nicht

geſehen; er war nicht im Theater auf ſeinem Platze, er ſtand nicht am Wagen, als wir einſtiegen, und auch hier iſt nichts von ihm zu ſehen.

Mit dieſen Worten hatte ſie ihre Hausthüre wieder erreicht, ſuchte ihren Schlüſſel hervor, drehte das Schloß auf und wollte gerade in den finſtern Gang ſchlüpfen, als ſich eilige Schritte auf der Straße näherten, die Geſtalt eines Mannes ſichtbar wurde und eine leiſe Stimme rief: „Fräulein Clara — nur einen Augenblick!“

Die Tänzerin blieb in der geöffneten Thüre ſtehen und erwartete ruhig die Ankunft dieſes Mannes, der darauf in drei Sprüngen neben ihr in dem dunkeln Flur ſtand. Er holte tief Athem und konnte kaum ſprechen. „Ich bin ſo gelaufen,“ ſprach er nach einer kleinen Pauſe, „um Sie noch einen Augenblick zu ſehen; wie froh bin ich, daß ich noch zur rechten Zeit komme,“

„Sie waren nicht im Theater,“ verſetzte das Mädchen. „Ich hatte nicht erwartet, Sie heute Abend noch zu ſehen.“

„Ich konnte nicht, Fräulein Clara, es war mir unmöglich, das Theater zu beſuchen. Ah! hören Sie, wie ich gelaufen bin; ich war in einer großen, ſehr langweiligen Geſellſchaft, und erſt vor einer Viertelſtunde gelang es mir, mich wegzuſchleichen. Ich bin nur gekommen, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.“

„Das freut mich in der That,“ entgegnete das junge Mädchen und ſah ihn treuherzig mit ihren großen Augen an. „Sie haben mich ganz verwöhnt, und wenn ich Sie nicht im Theater ſehe oder am Wagen oder hier eine Sekunde, ſo fehlt mir etwas.“

„Wie danke ich Ihnen für dieſes Wort, und wie bin ich ſo froh, daß Sie mir wenigſtens erlauben, Sie einen Augenblick zu ſehen und zu ſprechen. Ach, Fräulein Clara, wenn Sie nicht ſo hart und unerbittlich wären, ſo hätte ich ſchon lange einen Vorwand gefunden, mich bei Ihrem Vater einzuführen.“

„Nein, nein,“ erwiderte eifrig das Mädchen; „ich will keine Vor-

wände und kann Sie auch bei uns nicht sehen. Ist es nicht genug, daß ich Ihnen hier an der Thüre eine freundliche gute Nacht sage? Ich habe so Etwas in meinem ganzen Leben noch nicht gethan. Sind Sie damit nicht zufrieden?"

„Doch, doch, liebe Clara! ich bin ja damit zufrieden. — Aber Ihre Hand werden Sie mir heute Abend nicht versagen."

„Nun meinetwegen!" entgegnete freundlich lachend die Tänzerin. „Eine Hand will ich Ihnen reichen, aber dann müssen Sie auch still nach Hause gehen."

„Und zufrieden," sagte ebenfalls lachend der junge Mann.

Clara nahm nicht ohne einige Mühe die Pakete, den Hausschlüssel und das Brod in die eine Hand, um die andere ihrem jungen Freunde reichen zu können. Er faßte sie eifrig mit seinen beiden und drückte in aller Geschwindigkeit mehrere Küsse auf ihre niedlichen Finger, eine Ueberschreitung der gegebenen Erlaubniß, welche Clara dadurch bestrafte, daß sie ihre Hand hastig wegzog, flüchtig gute Nacht rief und die Thüre hinter sich zudrückte und verschloß.

Der junge Mann blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen, blickte an dem Hause hinauf, ohne irgend etwas ihn Anziehendes zu sehen, als ein matt erleuchtetes Fenster droben hoch in dem Giebelfelde. Nachdem er dieses eine Weile betrachtet, und nachdem es ihm geschienen, als bewege sich ein weißer Vorhang an diesem Fenster, gerade so, als öffne Jemand die Thüre und trete in's Zimmer, verließ er seinen Standort und ging dann in der That höchst zufrieden seiner Wege.

Clara war unterdessen die dunklen Treppen hinaufgestiegen, hatte ein wahres Labyrinth von finsteren Biegungen und schmalen Gängen hinter sich gelassen und erreichte nun den vierten Stock, wo sie nach einigem Suchen mit der Hand eine Thüre fand, die sie geräuschlos öffnete. Sie trat in ein unerleuchtetes Zimmer, doch hatte sie vor sich eine andere Thüre, durch deren breite Spalten

und Riſſe einiges Licht in dies erſte Gemach fiel, hier eine zweifelhafte Helle verbreitend, bei welcher man einen kleinen Tiſch entdeckte, auf dem etwas Bettwerk lag, über welche man ein weißes Tuch gebreitet hatte. Clara ging auf den Zehen durch dieſes Zimmer, öffnete die andere Thüre und trat in das Wohnzimmer der Familie, welches dem geneigten Leſer näher zu beſchreiben wir genöthigt ſind.

Es war dies ein ziemlich großes und kahles Gemach mit ſchiefen Seitenwänden, welche der Stellung des Daches folgten, und einem einzigen Fenſter, das wir ſchon von unten beobachtet haben. Das Meublement beſtand aus einem großen eiſernen Ofen, von dem übrigens, der wenigen Wärme im Zimmer nach zu urtheilen, ein ſehr beſcheidener Gebrauch gemacht wurde; neben demſelben ſtand in einer Ecke ein Schreibtiſch, das heißt, ein großer Tiſch mit Büchern und Papieren aller Art bedeckt, hinter demſelben befand ſich ein Stuhl, auf welchem ein Kiſſen von rothgeſtreiftem Zeug lag; in einer anderen Ecke war ein gewöhnliches Bett und ein Kinderbett. Unter dem einzigen Fenſter ſtand ein Tiſch und ein paar Stühle, daneben eine große alte Kommode, über welcher ein Spiegel hing. Sonſt beſtanden die Verzierungen ſämmtlicher Wände aus einem Crucifix mit halb vertrocknetem Zweig über dem großen Bette, ſowie aus dem Portrait einer berühmten Tänzerin, das dieſelbe bei ihrer Anweſenheit einer Jeden vom Ballet zum Geſchenk gemacht hatte.

In dem Zimmer befanden ſich zwei kleine Kinder, ein Mädchen von ſechs und ein Bübchen von vier Jahren, die zuſammen in dem kleinen Bette lagen — Clara's Stiefgeſchwiſter, und ihr und Clara's Vater, ein alter Mann, der an dem Schreibtiſche ſtand und im Begriffe war, ſich eine Feder zu ſchneiden, wobei er gerade den Kindern einige Ermahnungen zurief, da ſie nicht einſchlafen wollten, ſondern ſich unruhig hin und her warfen.

Als Clara in das Zimmer trat, wurde ein Weinen, das aus der Ecke kam, wo die kleine Bettlade stand, plötzlich unterdrückt.

Der alte Mann trug einen langen blauen, fadenscheinigen Rock, den er bis zum Halse zugeknöpft hatte, gelbe Sommerhosen, obgleich es Winter war, und ein paar große, dicke Hauspantoffeln. Trotzdem er auf der Nase eine Brille hatte, mußte er doch die Finger mit der Feder ganz nahe vor die Augen halten, um den Spalt abknipzen zu können.

„Seid nur ruhig, seid nur ruhig," sagte er gegen das Bett gewendet; „eure Leiden sind noch klein, theilweise eingebildet; ihr steigt den Berg aufwärts und könnt schon einigermaßen Mühseligkeiten ertragen, da ihr dereinst Hoffnung auf eine schöne Aussicht habt. Uebrigens kann ich euch wahrhaftig nicht helfen und ihr müßt schon warten bis die Clara kommt, unser aller Hort und Stern."

Darauf erfolgte das Weinen, von dem wir oben gesprochen, und wurde unterdrückt beim Eintritt der jungen Tänzerin.

„Ah! da ist sie ja!" sprach der alte Mann. „Grüß dich Gott, liebe Clara. Du kannst auch jetzt wieder eine Troststpenderin sein; die beiden kleinen Geschöpfe da haben allerlei Kummer, den sie dir anvertrauen werden." Bei diesen Worten ließ er sich auf das Kissen von gestreiftem Zeug nieder, schob das Schreibpapier zurecht, murmelte: „Seite zweiundvierzig," und machte sich wieder an seine Arbeit.

Die beiden kleinen Kinder hatten sich beim Eintritt der Schwester aufrecht in ihr Bettchen gesetzt und schauten aufmerksam und mit leuchtenden Augen allen Bewegungen derselben zu, wie sie ihr großes Tuch ablegte und ihre Pakete, und wie sie darauf das Weißbrod auf den Tisch unter dem Fenster legte. Namentlich das letzte Manöver schien ihren vollen Beifall zu erringen, denn während das kleine Mädchen blos ihren Mund spitzte, sagte der Knabe halblaut und mit lächelndem Gesicht und indem die Thränenfluth auf seinen Wangen plötzlich stockte: „Ein Brod! ein Brod!"

Clara trat an den Tiſch, wo ihr Vater emſig ſchrieb, und bot ihm einen guten Abend. „Biſt du noch immer am Schreiben?“ ſagte ſie. „Es iſt ſchon ſpät, Vater; du ſollteſt deine Augen ſchonen.“

„Ei, mein liebes Kind,“ entgegnete heiter der alte Mann, „vor Thorſchluß oder vor dem Läuten der Abendglocke legt man nicht die Hände in den Schooß, es kommt ja nächſtens doch eine lange, lange Zeit, wo ich meine Augen ſchonen kann und muß, deßhalb will ich ſie jetzt noch ein Bischen gebrauchen. — Aber ſiehſt du, Clara,“ fuhr er ſich emporrichtend fort, indem er ſie feſt anſchaute, in dieſem Moment mache ich von meinen Augen den mir liebſten Gebrauch.“

„Und welchen?“ fragte lachend die Tänzerin.

„Dich anzuſehen, mein Kind; das iſt Troſt und Licht in meinen Tagen. Heute Abend ſieht dein Kopf aus wie der einer Fürſtin, und wenn ich mein Bischen Phantaſie zuſammennehme, ſo könnte ich mir eine Zeit vorſtellen, wo du ein wirkliches Diadem trägſt und dieſe falſchen Brillanten in deinem Haar echt und von großem Werthe ſind.“

„Wenn ich je dergleichen wünſchte,“ verſetzte Clara, während ſie eine der weißen mageren Hände ihres Vaters nahm und ſie küßte, „ſo thäte ich es nur um deinetwillen. Welch' ſchönes Leben würden wir führen! — Aber warum haben die Kinder vorhin geweint? Haben ſie dich geärgert, muß ich ſie zanken?“

„O nein! o nein!“ erwiderte der alte Mann, „ſie haben den Abend über recht artig geſpielt; ich habe mich ſelbſt an ihren Kindereien ergötzt,“ ſetzte er mit einem faſt unmerklichen Seufzer hinzu, und lehnte ſich in den Stuhl zurück; „es iſt eigenthümlich, ſie haben ſich große Gaſtmahle zubereitet und von herrlichem Eſſen und Trinken geſprochen.“

„Während ihr zu Nacht geſpeist?“

„Das könnte ich eigentlich nicht ſagen,“ antwortete der Vater.

„Richtig, jetzt fällt mir etwas ein, was ich fast ganz vergessen hätte.“

„Doch nicht, das Geld von dem Buchhändler holen zu lassen?“ fragte ängstlich das Mädchen.

„O nein! den Versuch habe ich wohl gemacht,“ entgegnete schmerzlich lächelnd der alte Mann; „aber der Herr Blasser sei nicht zu Hause, sagte man mir.“

„Und darauf bekamt ihr kein Geld?“

„Natürlicher Weise,“ antwortete gutmüthig der Vater. „Wenn man nicht zu Hause ist, kann man auch nicht bezahlen.“

„Und euer Nachtessen?“ — Ich hatte das so gut angeordnet.“

„Ja, das hattest du, liebes Kind; aber der Mensch denkt, Gott lenkt, und wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Uebrigens hatte ich mich an den Phantasieen der Kinder gelabt, und während wir gemeinschaftlich ein schwarzes, sehr gutes Brod aßen, träumten wir von Torten und Pasteten und allerlei köstlichen Leckerbissen.“

„Halb und halb habe ich mir das gedacht,“ sagte Clara, indem sie zu lächeln versuchte, „und wenigstens einiges Weißbrod mit nach Hause gebracht; ich will geschwind zur Nachbarin gehen, ich sah noch Licht, als ich die Treppen herauf kam, und will mir etwas Milch von ihr geben lassen, dann mache ich euch in aller Geschwindigkeit eine kostbare Suppe.“

Diese letzten Worte sprach sie mehr gegen das kleine Bettchen gewendet, worauf die Kinder sie mit strahlenden Blicken ansahen und mit dem Kopfe nickten; der kleine Bub stand sogar auf, als Clara eilig das Zimmer verließ, und versuchte es, ihr nachzuschauen, was einen äußerst komischen Anblick gab, da seine Kehrseite nicht gehörig bekleidet war.

Der alte Mann hatte sein Buch aufgeschlagen, die Feder eingedunkt und fing wieder an emsig zu schreiben.

Clara ging mit einigem Widerstreben zu der Nachbarin, von der

sie vorhin gesprochen. Es war dies eine Wittwe mit zwei Töchtern, von, wenigstens äußerlich, sehr frommem und gottesfürchtigem Lebenswandel; so versäumte sie für ihre Person fast keinen Gottesdienst, und wenn ein Buß- und Bettag angesetzt war, so schlich sie zerknirscht über die Straßen und man hätte darauf schwören sollen, sie, obgleich frei von eigenen Lastern und groben Fehlern, habe sich aus Barmherzigkeit eine tüchtige Sündenlast ihrer Mitmenschen aufgeladen und helfe so aus christlicher Liebe die allgemeine Verderbniß geduldig mittragen. Was ihre Töchter anbelangte, so gingen diese nur in die Garnisonskirche und nur Vormittags von Zehn bis halb Zwölf, zur gleichen Zeit, wo auch fromme Soldaten, von gläubigen Lieutenants geführt, auf hohen und höchsten Befehl zum wohlgefälligen Wandel angehalten wurden.

Die Wittwe mit ihrer Familie gehörte in die Klasse der „verschämten Hausarmen," und wurde von Glaubensgenossen so reichlich unterstützt, daß sie alle ihre Zeit der Beschaulichkeit zuwenden konnte und nicht viel zu arbeiten brauchte.

Sechstes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Als Clara auf höfliches Anklopfen in das Zimmer trat, das, obgleich ebenfalls im vierten Stock, doch recht wohnlich und angenehm eingerichtet war, drang ihr der angenehme Duft eines guten Nachtessens entgegen, der von gerösteten Kartoffeln und Bratwürsten herzurühren schien, ein kräftiger Geruch, welcher der müden Tänzerin einen einzigen und stillen Seufzer abpreßte. Die Wittwe hatte sich eben zu Tische begeben und saß in einem guten Stulle; die eine ihrer

Töchter hatte ebenfalls Platz genommen, die andere befand sich noch vor dem Spiegel, um ihre Frisur wieder in Ordnung zu bringen, die durch Abnahme des Hutes einigermaßen Schaden gelitten. Das Zimmer war von einer lieblichen Wärme erfüllt, denn in dem Ofen krachte und prasselte ein gutes Holz.

„Ei, Fräulein Clara," sagte die Wittwe, indem sie die ergriffene Gabel wieder niederlegte, „was verschafft uns noch so spät das Vergnügen?"

„Ich wollte Sie nur freundlichst bitten, Madame Wundel," entgegnete das Mädchen, „mir mit ein wenig Milch auszuhelfen; die unsere ist alle geworden und ich bin so spät aus dem Theater gekommen, daß der Laden im Nachbarhaus bereits geschlossen war."

„So, so, Milch wollen Sie haben? — Du lieber Gott! wenn wir nur selbst noch etwas haben. Ich fürchte fast, wir haben heute wieder alle zum Kaffee gebraucht. — Weißt du nicht, Emilie," wandte sie sich an ihre Tochter, die am Tische saß, „ist noch etwas da?"

Hiebei hätte aber ein mehr argwöhnischer Beobachter als die junge Tänzerin deutlich bemerken können, wie Madame Wundel leicht mit ihren Augen zwinkerte.

Emilie, als gelehrige Tochter, verstand übrigens dies Zeichen vollkommen, denn während sie die Schüssel mit den Bratwürsten an sich zog, sprach sie mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „es thut uns wahrhaftig leid, Fräulein Clara, aber wir haben nicht einen Tropfen Milch mehr im Hause."

„Richtig, ich besinne mich," bekräftigte die Wittwe und ergriff ihre Gabel wieder, „es ist kein Tropfen mehr da."

„Und ihr irrt euch alle Beide," versetzte ruhig die andere Tochter, die vor dem Spiegel stand und sich nun herumdrehte, „man hat heute Abend zwei Töpfe gebracht, und wir können der Clara schon bis morgen einen davon geben."

Madame Wundel preßte krampfhaft ihre Hand, in der sie die

Gabel hielt, zusammen und sandte ihrer jüngern Tochter einen nichts weniger als liebevollen Blick zu. „Wie die es so genau weiß!“ sagte sie alsdann. „So sieh' du nach, Emilie. Wenn Milch da ist, so steht sie mit Vergnügen zu Diensten.“

Emilie stieß die Schüssel etwas ärgerlich zurück, und sprang auf, um in die Nebenkammer zu gehen.

Die arme Tänzerin stand wie auf Kohlen, denn trotz ihres arglosen Gemüthes fing sie doch an, die fatalen Hin- und Herreden sowie die finstere Miene der Madame Wundel zu begreifen.

Die jüngere Tochter hatte sich unterdessen an den Tisch gesetzt und schien durchaus nicht von dem Blick der Mutter eingeschüchtert zu sein. — „Ich habe Ihnen auch noch meine Complimente zu machen,“ sagte sie ruhig zu Clara, „Sie haben heute Abend vortrefflich getanzt und sehr schön ausgesehen.“

Auf diese unvorsichtigen Worte stieß die würdige, aber vorsichtige Mutter ihre aufrichtige Tochter unter dem Tische so derb mit dem Fuße, daß sie zusammenzuckte.

„Sie waren also im Theater,“ fragte die Tänzerin, welche diesen Ausbruch mütterlichen Gefühls nicht bemerkt hatte. „Ja, ich glaube, es ist ein schönes Ballet; wir können das freilich nie genau sagen, weil wir mitwirken, aber es wurde viel applaudirt. — Gehen Sie öfters in's Theater?“

„Sie geht zuweilen hin, natürlich höchst selten,“ erwiderte Madame Wundel mit einem Ausdruck sittlicher Entrüstung auf dem Gesichte. „Was wollen Sie? Jugend hat nicht Tugend. Ich und meine ältere Tochter betreten nie das Theatergebäude — niemals; der Herr soll mich bewahren!“

„Es ist aber doch ein angenehmes Vergnügen,“ sagte Clara, um Etwas zu erwidern, mit einem unruhigen Blick auf das Nebenzimmer, denn sie hörte dort ein starkes und verdächtiges Plätschern.

Madame Wundel lehnte sich in ihren Stuhl zurück und zuckte

die Achseln, während sie gen Himmel blickte. „Es wohnt in der Nachbarschaft eine christliche Familie," versetzte sie, „die zuweilen Billete geschenkt erhält, und da bietet man hie und da meiner Tochter eines an. Sie können denken, daß es mir Kummer verursacht, aber was will ich machen? Es ist traurig, aber wahr, daß trotz der größten Ermahnungen bei manchen Menschen die Gnade nicht zum Durchbruch kommen will."

In diesem Augenblicke trat Emilie Wundel mit dem ersehnten Topfe aus dem Nebenzimmer, Clara empfing ihn dankend, versprach auf morgen Früh die Wiedererstattung und verließ das Zimmer.

Wir können dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß das Abendbrod dieser verschämten Hausarmen, bestehend aus gerösteten Kartoffeln und Bratwurst, wozu noch etwas Bier getrunken wurde, nicht ohne einige Streitigkeiten vorüberging. Von der älteren wurde die jüngere Tochter mit einer wahren Verachtung behandelt und Madame Wundel meinte, ihre Letztgeborene sei und bleibe nun einmal eine kolossale Gans, und es hätte sie wahrhaftig gar nicht gewundert, wenn sie vorhin noch hinzugesetzt hätte, das Theaterbillet sei nicht geschenkt, sondern gekauft worden, — was denn auch leider der Wahrheit sehr nahe gekommen wäre.

Unterdessen hatte im gegenüberliegenden Zimmer der alte Mann fleißig darauf los geschrieben und der kleine Knabe stand hartnäckig an seinem Bettchen aufrecht, obgleich ihn sein entblößtes Hintertheil in dem kühlen Zimmer einigermaßen fror. Es war aber auch kein Wunder, daß der kleine Mann seine Nase beharrlich nach der Gegend hindrehte, wo die Schwester verschwunden war. Es kam nämlich aus dem Zimmer der Wittwe Wundel jener angenehme Geruch, von dem wir vorhin gesprochen, und der, so schwach er herüberdrang, doch von dem Bübchen gleich entdeckt wurde. Kleine arme und hungrige Kinder haben eine gar feine Nase.

„Du," sagte der Knabe zu seiner Schwester, „Clara bringt uns was Gutes zum Essen."

„Sie wird nichts mitbringen," entgegnete das verständigere Mädchen.

„Aber ich rieche was, und was Gebratenes. Bekomm ich nichts davon?"

„Nein, davon kriegst du nichts; das ist für andere Leute, die es gekauft und gekocht haben."

„Ihr seid recht dumm," antwortete das Bübchen; „warum kauft ihr nicht auch etwas und kocht es uns? Dann könnten wir es essen; denn wenn ihr etwas kauft und uns bratet, so gehört es uns und nicht anderen Leuten."

Der alte Mann, der ebenfalls durch den Geruch aufmerksam geworden war, erhob seinen Kopf und sagte lächelnd: „das Kind spricht sehr logisch; seine Folgerungen sind ganz richtig; nur ruht seine Thesis auf schwachen Füßen."

„Komm herab in's Bett," sprach das Mädchen, als drüben abermals die Thüre aufging; „du wirst dich erkälten, und wenn dich Clara so bloß dastehen sieht, so zankt sie mit mir."

Jetzt kam die Tänzerin mit ihrem Milchtopf zurück. Die beiden Kinder schauten vergnügt empor, das Bübchen klatschte in seine kleinen Hände und rief: „siehst du, jetzt kommt das Gebratene."

„Nein, nein, es ist nichts Gebratenes," entgegnete lachend die ältere Schwester, „aber was viel Besseres. Jetzt mache ich eine Milchsuppe mit Brocken darin, und ihr sollt sehen, wie das schmeckt!"

„O laß mich zusehen, wie du es machst!" sagte das Bübchen. „Bitte, Clara, laß mich zusehen!"

„Aber es wird dich frieren im Zimmer."

„O, es thut nichts, wenn es mich friert; ich friere gern, wenn ich nur zusehen darf."

„Aber dann bekommst du einen Husten," erwiderte Clara, während sie den Topf mit Milch in die verglimmenden Kohlen stellte, „und wirst krank werden."

„Das thut nichts," entgegnete entschlossen der Knabe, „wenn ich zusehen darf, bekomme ich gern einen Husten und werde auch gerne krank."

„Nun meinetwegen;" versetzte die gutmüthige Schwester, „dann könnt ihr helfen das Brod einschneiden. Aber vorher muß ich dir ein Röckchen anziehen und Strümpfe." Und darauf nahm sie den kleinen Bruder aus dem Bette, legte ein Kissen auf die Kommode und setzte ihn darauf. Das größere Mädchen zog sich allein an.

Wie war das Bübchen so froh, als es die Hoffnung hatte, zusehen zu dürfen, wie die Milchsuppe eingebrockt wurde. Er schlang seine beiden Aermchen der Schwester um den Hals, drückte sein rundes Gesicht fest auf ihre schwellenden Lippen und sagte: „du bist die allerbeste Clara, und ich habe dich lieb — so viel und so groß wie — wie — ein ganz großes Haus." — Nachdem der Knabe hinreichend bekleidet war, um die kühle Temperatur in dem Zimmer aushalten zu können, zu welchem Zwecke ihm die Schwester noch ein großes wollenes Tuch um seine Füße schlang, wurde er auf den Tisch gesetzt, an welchem die jüngere Schwester bereits auf einem Stuhle stand, nachdem sie eine große irdene Suppenschüssel herbeigeschleppt.

Die junge Tänzerin nahm die Milch von den Kohlen, und als sie solche in die Schüssel goß, bemerkte sie an der bläulichen Farbe derselben, daß es nicht räthlich sei, um eine größere Menge zu erzielen, noch etwas Wasser zuzusetzen; dies Geschäft hatte Mamsell Wundel im Nebenzimmer bereits gehörig selbst versehen.

„Mir scheint, sagte der alte Mann an seinem Schreibtisch, indem er seine Feder einen Augenblick anhielt und durch die Brille nach dem Tische schaute, „wir bekommen noch ein Nachtessen. Ei, ei! das ist, obgleich Verschwendung, doch sehr wohlthätig. Auch trifft das prächtig mit meiner Arbeit hier zusammen; ich übersetze auch gerade ein Souper in Onkel Tom's Hütte, und es ist sonderbar, wenn ich

von Essen und Trinken schreibe, da bekomme ich einen stärkeren Appetit."

„Mir geht's auch so, Papa," antwortete Clara, wobei sie lachend herum schaute. „Wenn ich zum Beispiele in einem Lustspiele bin und sie fangen auf der Bühne an zu essen und zu trinken, da könnte Einem das Wasser im Munde zusammenlaufen; und es geht nicht allein mir so: Alle, die um mich herum sitzen, haben begehrliche Augen und machen spitze Mäuler, — wie du, du kleiner Fresser." Damit patschte sie dem Bübchen mit dem Löffel um den Mund, was dieser aber gar nicht übel zu nehmen schien, sondern die herabrinnenden Tropfen begierig ableckte.

Der Vater hatte seine Feder niedergelegt, die Brille abgelegt und wischte sich die trübe werdenden Augen.

„Dieses Innere von Onkel Tom's Hütte," sagte er nach einer Pause, „ist als recht komfortable geschildert und kommt Einem gar nicht so unrecht vor; es ist ein anständiges, festes Gebäude mit einem kleinen Garten davor; auf dem Herde lodert ein Feuer und verbreitet in dem Zimmer eine behagliche Wärme." — Er sprach das mit leiser Stimme und mehr zu sich selber.

Clara schien auch nicht darauf zu achten, denn sie wandte sich in diesem Augenblick zu ihrer kleinen Schwester und sagte zu ihr: „aber warum hast du es hier in dem Zimmer so kalt werden lassen? So kann der arme Papa ja nicht schreiben; seine Finger müssen ihm ganz starr werden."

„Schon die Idee eines Kamins hat etwas höchst Behagliches," fuhr der alte Mann fort, indem er sich die Hände rieb; „man sieht in die spielenden Flammen, man stellt sich behaglich davor hin und dreht die mächtigen Holzblöcke mit der Zange herum."

„Ich hätte gern Holz nachgelegt," entgegnete das kleine Mädchen, „aber Papa hat selbst zugesehen und meinte, wir müssen noch acht Tage lang mit auskommen, ehe du neues kaufen könntest, und wenn man da zuviel brauche, werde es nicht langen."

„Ich begreife nur nicht," sprach Clara, „du bist doch schon so ein erwachsenes und vernünftiges Mädchen, daß du nicht früher zur Madame Wundel gegangen und sie um etwas Milch gebeten hast; sie hätte es dir auch nicht abgeschlagen. Da muß man nachdenken, mein Kind; ihr hättet schon um acht Uhr eure Milchsuppe essen können, und nun habt ihr bis jetzt gehungert."

„Es war noch ein Stück Brod in der Schublade," erwiderte die jüngere Schwester, „und das haben wir drei gegessen."

Der alte Mann schaute träumerisch an die Decke empor und sagte: „Tante Cloe steht am Küchenfeuer und aus ihrer Bratpfanne hervor dringt der Geruch von was Gutem; sie hat eben noch ein Stück Speck hineingethan und bemerkt, daß der Kuchen sich wunderschön färbt, daß er sich zu einem prächtigen Braun anläßt: darauf hebt sie den Deckel der Backpfanne weg und läßt einen schöngebackenen Pfundkuchen sehen, dessen sich kein städtischer Zuckerbäcker zu schämen gebraucht hätte. — Ah!" fuhr er mit lauterer Stimme fort, „es ist etwas sehr Vortreffliches um so einen Kuchen."

Bei dem Worte Kuchen wandte das Bübchen rasch den Kopf herum und seine Theilnahme für die Milchsuppe wurde augenscheinlich geringer.

„Der Papa spricht von Kuchen," sagte die kleine Schwester zu Clara; „haben wir vielleicht welchen?"

„O nein," entgegnete die Tänzerin in bitterem Tone. „Papa spricht nur einiges vor sich hin aus dem Negerleben von Amerika."

Das Bübchen aber gab sich nicht so leicht zufrieden, sondern er wandte den Kopf herum und rief laut: „hast du Kuchen, Papa? Du hast was von Kuchen gesagt?"

„Ich habe eigentlich nur laut gedacht," versetzte der alte Mann mit einem trüben Lächeln; „ich hatte vorhin gelesen von den armen Negersklaven —"

„Die Kuchen essen?" fragte das Mädchen.

„Allerdings, mein Kind," sagte der Vater träumerisch, „die Kuchen essen und ein warmes behagliches Zimmer haben." Dabei rieb er sich die Hände und zog den alten fadenscheinigen Ueberrock fester um seine Schultern.

„Ah!" antwortete das kleine Mädchen, indem sie ihren Kopf auf die Hände stützte und in die dünne Milchsuppe schaute, „wenn sie Kuchen essen, so sind sie ja nicht arm. — Wir haben keinen Kuchen zu essen und oft kein warmes Zimmer; also sind wir auf jeden Fall noch viel schlimmer daran."

„Das Kind hat in mancher Beziehung nicht unrecht," sprach kummervoll der alte Mann, indem er seinen Blick umherlaufen ließ auf den kahlen Wänden seiner Wohnung, auf den ärmlichen Möbeln und Betten, und ihn dann auf die kleine Schüssel voll Milch heftete, in welche zwei Kreuzerbrode gebrockt waren, und die ein vollständiges Abendessen abgeben sollte für vier Personen, die bis Abends zehn Uhr gefastet. — —

„So, jetzt ist es angerichtet!" rief die Tänzerin mit lustiger Stimme. Sie wollte dadurch alle trüben Gedanken verscheuchen. „Jetzt laß deine Schreiberei sein, Papa, und komm' zu Tisch."

„Das reicht ja kaum für euch aus," entgegnete dieser, „eßt nur, eßt nur, ich schreibe noch."

Doch blickte er, seinen eigenen Worten widerstreitend, sehnsüchtig nach dem Tische, und als das kleine Mädchen ihm entgegenlief und ihn bei der Hand fortzog, brauchte sie gar keine Kraft anzuwenden, um ihn bis an die Milchschüssel zu bringen.

Die Familie setzte sich um den Tisch herum; Jedes hatte seinen Löffel ergriffen, doch ehe das Abendessen eigentlich begann, mußte sich das Bübchen entschließen, sein gewöhnliches Tischgebet herzusagen. Es faltete die Hände und sprach:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne was ich bescheeret hab."

Es war dies ein Sprachfehler, den man ihm trotz aller ange-

wandten Mühe nicht abgewöhnt hatte, und den er sich heute Abend vollends nicht verbessern ließ, denn seine ganze Seele schwamm in der Milchschüssel.

So ging nun das Nachtessen vor sich, und die kleine Familie beim flackernden Scheine der Talgkerze wäre in ihrer Zusammenstellung ein kleines, herrliches Genrebild geworden. Der alte Mann mit dem wohlwollenden freundlichen Gesichte, der nur mit großen Zwischenpausen aß, die junge schöne Tänzerin in dem ärmlichen Kleidchen, das volle schwarze Haar aber frisirt wie eine Fürstin und aus demselben hervor zahllose falsche Brillanten blitzend. Sie behauptete, fast gar keinen Hunger zu haben, und schaute mit dem liebenden Blick einer jungen Mutter den beiden kleinen Geschwistern zu, die eine Wette eingegangen zu haben schienen, wer von ihnen zuerst auf den Grund der Suppenschüssel gelange. Wir müssen gestehen, daß sich das Bübchen am Tapfersten hielt, namentlich aber viel Milch schlürfte und die Brocken mehr oder weniger verschmähte. Doch ist hiebei nicht zu übersehen, daß es von dem Stück Brod vor ein paar Stunden das größte Drittel erhalten.

„Karl, Karl!“ sagte Clara, die ihm lächelnd zusah, „du vergißt wieder ganz die Geschichte von dem Kinde und der Eidechse. Das mußt du ihm erzählen, Marie.“

Und darauf sprach die kleine verständige Schwester: „das Kind saß vor der Hausthüre und hatte ein Schüsselchen mit Milchsuppe vor sich stehen, da kam die Eidechse und aß mit, aber die Eidechse trank blos die Milch und ließ die Brocken liegen, da nahm endlich das Kind sein Löffelchen, schlug das Thier auf die Schnauze und rief: „wenn du mithalten willst, so iß auch Brocken, du Ding!“

„So iß auch Brocken, du Ding!“ wiederholte Clara und schlug den kleinen Bruder zum Scherz abermals mit dem Löffel auf seinen milchtriefenden Mund, worüber dieser in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, so daß er fast an einem Brocken, den er gehorsam zu sich genommen, erstickt wäre.

Jetzt war die Milch fast verzehrt und es blieb auf dem Grund der Schüssel nur eine kleine bläuliche Fluth.

„Seht ihr wohl," rief plötzlich das Bübchen mit großem Ernst: „ihr alle habt wieder nicht an die arme Anna gedacht. Soll sie denn gar nichts zu essen bekommen?" — Er meinte damit die kleine todte Schwester, die draußen im Vorzimmer lag und den ewigen Schlaf schlief.

„Sie will nichts mehr essen," sagte Marie; sie ist ja gestorben und jetzt im Himmel."

Clara, die trotz ihrer Beschäftigung den ganzen Abend an die Verstorbene gedacht, die aber durch ihre Erwähnung den Schmerz des alten Mannes nicht vermehren wollte, zwinkerte leicht mit den Augen und blickte ihren Vater von der Seite an.

Dieser hatte, wie schon bemerkt, fast gar nichts gegessen und saß schon lange da mit gefalteten Händen. Denn wenn er auch im Drange der Arbeit nicht so innig an das Kind gedacht, so fiel ihm die Erinnerung an dasselbe jetzt doppelt schmerzlich auf die Seele, als er nun am Tische den leeren Platz sah, wo sonst die kleine Anna auf ihrem Stühlchen gesessen. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und seine Augen funkelten auf eine ganz eigenthümliche Art.

„Die Anna ist nicht im Himmel," sagte entschieden das Bübchen; „wie kann sie im Himmel sein, da sie draußen auf dem Kissen liegt? Sie kommt erst in den Himmel, wenn sie begraben ist, und das geschieht morgen."

„Schon morgen?" versetzte der alte Mann und sah seine ältere Tochter fragend an. — „Du hast Alles besorgt, nicht wahr, Clara?"

„Alles so gut wie möglich," erwiderte die Tänzerin; „und wenn die beiden Kinder brav sein wollen, so zeige ich ihnen das Kleidchen, in welchem die Anna ein Engelein wird."

Sie stand auf, um das kleine Paket zu holen, blieb aber an der Kommode länger als nöthig war stehen, um ihre hervorstürzen-

den Thränen, namentlich vor den beiden Kindern, zu verbergen. Da aber dieſe endlich ungeduldig wurden, ſo mußte ſie wieder kommen und ihnen das Kleidchen zeigen. Nachdem ſie den Tiſch abgeräumt, ſchlug ſie das Tuch auseinander und breitete es vor ihnen aus.

„Das iſt ſchön," ſagte der Knabe; „ich möchte das Kleidchen wohl einmal anprobiren, mir müßte es recht gut ſtehen."

„Warte nur, Karl," entgegnete ernſt der Vater, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, „einem ſolchen Kleide entgehſt du nicht; wenn du aber recht brav und folgſam biſt, ſo möge der liebe Gott gnädigſt bewilligen, daß du eins bekommſt, das noch viermal ſo lang iſt."

„Mir wäre dies ſchon recht," antwortete das Bübchen, wobei es die rothen Schleifen durch die Finger gleiten ließ, „das iſt wirklich ſchön. — Und du haſt es ganz ſelbſt gemacht?" fragte er die ältere Schweſter.

„So ſchönes rothes Band!" ſagte Marie. „Das ſieht doch beſſer aus als die ſchwarzen Schleifen."

„Ja, ja, es iſt freundlicher," verſetzte der Vater. — „Wo haſt du denn das Band noch aufgefunden?"

„Die im Theater haben es mir gegeben," erwiderte Clara, „und es hat mich recht gefreut, daß ſie ſo viel Antheil nahmen."

„Es iſt ſonderbar," ſprach lächelnd der alte Mann, „wie die Dinge in dieſer Welt ſo ſeltſam ihren Platz wechſeln. Dies rothe Band, das vielleicht noch geſtern in den Haaren einer Tänzerin geflattert, kommt nun morgen in die kühle Erde. Aber es iſt ſchön, daß ſie dir ſo geholfen, es freut mich; und wenn mein Kind in den Himmel einſchwebt, ſo werden ihnen dieſe Schleifen dort oben keine üble Nachrede machen. — Amen!" —

„Amen!" wiederholte auch Clara, und dann ſetzte ſie mit gewaltſam verändertem Tone hinzu: „Aber jetzt, Kinder, zu Bett! Ihr habt gegeſſen und getrunken und könnt nun ruhig ſchlafen. Dabei

lächelte sie durch ihre Thränen und sagte zu dem Bübchen: „Gaislein bist du satt?“

Worauf der Knabe lachend erwiderte:

„Oh! wo sollt ich satt von sein?
Ich sprang über ein Gräbelein
Und fand kaum ein Blättelein.

Aber ich bin schläfrig und bitte dich, liebe Clara, mich zu Bett zu legen.“

Dies geschah denn auch; Clara lockerte zuerst die dünnen Kissen in dem Bett, dann zog sie die Kinder aus und legte sie hinein. Sie krochen dicht an einander hin, um sich zu erwärmen und die ältere Schwester deckte zu dem gleichen Zweck noch einen wollenen Rock über sie hin. Dann sprachen die Kleinen zu ihrem Spasse den Spruch von vorhin ein paar Mal gegenseitig und entschliefen bald unter Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Sklavenleben.

Der Vater setzte sich an den Schreibtisch, um noch einen angefangenen Bogen zu vollenden, und die Tänzerin zündete eine Lampe an, nahm das Kleidchen und den Kranz von Orangenblüthen und ging in's Vorzimmer. — Hier lag das todte Schwesterchen auf einem weißen Kissen und war mit einem Tuche zugedeckt. Als Clara dieses Tuch wegzog, durchschauerte es sie leicht, und als sie darauf das Kind betrachtete, rollte eine Thräne um die andere aus ihrem Auge. Es lag da so ruhig als ob es schliefe, die Augen

halb geöffnet, die Händchen über der Bruſt gefaltet. Daß es wirklich todt war, ſah man nur an der gelblichweißen Geſichtsfarbe, an der glanzloſen Haut und an einem ſchmerzlichen Zug, der um den zuſammengepreßten Mund und das ſpitzige Näschen ſpielte, und man fühlte das, wenn man, wie Clara es that, das warme lebensfriſche Geſicht an die bleichen Lippen des Kindes drückte und dann jene eiſige ſonderbare Kälte empfand, jene Kälte, die mit nichts Anderem zu vergleichen iſt; jene Kälte, welche die unerbittliche Hand des Todes zurückläßt.

Clara deckte das Kleidchen mit den rothen Schleifen über ihre kleine Schweſter hin, legte den Blumenkranz auf ihr Haupt und ſank dann vor der Kleinen auf die Knie. Das Kind hatte viel gelitten und war in herben Schmerzen geſtorben. Vor dem inneren Auge der Tänzerin gingen Stunde um Stunde die zwei kummervollen Jahre vorüber, welche dies arme Kind durchlebt und welche Clara mit ihm geduldet und gelitten. Das war eine harte Zeit geweſen ſeit der Geburt der kleinen Anna. Ihre Mutter, Clara's Stiefmutter, war wenige Tage nach der Geburt des kleinen Kindes geſtorben und die Tänzerin hatte es aufgezogen als wäre es ihr eigenes. Ah! ſie liebte das arme kränkliche Geſchöpf mehr als Alles in der Welt. Sie hing in ſeinen Leiden inniger an ihm, als an dem Vater und den anderen Geſchwiſtern; es war' ihr Eigenthum, ſie hatte es ſich erobert durch die unermüdlichſte Sorgfalt, durch unzählige Nachtwachen. Ein halbes Jahr nach der Geburt hatte der Hausarzt geſagt: es iſt ein Wunder, Fräulein Clara, daß Sie mit Gottes Hülfe das Kind durchgebracht haben. — Ja, es lebte, es gedieh, und das junge Mädchen ſah mit Entzücken, wie es ſtärker und kräftiger wurde, wie es eines Tags zum erſten Mal lächelte, wie es endlich Mama zu ihr ſagte, dann lange Unterredungen mit ihr hielt, aber in unartikulirten Tönen, nur ihr allein verſtändlich. — — — — Und doch mußte es ſterben. Wie hatte ſie dem Tode dieſe Beute ſtreitig gemacht! Wie hatte ſie Tag und

Nacht über seinem Lager gewacht, am Morgen seinen ersten Blick empfangen, am Abend seinen letzten! Wie war sie athemlos die vier Treppen hinaufgerannt, um hineintretend zu fragen: „was macht das Kind? — Da endlich überfiel es eine neue Krankheit, und schon nach wenigen Tagen ging sein Athem schnell und schwer, sanken seine Augen ein und wurden Mund und Nase spitzig. Wenn sich auch Clara überreden wollte, das seien nur vorübergehende Symptome, und wenn sie auch an jedem Abend die ganze Familie an das Bettchen führte und fragte: „nicht wahr, heute geht's mit der Anna besser? ihre Augen sind lebhafter, ihr Athem leichter," so schüttelte doch der Hausarzt den Kopf, und der verzweifelte Blick, mit dem die junge Tänzerin an seinen Lippen hing, verhinderte ihn mehrere Tage, die Wahrheit zu sagen. Endlich aber mußte er doch eingestehen, daß alle Hoffnung vergebens sei. —

An dem Tage war gerade ein neues Ballet, und Clara mußte tanzen und lustig sein; aber im Zwischenakte stahl sie sich von der Bühne weg und ging an eine kleine Thüre, welche auf die erste Gallerie führte, und dort wartete sie, bis der Leibarzt des Königs seine Loge verließ. Das war ein alter freundlicher Herr, und als er vorbeigehen wollte, hatte sie sich ihm beinahe zu Füßen geworfen, auch konnte sie lange vor ihren Thränen nicht sprechen. Dem Arzte erschien es natürlich sonderbar, hier von der glänzend gekleideten, aber weinenden Tänzerin angehalten zu werden, doch da er ihr ein paar liebevolle Worte sagte, so war Clara bald im Stande, ihm ihr Leid mitzutheilen. Er versprach nach dem Kinde zu sehen und kam auch noch an demselben Abend zum Erstaunen sämmtlicher Hausbewohner, die seinen Wagen anfahren hörten. Doch zuckte er ebensogut die Achseln wie der Hausarzt, und nachdem er das Kind einige Minuten angeschaut, auch sich nach den Vorgängen erkundigt, tröstete er das Mädchen so gut er konnte und sagte richtig voraus, das kleine Kind werde die Nacht nicht überleben. — —

Am andern Morgen war es todt. In Clara's Leben entstand eine große Lücke; sie sah vor sich ein weites, graues Feld, in dessen Mittelpunkte das todte Kind schwebte, das langsam vor ihren Augen versank. —

Das Alles überdachte sie in der heutigen Nacht, und all' die Tage, welche das Kind gelebt, gingen in einem stillen Gebete vor ihrem Geist vorüber. Endlich erhob sie sich wieder, deckte das Tuch über das weiße Gesicht der Kleinen, nachdem sie dasselbe vorher noch mit ihren Küssen und Thränen bedeckt; dann ging sie gefaßter in das Wohnzimmer zurück.

Der alte Mann schien eben seine Arbeit für heute Nacht beendigt zu haben, er klappte das Buch, aus welchem er übersetzte, zu, und legte die Feder darauf hin; dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sah nachdenkend vor sich hin.

Clara, welche noch keinen Schlaf verspürte, setzte sich ihm gegenüber und bedeckte ihre rothgeweinten Augen mit der Hand.

„Das Buch ist ein eigenes Stück Arbeit," sagte der Vater, „wohl für Amerika berechnet, namentlich jene Distrikte, wo man Sklaven hält oder für deren Abschaffung alle möglichen Schritte thut. Wie es aber mit seinem gewiß vielfach übertriebenen und eingebildeten Elend bei uns so großes Aufsehen machen konnte, ist mir nur dadurch erklärlich, wenn ich überhaupt unsere kindische Sucht nach Fremdem in's Auge fasse, oder eine Art wollüstig kitzelnder Grausamkeit annehme, mit der man nach weit entfernten fremden Leiden schaut, da man nicht den Muth hat, das Auge auf den eigenen Weg vor sich zu senken, um hier eine ungleich härtere Sklaverei zu entdecken, tieferen Jammer, größeres Elend."

„Glaubst du das wirklich, Vater?" fragte nachdenkend Clara, die an jene Unterredung auf der Bühne dachte.

„Ob ich es glaube, mein Kind!" entgegnete finster der alte Mann. „Fragst du mich das im Ernst? Blicke doch zunächst auf uns Alle, auf dich selbst. Sieh doch, wie es uns bei angestrengtem

Fleiße, bei der größten Thätigkeit nicht möglich iſt, unſere kümmerliche Lage zu ändern; ſieh doch zu, wie ich mich hier bis Mitternacht mit meiner Feder abmühe, und ohne deine Hülfe, mein gutes Kind, doch nicht im Stande wäre, ausreichend für unſern nothdürftigen Unterhalt zu ſorgen."

„Es iſt wahr, Vater, es iſt ſehr wahr."

„Jener Onkel Tom zum Beiſpiel iſt glücklich gegen mich zu nennen; er iſt ein Sklave geboren, und konnte, ich gebe zu, daß es ſehr traurig iſt, von einem Tag auf den anderen gewärtigen, was ihm endlich zugeſtoßen. Und wenn nun dieſe Geſchichte wirklich wahr, wenn ſolche Grauſamkeiten dort jenſeits der Meere verübt werden, ſo haben ſeine Leidensgenoſſen das Mitleid aller Nationen für ſich; man beklagt ihr Daſein, man bejammert ihr Schickſal, man thut durch Wort und Schrift, was man kann für Erleichterung des Looſes jener ſchwarzen Sklaven, während man dagegen zu Hauſe wieder Alles thut, um uns recht hinabzudrücken, recht den Fuß auf den Nacken zu ſetzen, uns, den weißen Sklaven der Armuth und Geburt. — — Die Verfaſſerin," fuhr der alte Mann nach einer Pauſe fort, „eine Amerikanerin, Augenzeuge des von ihr geſchilderten Sklavenlebens, hatte gewiß die ſchönſte und lobenswertheſte Abſicht. Glaubſt du vielleicht, mein Kind, daß der Gedanke, Etwas zur Beglückung jenes gedrückten Theiles des Menſchengeſchlechtes beizutragen, die zahlloſen Buchhändler in unſeren damit und mit ſo vielem Anderem geſegneten deutſchen Landen vermocht hat, das Publikum mit Onkel Tom's Hütten zu überſchwemmen, in Wort und Bild, in Geſängen und Theaterſtücken? — Glaubſt du das? — Ich nicht! Ich habe von einem gehört, der ſeinen Enthuſiasmus ſo weit trieb, daß er ſeine ſämmtlichen Zimmer mit Schilderungen aus jenem Negerleben ausſchmückte, in übermäßiger Freude, daß er endlich etwas gefunden, was in den jetzt intereſſeloſen Zeiten nach ſeinem Ausdrucke *zieht*. Tritt doch hin vor dieſen — geiſtigen Sklavenhändler, der dir die Arbeit

ruheloſer Tage und ſchlafloſen Nächte, der dir ein Stück deines Inneren, das du ihm geſchrieben anbieteſt, abfeilſcht, ja abjaunert, der dir ein paar magere Kreuzer hinwirft für dein beſtes Herzblut; — tritt doch vor ihn hin und ſage ihm, du habeſt auch eine Eliſe gefunden, deren Mann, ein fleißiger Mann, ſich von ihr und ihrem Kinde trennen müſſe und weit über's Meer fliehen, weil er hier kein Brod für ſich und die Seinen mehr findet. Der hieſige Georg iſt freilich kein Sklave, und ſein Weib und ſein Kind ſind bei keiner guten Herrſchaft, die ſie auf's Freundlichſte pflegt, auf's Beſte erhält, die ihr Hülfe verſpricht und in guten tief gefühlten Worten Troſt ſpendet. O nein, mein Kind, die hieſige Eliſe, obgleich auch einſtens ſchön, jung und blühend, iſt nun nach wenigen Jahren ein armes, verkümmertes Weib geworden und ſitzt auf einer ungeheizten Bodenkammer mit ein paar traurigen Geſellſchaftern, dem Hunger und der Kälte; und dazu pfeift der Wind höhnend durch die Riſſe des Daches; ſie ſelbſt friert gern und muß ja frieren, denn in ihren letzten warmen Rock hat ſie ihr Kind gewickelt und es ſchlummert nun leiſe an ihrer Bruſt, und wenn es auch zuweilen ſtöhnt und ſich im Schlafe hin und her wendet, ſo iſt es doch im Augenblick vor der Kälte geſchützt, und wenn der liebe Gott im Himmel ſie nicht gänzlich verlaſſen hat, ſo findet ſie wohl im Laufe des Tages eine mitleidige Seele, die ihr mit etwas Suppe aushilft. — Vorderhand aber hungert ſie und hofft, hofft auf ihren Gatten, daß er ihr Hülfe ſendet, hofft auf die Barmherzigkeit des Himmels, daß er ihren kränklichen Körper geneſen läßt, um ſich alsdann durch Arbeit wieder fortbringen zu können. — — Und wie ſie ſo ſinnt und denkt, erweitern ſich vor ihren Augen die zahlreichen Spalten und Riſſe im Dach, und ihr Blick fliegt hinaus über die Dächer der Stadt hinweg in das weite Land und über andere Städte und andere Länder, und endlich ſieht ſie vor ſich eine weite, graue, hie und da mit Schnee bedeckte Fläche, eine trügliche Ebene, die auf und nieder wankt. — Sie fühlt

auch den Seewind, denn es fröſtelt ſie kalt und ſchaurig an; am Ufer des weiten Meeres aber ſtehen Leute und erzählen ſich von dem großen Sturm, der geſtern ſtattgefunden und von dem großen Auswandererſchiff, das mit ſo vielen Menſchen elend zu Grunde gegangen. — —

„Wie das Weib an dieſe Stelle des Traumes gekommen, da ſchreckt ſie zuſammen und ein herzzerreißender Schrei erweckt faſt das Kind auf ihrem Schooße, ſie aber zum klaren Bewußtſein. Sie ſtreicht krampfhaft lachend das Haar aus ihrem Geſichte und redet ſich ein, es ſei doch lächerlich, eine ſolch' traurige, ſolch' ſchlimme Vorahnung zu haben. — —

„Und ſie hat in ihrem Geiſte die Wahrheit geſehen," fuhr der alte Mann erſchüttert fort. Und dabei hatte er die Hände gefaltet und blickte mit einem ſeltſam ſtieren Geſicht an die Decke des Zimmers. — „Aus der Tiefe auf ſtiegen nächtlich die Geiſter der Ertrunkenen und ſie flogen unverwandten Blicks aufwärts gen Himmel. Es waren viele, viele darunter, wie ſie hier in dem Buche beſchrieben ſind, und auch ihnen wurden droben als armen Sklaven eilfertig die Thüren des Paradieſes aufgeriſſen und ſie trugen Alle an ſich ihr Sklavenzeichen, nicht jenes eingebrannte T. F. an der Hand, das man im Nothfall ausſchneiden oder mit einem eleganten Handſchuh bedecken kann, ſondern ihnen war daſſelbe auf die Stirne geſchrieben, und an den zuſammengebiſſenen Zähnen und auf den weißen eingefallenen Wangen las man ein ganzes Sklavenleben, ein Daſein ohne Luſt und Freude, dahingeſchleppt in Kummer und Entbehrungen."

Clara hatte mit Entſetzen dieſen wilden, ſo heftig ausgeſtoßenen Worten, ihres ſonſt gemüthlichen und ruhigen Vaters gelauſcht. Sie drückte ihre Hand auf ſeinen Arm, wie um ihn zu erwecken, zu beſänftigen, und es gelang ihr auch; ſeine Augen verloren ihren ſtarren Ausdruck und er blickte ſie mit inniger, väterlicher Zärtlichkeit an, die aber nicht ohne eine tiefe Traurigkeit war. Dann

legte er seine Hand auf ihr dunkles Haar, auf ihre zierliche Frisur, und warf sie leicht auseinander, daß ein paar falsche Perlen und Brillanten auf den Boden rollten, die er verächtlich mit dem Fuße von sich stieß, dann die junge Tänzerin auf die Stirn küßte, wobei ein paar Thränen aus seinen Augen auf die ihrigen herabträufelten.

„Ich verstehe dich wohl, mein Vater," sagte Clara nach einer Pause; „auch ich bin ja eine arme Sklavin, tief erniedrigt durch meine Stellung und durch die Bösartigkeit der Menschen."

„Sei es, mein Kind," erwiderte ruhiger der alte Mann, „sei es wenigstens äußerlich; aber bewahre dein Inneres, bewahre dein Herz, dein gutes Gewissen, daß du frei und stolz um dich blicken kannst, daß du das Auge Gottes nicht zu scheuen hast. Was kümmern dich dann die Reden der Menschen!" —

Einen Augenblick blieb es hierauf still in dem Gemach, und der Vater blickte während der kleinen Pause mit ungetrübter Zärtlichkeit auf das junge Mädchen, dann aber drückte er sie sanft an sich, sein Blick wurde wieder finsterer, und um seinen Mund spielte abermals ein hartes, ja verächtliches Lächeln. „Da haben sie," sagte er, „aus dem Buch ein Lied gemacht. Es behandelt den Moment, wo die Sklavin Elise mit ihrem Kinde über die auf- und abschwankenden Eisschollen des Ohio flieht; allerdings eine entschlossene und schöne That. Dieses Lied ist nun von irgend Einem zierlich in Musik gesetzt und wird nun schmachtend gesungen von Tausenden deutscher Frauen und Jungfrauen zu den Akkorden eines Klaviers oder dem Geklimper einer Guitarre, sich selbst und den Zuhörern zum unaussprechlichen Vergnügen, und es ist eine Heldenthat, deren Vorbild man Tausende von Meilen weit herholen mußte, weil sie nichts Aehnliches aufzuweisen hat im lieben Vaterlande. — So glauben sie — —

„Ich habe aber eine Mutter gekannt," fuhr der alte Mann fort, indem er sich erhob und im Zimmer auf- und abschritt, „die

hat für ihr Kind noch unendlich mehr gethan, und man hat sie nicht gepriesen in Büchern und Balladen. Dieses Weib war ein armes unglückliches Weib, und obgleich sie nicht von Sklavenhändlern gejagt wurde, so jagten sie doch noch viel grimmigere Feinde: Noth und Hunger. Sie schrak nicht vor der Arbeit zurück, aber sie hatte in ihren guten Tagen nur gelernt, mit der Nadel kunstvolle Arbeiten zu machen, und nun waren ihre Finger vor Kälte steif geworden, und da sie zurückgekommen und verarmt war, so wollte ihr auch Niemand mehr etwas anvertrauen, womit sie sich einen Verdienst machen und das Leben ihres Kindes fristen konnte. Dieses Weib war keine geborene Sklavin; sie war von einer guten ehrlichen Familie, und deßhalb konnte es ihr in ihrem tiefen Jammer nicht gelingen, irgendwo nur ein Almosen zu betteln; auch hatte sie nicht das Geschick dazu: glücklichere und erfahrenere Almosensammler ließen sie nicht aufkommen. — Da irrte sie Abends herum, ihr Kind in ein ärmliches Tuch gewickelt, — ich glaube es war um die Weihnachtszeit und da thut es doppelt weh, wenn man mit einem halberfrorenen hungerigen Wurm vor hellerleuchteten Fenstern stehen muß, um zuzusehen, wie andere glücklichere Kinder in der Fülle der Gesundheit jubelnd um den glänzenden Weihnachtsbaum springen; — das arme Weib hatte gerade keinen Neid auf diese Eltern und Kinder, sie wünschte nur ein kleines Brod für das ihrige, und als sie so an einem Bäckerladen vorbeikam, wo viel zierliches Backwerk ausgelegt war, kam ihr der Gedanke, dort etwas für ihr Kind zu stehlen. — — — — Anfangs schauderte sie zurück, denn sie war arm, aber ehrlich. Als aber das kleine Kind vor Hunger leise wimmerte, als sie so gejagt war von Noth und Verzweiflung, da streckte sie die zitternde Hand aus und nahm ein kleines Brod hinweg, konnte aber damit nicht entfliehen, denn als das Verbrechen begangen war, stand sie vor Schrecken festgebannt. — Die Sklavin entging nicht ihren Verfolgern, sie wurde jenseits ihres mit schwimmenden Eisschollen bedeckten Ohio's nicht von freundlicher

Hand aufgenommen. — Die weiße Sklavin erhielt für ſich und ihr Kind kein warmes Zimmer, kein gutes Bett; ſie fiel der ſtrafenden Gerechtigkeit anheim; ſie iſt verſchwunden und verſchollen, kein Buch beſchreibt ihre größere That, keine Ballade beſingt ihr Elend und das ihres Kindes.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dieſen Worten hob der alte Mann ſeine Hand wie beſchwörend gen Himmel und durchſchritt mit haſtigen Schritten das Zimmer nach allen Richtungen. So oft er aber bei dem Stuhle ſeiner Tochter vorüberkam, berührte dieſe leicht ſeine Hand, worauf ſein Schritt jedes Mal ruhiger, ſein Blick ſanfter wurde. Endlich blieb er vor Clara ſtehen, faßte ihre Hand und ſagte, nachdem er ihr eine Zeitlang in die dunklen Augen geſehen, mit lächelndem Ausdruck im Geſicht: „ja, ja, es iſt leider wahr, mein Kind, wir Alle ſind Sklaven; ſieh' nur mich, deinen Vater, an, glaubſt du nicht, daß ich eben ſo gern ein Zuckerfeld bearbeiten würde, wenn das meine Kräfte zuließen, als dieſe geiſtigen Frohndienſte zu verſehen, die vielleicht hundertſte Ueberſetzung eines Buches zu machen, das mir unangenehm, ja unheimlich iſt! — — Aber ich weiß mich zu tröſten, liebe Clara,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher ſein Geſicht wieder den alten gemüthlichen und heiteren Ausdruck erlangt hatte, während ſeine Augen wieder ſanft und freundlich ſtrahlten und um den Mund wieder das alte zufriedene Lächeln erſchien. „Ja, ja, ich weiß mich zu tröſten,“ ſagte er, „denn ſiehſt du, mein Kind, wären wir, ich, du und vielleicht noch Tauſende von Menſchen der gleichen Klaſſe allein dazu berufen, die Sklaven aller anderen zu machen, es wäre entſetzlich, es könnte das nicht lange fortbeſtehen, und bald müßten ſich die Niedergedrückten mit einem einzigen Schrei der Verzweiflung gegen die uſurpirte Herrſchaft ihrer Unterdrücker auflehnen. Aber es iſt nicht ſo: Alle ſind Sklaven, Alle haben keinen freien Willen, auch die, welche ſtolz auf

uns herabblicken; und je höher sie stehen, desto herber fühlen sie ihre Sklaverei."

Das junge Mädchen sah ihren Vater fragend an, und sagte: „aber, lieber Vater, die Reichen, die sich für ihr Geld alle Genüsse dieses Lebens verschaffen können —?"

„Sind die Sklaven eben dieses Geldes," versetzte rasch der alte Mann, „die Sklaven ihrer Leidenschaften, die Sklaven eines oft kranken und deßhalb für viele Genüsse unbrauchbaren Körpers. Sieh' dich um, mein Kind, mit offenem, ruhigem Blick, frage durch alle Schichten der menschlichen Gesellschaft, erkundige dich, wer vollkommen glücklich und zufrieden sei; — du wirst Wenige finden, und wahrlich diese Wenigen am wenigsten in den hohen und reichen Ständen. Dort drückt die unzerreißbare Sklavenkette des sogenannten guten Tons, des Herkommens am stärksten, wenn sie auch der oberflächliche Beschauer nicht sieht, da sie unter Gold und Blumen versteckt ist; dort verletzt ein Wort, ein Blick die kranken Herzen, dort gelten freundliche Augen und lachende Lippen nicht für den Ausdruck eines zufriedenen Gemüths; sie dienen nur dazu, Verdruß, Haß, Wuth, Neid zu verdecken: ein Händedruck, ein freundliches Wort will dort nichts sagen, es ist das hundert Mal die Maske eines Sklaven, der viel lieber knirschend in seine Kette beißen möchte, und den nur die Macht, das Ansehen des Anderen dazu zwingt, ein süßes Gesicht zu machen und den Rücken zu krümmen. —

„Und alle schleppen diese Kette mit sich herum und lassen sie erst fallen, wenn der erstarrten Hand mit ihr zugleich die Zeichen der Macht und des Reichthums entfallen. — Es ist dies wahrlich in der Welt recht schön und klug eingerichtet," fuhr der alte Mann lächelnd fort; „Einer ist wie gesagt der Sklave des Andern, und so hängen alle Menschen an einer gewaltigen Kette, vom Bettler bis hinauf zum Könige."

„Aber der König iſt frei," ſagte lächelnd das Mädchen; „ihn kannſt du nicht zu den Sklaven rechnen."

„Gewiß, mein Kind, ihn auch," antwortete der alte Mann und ſtarrte nachdenkend, doch nicht unfreundlich ausſehend vor ſich hin. „Er iſt auch Sklave der Verhältniſſe, ſeines Schickſals, ja theilweiſe ſeiner Umgebung; ſein Wille vermag nicht immer durchzudringen; und glaube mir, er in ſeiner Höhe fühlt es doppelt hart, wenn ſich ihm eine andere unſichtbare Gewalt gegenüberſtellt, wenn ſein Befehl an einer Intrigue abgleitet. Es ſind vielleicht nur Kleinigkeiten, die den Herrſcher mit den unſichtbaren Ketten umgeben und einengen, aber gerade weil er ſonſt herrſcht und gebietet, fühlt er hier um ſo ſchmerzhafter, daß er gefeſſelt iſt. — Ja, Alle, Alle ſind Sklaven!"

Bei dieſen Worten erhob der alte Mann ſeine Augen, ließ ſie einige Minuten auf dem ſchönen Geſichte ſeiner Tochter ruhen, dann wandte er ſie ſinnend gegen die Mauer, welche das Gemach umgrenzte, die aber ſeinen Blick nicht aufhielt; ſie ſchien ſich vor ihm zu öffnen und er in weite Fernen, in andere Verhältniſſe, in fremdes Leben zu ſchauen. Seinen Mund umſpielte ein freundliches Lächeln; er ſah in Geſtalten und Bildern vor ſich, was er vorhin in Worten ausgeſprochen; er blickte in die Zukunft und zugleich in die nachfolgenden Kapitel dieſes Buches.

Achtes Kapitel.

Arthur.

Es mochte etwas über zehn Uhr an dem Abend geweſen ſein, als der junge Mann, welcher der Tänzerin, Mamſell Clara, ſo un-

verhofft, wenn auch vielleicht nicht unerwartet, einen guten Abend gewünſcht, das Haus verließ, nachdem ſie die Thüre ſanft hinter ihm zugemacht. Als er hierauf durch die Straße ging, konnte er ſich nicht enthalten, noch öfters nach dem Hauſe mit dem hohen Giebeldache zurückzuſchauen, und da bemerkte er nur noch ein einziges kleines Fenſter erhellt; das übrige Haus lag ſchon in tiefer nächtlicher Ruhe und Dunkelheit. An dem Lichte aber, das noch ſo freundlich hinaus ſchien, ſaß ſie wahrſcheinlich; ſie blickte vielleicht in die Flamme, die auch er jetzt von Weitem ſah — ſie mochte vielleicht ſogar an ihn denken.

Unter dieſen angenehmen Träumereien ſetzte der junge Mann ſeinen Weg fort wie Jemand, der durchaus keine Eile hat. Er befand ſich, wie wir bereits wiſſen, in einem entlegenen Stadttheile, wo die Straßen krumm und winkelig liefen, bald mit Häuſern beſetzt waren, bald nur mit einfachen Gartenmauern, hinter denen Bäume ihre nackten Aeſte emporſtreckten, und die ſeltſam angeſtrahlt waren von dem Schein einer Gaslaterne, die auf der Höhe der Mauer brannte und ſowohl dieſſeits als jenſeits das Terrain beleuchtete.

Zuweilen wurde in dieſer Gegend der Stadt die Straße von Kanälen durchſchnitten, und dann paſſirte man kleine hölzerne Brücken, auf denen der Fußtritt in der nächtlichen Stille ſo ſeltſam klang. Allerlei unregelmäßige Gebäude, Kirchen, große Fruchtſpeicher, alte Thürme ſtellten ſich dem Wanderer trotzig und verziert mit weißen Schneekappen in den Weg, und man mußte genau ſeine Richtung kennen, um ſich in dieſem Labyrinthe nicht zu verirren. Es gab auch freilich noch einen andern Weg, um von dem erwähnten Hauſe mit dem Giebeldach in die beſſeren und vornehmeren Stadtviertel zu gelangen, doch ſuchte der junge Mann, den wir eben begleiten, deßhalb dieſe andere Straße zwiſchen den alten Häuſern hindurch, weil ihn die ſeltſamen Formen dieſer Gebäude anzogen und er ſich ergötzte an dem ſonderbaren Lichteffect, der

dadurch hervorgebracht wurde, daß die Straßen immerfort in einer Schlangenlinie liefen, weßhalb oft jener Theil grell beleuchtet ward, während die vorspringende Ecke im tiefsten Schatten lag.

Bald befand sich der einsame Spaziergänger in der Nähe des großen Fruchtmarktes, dem ältesten Theile der Stadt, wo es noch mehrere Häuser gab, die durch ihren Aus- und Eingang ein paar Straßen mit einander in Verbindung setzten. Einer dieser Passagen pflegte der junge Mann nie aus dem Wege zu gehen, weder bei Tage noch bei Nacht, und er erfreute sich jedesmal an der förmlichen Tunnelgestalt, welche der Hauptdurchgang zwischen den Gebäuden bildete.

Das waren zwei alte, massive Häuser mit großen Thoren und mehreren Höfen; zwischen jenen lag die Passage, von der wir oben gesprochen. Es war das eine Art gewölbter Gang, der unter dem einen Hause durchlief und mit der Straße in Verbindung stand. In diesem Gange selbst befand sich eine einzige Thüre, welche durch ein eisernes Gitter verschlossen wurde und vermittelst einer steinernen Treppe in den ersten Stock des großen Gebäudes führte, wo sich eine sonderbare Restauration und Gastwirthschaft befand. Hier war nämlich der Aufenthalt sämmtlicher Bänkelsänger, Orgelmänner, Besitzer von Raritätenkasten, Poeten, welche den Leuten Mordgeschichten erklärten, Harfenmädchen und ähnlichem Volk. Alle fanden hier für billiges Geld ein Unterkommen; man nahm es hier mit den Pässen und Papieren nicht sehr genau, und der Wirth dieser mildthätigen Anstalt, Herr Scharffer, galt nicht blos als sehr entschlossen, wenn es darauf ankam, eine unschuldige Harfenistin vor den Krallen der Polizei zu beschützen, sondern man munkelte auch, er habe schon zum öfteren Male sehr gefährliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft längere Zeit vor den Augen der Justiz zu verbergen gewußt.

Dem sei nun wie ihm wolle, dieser Gasthof — er hieß der Fuchsbau — war, wie gesagt, sehr malerisch gelegen, und schon

zum Oefteren von armen Künſtlern benützt worden, um das Album irgend einer vornehmen Dame mit einem intereſſanten Gegenſtand zu bereichern. Man fand hier Kloſter- und andere Höfe, Theile irgend einer Burg, und wenn man dazu eins der Harfenmädchen nahm, die man zuweilen am Fenſter ſah, ſo war ein artiges Bildchen fertig.

Der junge Mann, dem wir folgen, durchſchritt träumend den äußeren finſteren Hof und blieb, als er jenen Durchgang erreicht, ſtill betrachtend vor dem herrlichen Lichteffect ſtehen, der ſich ſeinem Auge darbot. Der ganze Schein einer Laterne war förmlich in dieſen Durchgang gepreßt und ſtrahlte nur in einzelnen Blitzen auf den Hof hinaus, hier die ſchönen Sculpturen eines Thorbogens erleuchtend, dort von den matten Scheiben irgend eines alten Fenſters abſtrahlend. Nachdem er ſich dies einige Augenblicke betrachtet, wollte er ſeinen Weg fortſetzen, als er hörte, wie das eiſerne Thor in dem Durchgange geöffnet wurde; er vernahm deutlich das Klirren der Schlüſſel und hörte Fußtritte, welche die Treppe herab kamen. Da man nicht wiſſen konnte, mit welcher Geſellſchaft man hier zuſammentraf, ſo blieb der junge Mann noch einen Augenblick ſtehen, um die Anderen vorangehen zu laſſen und ihnen alsdann zu folgen. Doch mußte er ſich eine Weile gedulden, denn zwei Männer, welche aus dem Hauſe traten, blieben vor der Gitterthüre plaudernd ſtehen. Der Eine war der Wirth, Herr Scharffer, ſelbſt, ein großer Mann in einer grauen Jacke, einer einfachen Hausmütze, unter der ein ſehr entſchloſſenes und markirtes Geſicht hervorſchaute; es war eine Phyſiognomie, die man, wenn man ſie einmal geſehen, nicht ſo bald wieder vergißt, und die man mit ein paar Bleiſtiftſtrichen treffend hinzeichnen kann. Er hatte eine große und lange Naſe, einen breiten, ſtets lächelnden Mund und einen kohlſchwarzen, ſtruppig abſtechenden Backenbart. Der andere Mann, der neben ihm ſtand, hatte einen großen Radmantel über die Schultern geſchlagen, der ihm bis über die Naſe reichte und ſo ſein

Gesicht schwer erkennen ließ. Er trug einen gewöhnlichen runden Hut, und in der Hand unter dem Mantel ein Spazierstöckchen, mit dem er heftig auf seine Stiefel schlug.

Dem Zuschauer im Hofe waren diese beiden Männer vollkommen gleichgültig, ja er hatte schon die Absicht, bei ihnen vorbei zu gehen, als der Unbekannte mit dem Mantel einige Worte lauter sprach, worauf der Klang dieser Stimme den jungen Mann plötzlich aufmerksam machte.

„Aber sie soll von hier fort," sagte er mit klarem und bestimmtem Tone. „Sie soll unter allen Umständen und schon morgen fort. Teufel auch! Man hat ihr noch vor einem halben Jahre mit neuen Papieren ausgeholfen und sie mobil gemacht. Ich kann mich nicht so überlaufen lassen."

„Sie hat so fest darauf gerechnet," entgegnete der Wirth, „Sie werden ihr nochmals helfen. Deßhalb erlaubte ich mir auch, Sie hieher zu bitten; übrigens ist sie nicht unbrauchbar; es ist ein Teufelsmädchen."

„Ja, ja," meinte der Andere nachsinnend, setzte aber mit lauterer Stimme hinzu: „aber zu bekannt, hier viel zu bekannt."

„Bah!" versetzte der Wirth, „dafür haben wir Mittel, und die ist mit allen Hunden gehetzt. Was gilt die Wette, sie stellt sich Ihnen irgendwo als französische Gouvernante vor, und Sie sollen sie nicht wieder erkennen. Mein Rath wäre wahrhaftig, sie da zu behalten; seit die Lisette verschwunden ist, fehlt uns Jemand derartiges. Du lieber Gott! bei dem ersten größeren Unternehmen befinden wir uns in Verlegenheit."

„Aber es kann nicht sein, es kann wahrhaftig nicht sein!" erwiderte der Andere, wie es schien, ärgerlich; „wir wollen ihr Empfehlungen geben, sie soll nach B. gehen, aber hier kann ich sie nicht gebrauchen; das wäre compromittirend."

„Nur ein paar Tage," bat der Wirth, „sprechen Sie ein kluges Wort mit ihm."

„Mit wem?“

„Nun, mit ihm,“ ſagte der Wirth mit leiſerer Stimme, indem er ſich ſcheu umblickte.

„Ah! mit ihm iſt ſchlecht Kirſchen eſſen,“ entgegnete der Andere. „Und ſo Kleinigkeiten! Ich habe wichtigere Sachen für ihn!“

„Aber ich bitte herzlich darum,“ fuhr der Wirth dringender fort. „Man kann ihm auch einmal wieder einen Gefallen erweiſen.“

„Ihr ſeid wahrhaftig ein eigenſinniger Kerl, Scharffer,“ ſprach der im Mantel, indem er ungeduldig mit den Achſeln zuckte. „Laßt ſie laufen; glaubt mir, es iſt beſſer.“

„Ich habe es ihr ſo gut wie verſprochen.“

„Nun denn, in's Teufels Namen! Ich will ihn darum fragen; aber wenn er befiehlt, ſie ſolle abreiſen, dann macht mir keine Geſchichten, und verſteckt ſie nicht heimlich bei euch.“

„Gegen ſeinen Befehl? — Gott ſoll mich in Gnaden bewahren!“ ſagte der Wirth, indem er erſchreckt zurücktrat. „Nein, nein, durch Schaden wird man klug, und ich verlange in meinem Leben nicht mehr, mit ihm auf unfreundliche Art zuſammenzukommen.“

„Ja, er kann hart ſein,“ erwiderte der Andere lachend, während er ſeinen Mantel, der herabgerutſcht war, wieder über die Schultern warf. — „Nun, gute Nacht! Vergeßt mir nicht Zeichen und Adreſſe für die nächſte Woche; ſichtbar bin ich für keinen Menſchen.“

„Will's ſchon behalten!“ verſetzte der Wirth. „Schneegäßchen Nummer vierundachtzig.“

„Schön,“ ſprach der Unbekannte im Mantel, und ging mit hallenden Tritten den Durchgang hinab.

Der junge Mann, der dieſer Unterredung, ohne es zu wollen, gelauſcht, wäre gerne gefolgt. — Dieſe Stimme war ihm nicht unbekannt; doch wenn er daran dachte, der, dem dieſe Stimme gehörte, ſolle hier eine ſolch' vertrauliche Converſation mit dem verrufenen Wirth zum Fuchsbau halten, ſo mußte er lächeln. Das war ja gar

nicht möglich! Und doch — wie gern hätte er sich überzeugt! Aber es war unmöglich, denn Meister Scharffer blieb, sobald der Andere fortgegangen war, aufmerksam lauschend stehen und schaute bald auf die Straße, bald auf den Hof. Erst als die Tritte des Mannes im Mantel gänzlich verklungen waren, trat der Wirth in das Haus zurück, schloß die Gitterthüre hinter sich und stieg langsam die schmale, steinerne Treppe hinauf.

So schnell als möglich eilte jetzt der junge Mann auf die Straße und bis zur nächsten Ecke, wo er horchend stehen blieb. Doch war es für dies Viertel schon Schlafenszeit, und man hörte nirgendwo auf der Straße ein Geräusch; Alles war todtenstill, so sehr er sich auch anstrengte, vernahm er doch keinen Ton von Fußtritten. Kopfschüttelnd schritt er durch mehrere enge Straßen, über den großen Fruchtmarkt, und kam nach einer Viertelstunde in einen belebteren Stadttheil und in die Nähe des Schlosses. Dort blieb er vor dem hohen steinernen Portal einen Augenblick stehen, denn hier schieden sich drei Wege, die er alle drei verfolgen konnte, den ersten nach Haus, den zweiten in ein beliebtes Kaffeehaus und den dritten zu einem Bekannten, dem jungen Grafen Fohrbach, der vielleicht schon in seiner Wohnung anzutreffen war, und es von jetzt ab bis ein paar Stunden nach Mitternacht gerne sah, wenn man eine Tasse Thee bei ihm nahm und eine Cigarre rauchte. Er entschied sich für das Letztere; er ließ das Schloß rechts liegen, beging die weitläufigen Nebengebäude desselben und gelangte nach kurzer Zeit in jene lange Straße, in welcher der geneigte Leser zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte bei Sonnenuntergang einen flüchtigen Blick geworfen.

Da wir nun aber im Begriffe sind, dem in der breiten Straße vor uns Wandelnden in eine kleine auserlesene Gesellschaft zu folgen, so halten wir es für unsere Schuldigkeit, dem geneigten Leser zu sagen, daß der junge Mann, dem wir heute Abend gefolgt, der Sohn eines reichen Banquiers der Residenz ist, daß er in einer

Academie zugleich mit den Söhnen der ersten Familien des Landes erzogen wurde, daß er durch sein gebildetes, feines und liebenswürdiges Betragen in allen Kreisen gern gesehen ward, daß er seines Zeichens ein Maler war und mit seinem Vornamen Arthur hieß; — den hiezu gehörigen Familiennamen werden wir später noch kennen lernen.

Graf Fohrbach war der einzige Sohn seines Vaters, des alten Generals und jetzigen Kriegsministers, und wohnte, seit er mündig geworden, in einem kleinen reizenden Hinterhause des väterlichen Palastes. Der nachsichtige alte Herr hatte ihm in der Mauer, die Hof und Garten umgab, einen neuen Eingang herstellen lassen, an dem sich eine Klingel befand, die mit dem kleinen Hause in Verbindung stand. Eigentlich befanden sich hier zwei Schellenzüge, jede für die Dienerschaft des Grafen von besonderer Bedeutung. Die eine war für die Vertrauten und Freunde, und wenn sie erklang, so sprang die kleine Thüre in der Mauer wie von sich selbst auf, um dann hinter den Eingetretenen sogleich durch eine unsichtbare Macht wieder zugedrückt zu werden.

Auf diese Art trat auch Arthur in den winterlichen Garten, dessen Bäume in weißem Reif prangten; die Blumenbeete waren mit Tannenreisern zugedeckt; Spaliere und Statuen unter starrenden Strohdecken gaben so recht das Bild des tiefen Winterschlafs, in den die Natur versunken war. Aus dem Schornstein eines kleinen Gewächshauses zur Seite qualmte eine dicke Rauchwolke, und das war das einzige Zeichen von Leben, das man im Hof und Garten sah; ein Weg, der bei dem großen Hause vorbeiführte, war vom Schnee rein gefegt und brachte den Maler in wenig Augenblicken in die Thüre des Pavillons, in welchem Graf Fohrbach residirte. Auch hier öffneten sich Haus- und Vorthüre wie von selbst, und erst, als man die letztere hinter sich hatte, trat man in ein hell erleuchtetes und sanft erwärmtes Vestibul. Ein Diener in Livree hob schweigend einen schweren Teppichvorhang auf und ließ den

Ankommenden in ein Vorzimmer treten, wo sich der Kammerdiener des Grafen befand.

Dieser war ein alter Mann mit weißen sorgfältig gebürsteten Haaren, und schien derselbe im schwarzen Frack und weißer Halsbinde auf die Welt gekommen zu sein; wenigstens erinnerte sich von der jetzigen Generation Niemand, ihn je anders als in diesem Anzuge gesehen zu haben. Er las gerade in einem Buche, erhob sich aber aus seinem bequemen Fauteuil, als der Thürvorhang rauschte und ging dem Eintretenden freundlich entgegen.

„Ah! Herr Arthur kommen früh," sagte der alte Mann, der sich diesen vertraulichen Ton seit den Zeiten der Schule, wohin er seinen Herrn begleitet, nicht mehr abgewöhnt hatte und ihn auch auf die genaueren Bekannten und Freunde desselben ausdehnte. Doch war es eine Auszeichnung, also von ihm angeredet zu werden; entfernteren Bekannten oder Leuten, über deren Charakter er nicht genau in's Klare kommen konnte, gab er ihre vollständigen Titel. — „Der Herr Graf ist vor einer halben Stunde aus dem Theater gekommen."

„Und ist schon Besuch da?" fragte der Maler.

„O ja," entgegnete der Kammerdiener mit freundlicher Stimme; „Herr Eduard, Herr Eugen sind da, sowie auch," setzte er mit plötzlich ernster werdendem Tone und feierlichem Wesen hinzu, „der Herr Baron von Brand." Darauf nahm er halbverstohlen eine Prise — die goldne Dose ließ er fast nie aus der Hand — nickte ernsthaft mit dem Kopfe, als wollte er ausdrücken: es ist gewiß so, wie ich gesagt, und ging sodann auf die Thüre des Nebenzimmers zu, diese zu öffnen.

„Ist der Herr Baron schon längere Zeit im Salon?" fragte Arthur.

„Er kam vor einer kleinen Viertelstunde," entgegnete der Kammerdiener.

„Zu Wagen oder zu Fuß?"

„Zu Fuß, — wie die Lakaien ſagen, von dem Haupthauſe her; er ſchien drüben einen Beſuch gemacht zu haben.“

„So, ſo,“ erwiderte nachdenkend und mit leiſer Stimme der Maler, fuhr aber laut fort, als er den aufmerkſamen Blick ſah, mit dem ihn der Kammerdiener betrachtete: „ja, das habe ich mir gedacht; ich glaubte ſchon, ich hätte ihn anderswo geſehen, aber ich habe mich geirrt.“ Nach dieſen Worten grüßte er den alten Mann freundlich und trat in einen kleinen Salon, der mit ein paar Lampen erhellt war, in dem ſich aber Niemand befand. Dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, dämpften ſeinen Schritt und ſo konnte er einzelne Worte einer Converſation im Nebenzimmer hören, ohne daß man dort ſeine Annäherung bemerkte.

Arthur hob den Thürvorhang auf und kam in ein achteckiges Gemach, von welchem noch nach drei anderen Seiten Thüren ausliefen: nach dem Eßzimmer, dem Schlafzimmer und nach einem anderen kleinen Vorſaal, der an ein Glashaus ſtieß, durch welches allein der Pavillon mit der Einfahrt des Haupthauſes in Verbindung ſtand. Zu dieſem Eingang beſaß nur Graf Fohrbach die Schlüſſel, die er ſelten, faſt nie Jemand anvertraute.

Das achteckige Gemach war mit einem außerordentlichen Comfort ausgeſtattet, und erſchien namentlich bei Nacht äußerſt wohnlich; ſilbergraue Tapeten widerſtrahlten das Licht eines kleinen Kronleuchters mit Lampen auf die freigebigſte Art; die Fenſteröffnungen ſah man nicht, da Vorhänge von roth geſtreifter Seide davor zuſammengezogen waren. Von dem gleichen Stoff waren die meiſten Möbel hergeſtellt, und alle von einer wahrhaft raffinirten Bequemlichkeit. Der Salon war ziemlich groß und hatte Platz für eine Menge Divans, Fauteuils, Chaiſelongues, die aber alle ziemlich auffallend durcheinander geſchoben waren, und von denen drei und vier immer einen kleinen Plauderwinkel bildeten. Ein Smyrnateppich bedeckte den Boden, und überall, wo es möglich war, ſah man obendrein noch kleine perſiſche Vorlagen. Etwas Eigenthümliches hatte übrigens dieſer

Salon oder vielmehr die Einrichtung desſelben. Ueberall, wohin man blickte, herrſchte eine maleriſche Unordnung, ohne daß übrigens irgend etwas verwahrlost geweſen wäre. So lagen zum Beiſpiel Handſchuhe, Bücher, ein Blumenbouquet zuſammen auf einem rothſeidenen Fauteuil, ein ſchwerer Kavalleriesäbel ſtand mitten in einer Gruppe von Blumen und Sträuchern aufgepflanzt, und über den Schultern eines marmornen Amors hing als Schärpe ein reicher perſiſcher Stoff, den der Graf Gott weiß zu welchem Zwecke gekauft.

Obgleich das ganze Haus frei lag und der Wind nach Belieben um daſſelbe her ſauſen konnte, ſo bemerkte man doch in dem Salon nichts hievon, denn er ſtieß nur mit der Fenſterecke an das Freie; die übrigen Theile waren, wie bereits erwähnt, von anderen Gemächern umgeben, woher es denn auch kam, daß das Zimmer ſo behaglich, warm und angenehm war. Im Kamin brannte ein helles Feuer, und vor demſelben ſtanden einige Fauteuils, in welchen die jungen Leute, von denen der Kammerdiener vorhin geſprochen, ſo bequem wie möglich ausgeſtreckt lagen.

Neuntes Kapitel.

Coeur de Rose.

In dem Augenblick, als Arthur eintrat, wurde die Unterhaltung nicht gerade beſonders lebendig geführt; irgend Einer hatte eine Bemerkung hingeworfen, welche den Anderen vielleicht nicht wichtig genug erſchien, um viel darauf zu antworten. Genug, man hörte einige beiſtimmende Ja, ein Ah! dann rauchten Alle ruhig ihre Cigarren fort. Graf Fohrbach, der mit dem Rücken gegen den Kamin ſaß, winkte dem Eintretenden freundlich mit der Hand und

ſagte: „Es freut mich, daß Sie noch kommen, Arthur; rollen Sie einen Stuhl herbei. Wo das kleine Rauchmaterial iſt, wiſſen Sie; wenn Sie aber eine lange Pfeife wollen, ſo klopfen Sie nach gutem türkiſchen Gebrauch dreimal in die Hände.“

Der Maler dankte und nickte den drei anderen Herren zu, welche ſich im Zimmer befanden. Zwei von ihnen, welche der Kammerdiener mit Herr Eugen und Herr Eduard bezeichnet hatte, ſaßen vor dem lodernden Feuer, der Dritte, der Baron von Brand, lehnte dem Hausherrn gegenüber nachläßig an dem Kamingeſims, auf welches er den rechten Arm geſtützt hatte, während er die linke Hand zwiſchen dem zugeknöpften ſchwarzen Fracke verbarg.

Arthur langte nach einer Cigarre und zündete ſie an; nachdem er die einfachen Fragen, als: ob er im Theater geweſen, ob es nicht heute Nacht verflucht kalt werde, mit Ja oder Nein beantwortet hatte, lehnte er ſich in den Fauteuil zurück und konnte nicht unterlaſſen, ſeine Augen mehreremal über das Geſicht und die Geſtalt des Baron Brand hingleiten zu laſſen, was uns wir im Intereſſe des geneigten Leſers ebenfalls zu thun erlauben wollen.

Der Baron Brand mochte einige Jahre über Dreißig zählen; er war von mittlerer Größe, ſchlanker Taille und, obgleich ziemlich mager, ſah man an ihm doch eine hochgewölbte Bruſt und ſehr breite Schultern. Nebenbei, daß die Körperformen dieſes Mannes etwas ſehr Elegantes, ja Graziöſes hatten, entnahm man noch an Allem, was er that, eine außerordentliche Gelenkigkeit, welche auf eine große Körperkraft hindeutete, welche er auch in der That beſaß und von der er gerne ſcherzweiſe Proben ablegte. Seine Kopfform war eher länglich als rund, ſein Teint weiß und friſch, die grauen Augen ſehr lebhaft, das Haar von ſehr hellem Blond, oder wenn man wollte ſtreifte es, aber kaum merklich, in's Röthliche. Er trug es aus dem Geſichte geſtrichen, kurz geſchnitten und emporſtehend, was zugleich mit dem aufgedrehten Schnurrbart ſeinem Geſichte etwas Keckes, ja Unternehmendes gab.

Von den zwei anderen jungen Herrn war Eugen von S. der Aelteste dieser Gesellschaft, — er mochte vielleicht nahe an die Vierzig sein — eine feste, gedrungene Gestalt mit schwarzem Haar und großem Schnurrbart gleicher Farbe, und trug als Major die Königliche Adjutantenuniform. Der Andere, Eduard von B., war ein junger Assessor, der sehnsüchtig nach dem Rathstitel verlangte und sich schon darauf hin ein äußerst bedächtiges Reden und Benehmen angewöhnt hatte.

Graf Fohrbach endlich, der Hausherr, ebenfalls Adjutant des Königs, hatte höchstens achtundzwanzig Jahre und war ein hübscher, lustiger Offizier von gutem, treuem Gemüthe, aber etwas zu fröhlicher Natur, und namentlich, wenn er Waffenrock und Säbel abgelegt hätte, zu allerlei kecken, zuweilen unüberlegten Handlungen aufgelegt.

Es trat eine längere Pause ein, während welcher alle Vier rauchten, und sich der Hausherr mit dem Kopf an das Kamin lehnte, um mit großer Aufmerksamkeit dem blauen Dampfe zuzuschauen, wie er in kunstreichen Ringeln an die Decke emporstieg.

„Was meinen Sie, Baron?“ sagte er endlich. „Ich hätte wohl Lust, die Wette von voriger Woche nochmals mit Ihnen durchzumachen.“

„Was ist das für eine Wette?“ fragte der Major.

„Wir saßen neulich beim Kaffee,“ erzählte der Hausherr, „als der Baron Brand auf seinem neuen Rappen vorüber kam. Du weißt, wie er mit der Flüchtigkeit dieses Pferdes renommirt.“

„Und da man deine Leidenschaft für Wetten kennt,“ sagte der Assessor, „so trugst du ihm natürlicher Weise gleich eine an?“

„Das versteht sich von selbst,“ erwiderte lachend der Graf. „Ich schlug ihm also die bekannte Geschichte vor, er solle nach dem eine Stunde weit entfernten A. hin und zurück reiten, und ich wolle unterdessen ein halbes Pfund kleiner Bisquite auf einem Sitze essen. Wer zuerst mit seinem Geschäft zu Ende sei, ich mit dem

Essen oder er mit dem Hin- und Herreiten, habe begreiflicher Weise gewonnen."

„Und ebenso begreiflich verlorst du," versetzte der Major. „Ich habe diese Wette schon oft machen und verlieren sehen."

„Freilich verlor ich," entgegnete der Hausherr, „aber es fehlten keine sechs Bisquit mehr; und ich hätte unfehlbar gewonnen, wenn ich nicht mit meinem verfluchten Husten wenigstens zwei Minuten eingebüßt hätte. Aber wie gesagt, ich proponire die Wette nochmals: ich kann mich nicht so schlagen lassen."

Der Baron, dem diese Worte galten, blickte auf den Sprecher nieder und lächelte dabei. Aber dieses Lächeln paßte so gar nicht zu der hohen Stirne, zu dem ganzen kecken Kopfe; es war etwas Süßes und Geziertes darin, ebenso wie in seiner Sprache, ja wie in den Worten, die er sprach. Es war eine wirkliche Enttäuschung, ihn, nachdem man ihn gesehen, auch reden zu hören. Dabei war der Klang seiner Stimme frisch und kräftig, aber die Manier, wie er seine Worte aussprach, weichlich, ja läppisch — eine böse Angewohnheit oder der Beweis von einem schwachen, verzärtelten Gemüthe.

„Nein, nein," sagte er lachend, „die kleine Wette hat mir zu wohl gethan; ich versichere Sie auf Ehre, es ist etwas Deliciöses, eine Wette zu gewinnen. Und bei Ihnen kommt man selten dazu, lieber Graf. Aber wenn Sie dieselbe vielleicht umgekehrt annehmen würden, so könnten Sie versichert sein, ich mache mir das unendlichste Vergnügen daraus."

„Daß der Baron den Bisquit verschluckte?" fragte der Major mit seiner tiefen Stimme, „das wäre ein Anblick für Götter! Da betheilige ich mich bei der Wette, wenn ich zuschauen darf; ich sehe ihn schon vor mir, wie er mit dem Daumen und dem Zeigefinger jedes Bisquit auf die zierlichste Weise herumdreht, um es mit Anstand in den Mund zu schieben. — Nein, da würden Sie nicht weit kommen."

Der Baron lächelte wohlgefällig, wobei er zwei Reihen schneeweißer Zähne zeigte, dann fuhr er mit der Hand durch das dichte Haar, zupfte seinen Hemdkragen in die Höhe und entgegnete: „Sie haben Recht, Major, ich könnte meine Wette verlieren, blos durch den Gedanken, vor den Augen Anderer hastig und ungeschickt zu essen. Ich halte das für fürchterlich; wenn ich überhaupt im Stande wäre, eine neue gesellschaftliche Ordnung einzuführen, so gäbe es keine Diners, keine Soupers mehr. Es ist doch in der That nichts unangenehmer und alle Illusion zerstörender, als wenn man um sich herum eine ganze Menge essender Lippen und kauender Zähne sieht. — Coeur de rose! ich verabscheue das, und wenn ich namentlich an einer Dame Antheil nehme, so bin ich völlig unglücklich, wenn ich mich neben sie zu Tische setzen muß. Ich verbleibe alsdann das ganze Diner mit niedergeschlagenen Augen."

„Unglücklicher Baron!" versetzte Graf Fohrbach. „Man kennt Ihre niedergeschlagenen Augen. Das ist eines von Ihren unwiderstehlichen Mitteln; Sie schauen nur auf Ihren Teller, um dann plötzlich das neben Ihnen sitzende arme Schlachtopfer mit einem einzigen Blicke niederzuschmettern."

Der Baron lächelte wie ein vollendeter Geck, worauf er vergnügt seine Fingerspitzen besah, dann den aufrecht stehenden Enden seines Schnurrbarts eine noch drohendere Stellung gab, nachdem er seine Cigarre auf das Kamingesims niedergelegt. „Sie thun mir Unrecht," sprach er; „ich versichere Sie, wenn ich zuweilen meine Augen auch aufschlage, so habe ich gewiß niemas die Idee, indiscrete Blicke umherzuwerfen. Sagen Sie selbst, meine Herren," wandte er sich an die Uebrigen, „kann man überhaupt zurückgezogener leben, kann man weniger aus sich selbst machen, als ich thue?" Bei diesen Worten und einem Lächeln, das augenscheinlich dazu bestimmt war, seine eigenen Worte Lügen zu strafen, zog er sein Tuch aus der Tasche, und fuhr zierlich damit an seinem Bart und seinen Lippen

umher. Das Wehen des Tuches verbreitete einen eigenthümlichen, sehr angenehmen Geruch.

„Da hat er wieder ein neues Odeur entdeckt," sagte Graf Fohrbach, indem er mit der Hand die Luft gegen sich fächelte und dann den Geruch eifrig einsog. „Was Teufel ist das wieder?"

„Das sind seine Geheimnisse," versetzte lächelnd der Major. „Aber es riecht in der That nicht unangenehm. Wo bekommen Sie das her, Baron? Wie heißt dieses höchst angenehme Parfum?"

Der also Gefragte wedelte mit seinem Schnupftuche hin und her, dann steckte er es in die Tasche und antwortete mit großer Wichtigkeit: „Sehen Sie, meine Herren, das sind meine Geheimnisse. Jeder Mensch hat die seinigen; der Major, als zweiter Chef der Adjutantur, kennt alle geheimen Ordonanzen Sr. Majestät; unser theurer angehender Rath blickt in die Entstehung der Gesetze hinein; Sie, Graf Fohrbach, beschäftigen sich mit den Geheimnissen verschiedener Anzüge, und unser junger Maler untersucht fast dieselben Geheimnisse, nur daß er sich ganz an's Aeußere hält. — Aber mein Departement ist das der feinen Odeurs; meine Forschungen sind emsig darauf gerichtet, und meine Arbeiter und Gesandten darauf hingewiesen, mich im Fach des Wohlriechenden beständig au fait zu halten."

„Teufel auch!" rief der Major laut lachend, „das war eine schöne Rede. — Aber jetzt wissen wir gerade so viel wie vorher. Nun, seien Sie ehrlich, wie heißt dieser kostbare Wohlgeruch und wo ist er zu haben?"

„Hier ist er vorderhand nicht zu haben," entgegnete sehr ernst der Baron. „Ich bekomme ihn von einem Freunde aus Konstantinopel, wo fast das ganze Fabrikat in's Serail geht. Er wird nur von einem einzigen Künstler, einem Armenier, gemacht und heißt coeur de rose."

„Aha! Daher kommt denn auch Ihr neuer Schwur!" erwiderte der Hausherr. — „Ihr werdet doch bemerkt haben, daß der gute Baron seit einiger Zeit nur bei coeur de rose schwört? —

Aber ich kenne ihn," setzte er mit einer Handbewegung hinzu, „morgen Früh erhalten wir Alle einen Flacon coeur de rose."

„Das wäre in der That zu viel verlangt," sagte bedächtig der Assessor, „denn der gute Baron, der im Punkte des Geruchs ein Monopol haben will, müßte sich augenblicklich ein anderes Odeur anschaffen."

„Aber halten Sie es nicht für gefährlich, Baron," meinte lachend der Graf, „so ausschließlich ein Odeur für sich zu besitzen? Das könnte doch bei Ihren vielen Eroberungen zu unangenehmen Verwicklungen führen. So ein armer Ehemann kommt in das Boudoir seiner Frau und merkt gleich, daß Sie da gewesen sind."

„Das ist gewiß schon oft passirt," sagte der Major. „Und wenn man das recht in's Auge faßt, so kann man sich eine Verstimmung, die man hie und da bemerkt, erklären. — Apropos! um von Verstimmungen zu reden, so muß dem alten Baron von W. auch wieder was in die Quere gelaufen sein."

„Ei der Teufel!" versetzte Graf Fohrbach aufmerksam, „erzähl' uns das, Major."

„Es war eigentlich nur ein Spaß," entgegnete dieser, „denn wenn wirklich etwas daran wäre, so müßtest du am Ersten davon wissen."

„Von dem alten Baron weiß ich verflucht wenig," erwiderte der Hausherr. „Es ist dir bekannt, daß ich gar nicht in seinem Vertrauen stehe."

„Aber die Baronin kommt doch häufig in euer Haus."

„Ah! die schöne junge Frau!" sprach melancholisch der Baron Brand, indem er seufzend in die Höhe blickte.

„In unser Haus?" sagte der Graf. „Du weißt doch, daß ich mit Papa kein gemeinschaftliches habe, und was drüben geschieht, davon erfahre ich nicht besonders viel."

„Aber zu deiner Mutter kommt die Baronin häufig," erwiderte der Major.

„Das iſt wohl wahr," verſetzte Graf Fohrbach; „aber leider nie in den Stunden, wo ich drüben bin."

„Er hat leider geſagt, dieſer vortreffliche Graf!" miſchte ſich der Baron mit einem ſüßen Lächeln in das Geſpräch. „Das Leider klingt mir ungeheuer verdächtig."

„Diesmal hat Sie Ihr gewöhnlicher Scharfſinn getäuſcht," entgegnete trocken der Hausherr. — „Aber was meinteſt du mit einem Auftritt?" wandte er ſich an den Major.

„Oh, es iſt eigentlich unbedeutend. Du weißt wohl, daß man von unſerem Dienſtzimmer in den gegenüberliegenden Flügel des Schloſſes ſieht, wo Seine Excellenz, der Generaladjutant des hochſeligen Königs, der Baron W., wohnt; und du weißt auch, daß ich ſehr gute Augen habe. Da ſtand ich nun vorgeſtern am Fenſter, halb hinter dem Vorhang verborgen, und betrachtete mir die gegenüber liegenden Fenſterreihen von oben bis unten. An einem dieſer Fenſter ſteht Seine Excellenz mit dem gewöhnlichen finſtern Blick, aber nicht mit der gewöhnlichen Ruhe. Jetzt fängt er auf einmal an, auf den Fenſterſcheiben zu trommeln; es ſchien mir irgend ein Sturmmarſch zu ſein, aber er trommelte nur einige Takte."

„Wahrſcheinlich zum Loslaſſen der Plänkler," meinte der Aſſeſſor.

„Vielleicht wohl. Es mußte etwas vom Loslaſſen darin vorkommen, denn gleich darauf ließ er ſich ſelbſt los. Sein nicht gerade ſchönes Geſicht wurde dunkelbraun, ſein eines Auge blickte eine Zeit lang ſtier in den Hof hinaus, dann wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung um und geſticulirte und telegraphirte in's Zimmer hinein, was ich mir ungefähr mit den Worten überſetzte: Madame, ich kann und will Ihren Worten nicht glauben, hol' der Teufel die ganze Geſchichte! Aber wenn ich noch einmal ſehe, Madame, daß Sie die Vorhänge Ihres immer verſchloſſenen Wagens hinaufziehen oder daß Sie Jemand Anders anblicken wie mich, ſo ſcheue ich einen öffentlichen Eclat ganz und gar nicht und ſchicke Sie nach Schloß Werden-

berg, wo Sie mit undurchdringlichen Waldungen und den alten Portraits meiner Familie kokettiren können!"

„Ich möchte den Major mir nicht gegenüber wohnen haben," sagte der Baron; wobei er sich indessen Mühe gab, ein starkes Gähnen zu unterdrücken. Offenbar war ihm die Erzählung langweilig.

„Aber woher vermuthest du, daß diese ganze Geschichte sich auf die arme Frau bezog?"

„Ich vermuthe nie," sprach ernst der Major, „sondern ich urtheile nur nach Vorfällen und Thatsachen. Nachdem also Seine Excellenz den wahrscheinlichen Sturmmarsch mehrmals auf die Fensterscheibe getrommelt und öfters wie ein Kreisel in das Zimmer hinein geflogen war, verschwand er plötzlich vor dem Fenster. Ich blieb an dem meinigen stehen und dachte: du willst doch sehen, ob da nichts weiter vorfällt. Nun dauerte es aber nicht lange, so fuhr drüben ein Wagen vor, Seine Excellenz kamen die Treppen herab, setzten sich ein und fuhren davon. Eine lange Weile nachher wurde drüben an den Fenstern nichts sichtbar, und man bemerkte nur etwas wie einen Schatten im Zimmer auf- und abgehen. Endlich erschien die Baronin zwischen den Vorhängen, sie hatte ein weißes Tuch in der Hand, und ich sah deutlich, wie sie ihre vom heftigen Weinen gerötheten Augen an die Scheiben drückte. So blieb sie einen Augenblick stehen, dann zog sie sich in's Zimmer zurück und die Geschichte war zu Ende."

„Ist denn der Baron so außerordentlich eifersüchtig und gibt ihm seine Frau Ursache dazu?" fragte der Assessor.

„Das erste ja, das zweite gewiß nicht," erwiderte der Major. „Sie ist ein armes, kleines, gedrücktes Weib, das bei dem alten Währwolf ein rechtes Sklavenleben führt. Wie hätte die Frau so glücklich sein können, wenn sie in die rechten Hände gefallen wäre! Ich kenne in der That kein freundlicheres, besseres und reicheres Gemüth. Daß sie schön ist, wißt ihr selbst am Besten zu beurtheilen."

„Sehr schön," sagte der Baron nun wirklich gähnend; „Figur,

Geſicht, Alles. Es wäre eine vollendete Schönheit, nur will mir das Haar nicht gefallen."

„Das Haar? — Ah! da muß ich bitten," entgegnete eifrig der junge Maler, der hier eine Veranlaſſung hatte, ſich in das Geſpräch zu miſchen. „Es gibt kein glänzenderes Haar, kein ſchöneres Blond."

„Baron, geben Sie das zu!" rief Graf Fohrbach luſtig. „Und Sie werden das Haar gewiß ſchön finden, wenn ich Ihnen ſage, daß es mit dem Ihrigen einige Aehnlichkeit hat."

Alles lachte, doch Arthur ſagte ſehr ernſt: „der Graf hat Recht; es iſt da nichts zu lachen; das Haar der Baronin W. hat in der That mit dem unſeres Freundes hier eine große Aehnlichkeit; ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß ich ſogar in der Geſichtsbildung der beiden Genannten eine gewiſſe Harmonie finde."

„Baron, das ſchmeichelt," meinte der Hausherr. „Und der Teufel ſoll mich holen, Arthur hat nicht ganz Unrecht. Forſchen Sie einmal in Ihren Geſchlechtsregiſtern nach, am Ende ſind die Familien Brand und die der Baronin mit einander verwandt."

Auf das hin flog ein düſterer Schatten über das lachende Geſicht des Barons, er preßte eine Sekunde lang die Lippen auf einander, worauf aber ſogleich wieder ſeine Züge von dem bekannten ſüßen und unwiderſtehlichen Lächeln erheitert wurden. Er ſtellte ſich breit vor den Spiegel, der über dem Kamine hing, betrachtete ſich lange und forſchend, ſowie mit großer Selbſtzufriedenheit, und ſagte endlich mit entſchiedenem Tone: „nein, meine Herren, ihr irrt euch, die Baronin, ſo ſchön ſie iſt, kann keine Anſprüche machen, mir ähnlich zu ſehen."

Es ſollte das natürlicher Weiſe nur ein Scherz von dem jungen Manne ſein, doch alle Anweſenden, da ſie mit ſeinen Schwächen bekannt waren, konnten ſich eines ſchallenden Gelächters nicht erwehren.

„Wir wollen die Sache nicht weiter unterſuchen," meinte der Major; „nur ſo viel iſt jetzt gewiß, daß die Baronin eine ſehr ſchöne Frau iſt."

„Und der Baron ein schöner Mann," sagte galant der Hausherr. — „Aber," setzte er ungeduldig hinzu, „ich begreife nicht, wo unser Thee bleibt. Es muß doch eilf Uhr vorüber sein. — Klingeln wir."

Dabei hob er seinen Arm empor und zog an der über seinem Haupte befindlichen Glockenschnur.

Zehntes Kapitel.

Herr von Dankwart.

Fast zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre und der alte Kammerdiener trat herein, gefolgt von einem Lakaien, der auf einem großen Präsentirteller das Theeservice hereinbrachte, einen Tisch in die Nähe des Kamins stellte und auf demselben Geschirr und Tassen zu ordnen begann, dazu Butter und Brod, etwas kaltes Geflügel und eine einzige Flasche Champagner. Er war mit diesem Arrangement noch nicht zu Ende, als der Bediente, der das Service gebracht und sich wieder entfernt hatte, abermals in das Zimmer schlich und dem alten Manne einige Worte in das Ohr flüsterte.

Dieser richtete sich in die Höhe, dachte einen Augenblick nach, schüttelte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem Grafen hin, dem er meldete: „Herr Baron von Dankwart sind draußen und lassen fragen, ob der Herr Graf zu Hause seien."

„Nein," antwortete dieser ganz ruhig, indem er die Achseln zuckte. „Ich bin für den Herrn von Dankwart selbst am Tage nicht zu Haus; er soll mich in der Nacht ungeschoren lassen!"

Der Kammerdiener blickte auf den Bedienten, dieser zog mit einem sehr verlegenen Gesicht die Achseln in die Höhe, worauf der

alte Mann seinem Herrn sagte: „er hat die zweite Klingel gezogen, weßhalb ihm der Portier sogleich geöffnet.“

„Woher weiß er, beim Teufel! daß an meinem Hause zwei Klingeln sind? Für ihn ist nur die einzige da!“

In diesem Augenblicke schien der Vorhang, der im äußeren Zimmer hing, sich leicht zu bewegen. Der Bediente hustete verlegen, näherte sich seinem Herrn auf einige Schritte, und sagte mit vorgestrecktem Halse zu ihm: „Euer Erlaucht wollen gnädigst verzeihen, aber der Herr Baron von Dankwart sind bereits draußen im Salon.“

Graf Fohrbach, der ebenfalls ganz genau gesehen, daß bei der Thüre sich etwas bewege, blickte scheinbar nachsinnend zur Decke empor und rief dann mit so lauter Stimme, daß man ihn nothwendig draußen hören mußte: „ah! das kann nur ein Irrthum sein; Baron von Dankwart kenne ich gar nicht; es gibt keinen Baron dieses Namens hier. — Nicht wahr?“ wandte er sich an den Assessor.

„Ich kenne auch keinen Baron dieses Namens,“ entgegnete der Gefragte mit vollen Backen, denn er hatte eben angefangen, dem kleinen Gouté zuzusprechen.

„Ah! welch' vortreffliche Späße!“ ließ sich eine laute Stimme im Hinterhalt vernehmen, während ein kleiner Mann zwischen den Vorhängen der Thüre sichtbar wurde, der sich die Gesellschaft schalkhaft lachend betrachtete und sich mit außerordentlicher Beweglichkeit und etwas gespreiztem Wesen derselben näherte. Ein paar Mal schaute der kleine Mann mit vieler Wichtigkeit rechts und links, und seine Hände zuckten beständig, als wolle er sie einer Menge unsichtbaren Bekannten zum Schütteln darreichen, — ein Manöver, das er nun, am Kamin angekommen, dort ebenfalls genau auszuführen trachtete, ohne aber großen Anklang zu finden.

Der Graf hatte sich einer Tasse Thee bemächtigt, die er mit einer Hand hielt, während er in der andern die Cigarre hatte. —

„Ah! Sie ſind's, beſter Herr von Dankwart?“ ſprach er ſcheinbar erſtaunt. „Die Bedienten ſprechen alle Namen ſo furchtbar ungeſchickt aus; aber Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen meine Hand nicht reichen kann, ich müßte ſonſt die Taſſe oder Cigarre fallen laſſen.“

Der kleine Mann, der ſeine gelben Glacehandſchuhe ſchon zu dem erwähnten Zwecke emporgehoben hatte, kam durchaus nicht aus dem Gleichgewicht; er hob ſeine Finger etwas höher, um dem Grafen ſanft auf die Schulter zu klopfen, wobei er lachend ſagte: „wie dieſer gute Graf ſo ungeheuer bequem iſt! Nun, unter Bekannten nimmt man's nicht ſo genau.“ Hierauf ſah er forſchend im Zimmer umher, rief dem Major einen guten Abend zu, grüßte den Aſſeſſor vertraulich, und ſtieß den Baron von Brand, der am Tiſche beſchäftigt war und ihm deßhalb den Rücken drehte, ſanft mit dem Finger in die Seite.

Worauf dieſer ohne umzuſchauen, einfach mit dem Kopfe nickte, und dabei ſagte: „ah! Herr von Dankwart, ſo ſpät noch? — Es freut mich, Sie zu ſehen.“

„Das iſt in der That ein poſſirlicher Herr!“ erwiderte laut lachend der kleine Mann; „dieſer theure Baron von Brand behauptet, mich zu ſehen und dreht mir den Rücken; das iſt außerordentlich komiſch!“ Alsdann legte er ſeinen Hut auf eine Chaiſe longue, ſah ſehr freundlich, aber nicht ohne Wichtigkeit nochmals im Kreiſe umher, natürlicher Weiſe, ohne aber den Maler zu bemerken, der ihm am nächſten ſaß, und ließ ſich dann mit einem leichten Seufzer in den neben ihm ſtehenden Fauteuil hineinfallen.

Der Graf konnte nicht umhin, Arthur dem eben Angekommenen vorzuſtellen. „Herr Arthur, ein junger talentvoller Maler,“ ſagte er — „Herr von Dankwart, Geſchäftsmann Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin.“

Arthur verbeugte ſich, und der kleine Mann drehte mit großer Lebendigkeit ſeinen Kopf herum, indem er verſetzte: „habe noch

nie die Ehre gehabt, in der That noch niemals die Ehre, von Ihnen zu hören, was mir eigentlich sehr befremdend ist, denn die Herren alle hier werden mir bezeugen, daß sich jeder Künstler um meine Bekanntschaft bemüht, daß — wie soll ich mich genau ausdrücken? — es für jeden Künstler von Wichtigkeit ist, von mir gekannt zu sein."

„In dem Falle," entgegnete Arthur lächelnd, „muß ich dem heutigen Abend besonders dankbar sein, daß er mir das Glück verschafft, Ihre Bekanntschaft zu machen, und mir gestattet, so viel Versäumtes nachzuholen."

Herr von Dankwart schaute einen Augenblick aufmerksam in das Kamin; er schien die Antwort des Malers vollkommen überhört zu haben; wie es überhaupt eine Gewohnheit von ihm zu sein schien, nur zu sprechen und zu fragen, ohne eine genügende Antwort zu erwarten. — „Sollten Sie es glauben, bester Graf," sagte er nach einer Pause, „daß die jungen Künstler völlig auf eigenen Füßen stehen wollen und die Protection tüchtiger Männer für gar nichts achten, keine gute Lehre, keinen Rath mehr annehmen wollen? Ich versichere Sie — nun, ich brauche es eigentlich nicht zu betheuern; die Welt weiß, wie ich mich auf Anordnung und Colorit verstehe, — aber die Herren wollen Alles besser wissen. — Haben Sie das Portrait Ihrer Hoheit gesehen, seit es fertig ist — früher etwas mangelhaft, etwas leer in der Staffage, aber jetzt superb, herrlich! gemalt von Herrn Wiesel —?"

„Ein sehr gutes Portrait!" versetzte Arthur.

„Jetzt freilich," erwiderte Herr von Dankwart mit scharfer Betonung des ersten Wortes. „Ihre Hoheit steht vor dem Portal Höchst Ihres Landhauses und schaut hinaus in die Gegend. Das war Alles recht schön und gut, die Allerhöchste Figur kann man sehr gelungen nennen, aber sie schaute in eine Gegend, ohne daß sich etwas Interessantes begibt; also blickte Ihre Hoheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, aufmerksam in ein Nichts, denn die bekannte

Gegend dürfte doch nicht im Stande sein, die gespannte Aufmerksamkeit Ihrer Hoheit zu fesseln. Darin lag der Fehler, ich fühlte das gleich, obgleich ich mich lange vergebens bemühte, dem Maler Wiesel dies ebenfalls begreiflich zu machen; aber es wäre Schade, wenn man es nicht geändert hätte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber es war eine Leere da, die dem verständigen Beschauer drückend erschien."

„Und dieser Leere halfen Sie?" fragte trocken der Major.

„Allerdings," entgegnete wichtig Herr von Dankwart.

„Was aber nicht schwer sein mußte," warf der Baron von Brand dazwischen, indem er sich mit dem Battisttuch den Schnurrbart wischte. „Man brauchte ja nur ein zierliches Rosengebüsch anzubringen."

„Diesmal hatte ich eine bessere Idee," sagte lächelnd der kleine Mann mit Selbstzufriedenheit. „Wiesel war erstaunt darüber; unter uns gesagt, er äußerte sich, es schmerze ihn tief, daß ihm das nicht selbst eingefallen. „Ich ließ also," — fuhr Herr von Dankwart mit gehobener Stimme fort, wobei er Daumen und Zeigefinger der linken Hand vereinigte und sie bestimmt auf und ab richtete, während er diese Worte sprach, — „ich ließ also hinten aus dem Gebüsche den kleinen Hund der Frau Herzogin heraustreten, wodurch die ganze Scene belebt wurde und ein Gegenstand da war, auf welchen sich der fragende Blick der hohen Frau im nächsten Augenblicke richten würde."

„Vortrefflich!" meinte der Major, indem er große Wolken aus seiner Cigarre blies.

„Und malte Wiesel den Hund?" fragte Arthur.

„Ob er ihn malte!" entgegnete Herr von Dankwart im wegwerfenden Tone, „auf allerhöchsten Befehl —"

„Ich dachte, Sie hätten es befohlen," sagte bedenklich der Assessor.

„Ich — nun ja, ich," erwiderte der kleine Mann mit vieler

Würde. Natürlich ich, aber wie es ſich von ſelbſt verſteht, im hohen Auftrage, im Namen Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin. — Aber wiſſen Sie auch," fuhr er nach einer Pauſe in natürlicherem Tone fort, „weßhalb ich eigentlich hieher gekommen."

„Nein," verſetzte beſtimmt der Graf, „ich habe keine Idee davon."

„Man hat mich verſichert, Sie hätten eine Sendung des vorzüglichſten Latakia erhalten, und nun bin ich da, um zu unterſuchen, ob er wirklich von ſo guter Qualität iſt. Sie werden mir zugeſtehen, daß man bis jetzt die beſte Pfeife bei mir rauchte; iſt aber die Ihrige vorzüglicher, lieber Herr Graf Fohrbach, ſo kann ich Ihnen in der That nicht helfen; in dem Falle müſſen Sie mir einen Theil erlaſſen. — Soll ich in die Hände klatſchen?" — Nach dieſen Worten und einem vergeblichen Verſuche, mit den kurzen Füßchen den Fußboden zu erreichen, warf ſich Herr von Dankwart graziös in dem Fauteuil hin und her und ſtützte die Ellenbogen auf die Kniee, die Handflächen ausgebreitet, um ſie leicht zuſammenſchlagen zu können."

„Laſſen Sie das Klatſchen nur ſein," ſprach ruhig Graf Fohrbach, „wiſſen Sie, mein theurer Herr von Dankwart, man iſt hier im Hauſe nur an meine Befehle gewöhnt und Ihr Klatſchen könnte mißverſtanden werden. Aber ich will für Sie die Klingel ziehen; mit Vergnügen ſollen Sie eine Pfeife haben." Damit hob der Hausherr ſeinen Arm in die Höhe, ſchellte zweimal, worauf ſich in der Thüre des anſtoßenden Schlafzimmers der Jäger des Grafen zeigte und auf erhaltenen Befehl eine angezündete lange Pfeife brachte, die er dem kleinen Mann in den Mund ſteckte.

Während demſelben auf dieſe Art das Maul geſtopft wurde und endlich einmal ſtille ſtand, und während er ſich mit Behaglichkeit in dem Fauteuil ausſtreckte, haben wir Muße, ihn dem geneigten Leſer näher zu beſchreiben.

Herr von Dankwart war von ſehr kleiner Geſtalt, die, an ſich

in recht guten Verhältnissen, nur zu dem ziemlich dicken und unförmlichen Kopfe durchaus nicht passen wollte, welcher der ganzen Figur etwas Zwerghaftes verlieh. Der eben erwähnte Kopf bildete ein vollkommenes Dreieck von dem spitzen Kinn an bis zu der breiten Stirne, die nach oben an eine außerordentlich dünne Haarlichtung stieß und sich solchergestalt fast bis zum Hinterkopf fortzusetzen schien. Das Gesicht hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck; es lag etwas Verschmitztes und zugleich sehr Hochmüthiges darin. Die Wangen waren sehr eingefallen und selbst das Gesträuch des dort wuchernden Bartes war nicht im Stande, diese tiefen Thäler auszufüllen. Der Mund war ziemlich klein, die Augen aber weit geöffnet und von einer unangenehmen bläulichen Farbe und geistlosem Ausdruck. Obgleich Haar und Bart so sorgfältig als möglich gepflegt waren, so machte doch der ganze Kopf den Eindruck, als sei er vernachlässigt worden, habe lange Zeit vergessen in einem Winkel gelegen und sei dort von den Ratten abgenagt worden. — Der Anzug des Herrn von Dankwart war untadelhaft von den fein lackirten Stiefeln an bis zu den steifen und hohen Halskrägen; er befand sich im schwarzen Frack und schien aus einer Soirée zu kommen.

Hier, beim Grafen Fohrbach, hatte sein Erscheinen indeß nicht zur Belebung der Unterhaltung beigetragen. Der Hausherr lehnte ziemlich verdrießlich an dem Kamin und ließ große Rauchwolken aus seiner Cigarre aufsteigen; der Major war still und einsylbig geworden, und während sich der Assessor bei einer soliden Restauration mit Champagner und kaltem Geflügel beschäftigte, tauchte der Baron von Brand verschiedene Bisquits in Zuckerwasser — au fleur d'orange.

Der kleine Mann rauchte seinen Tabak prüfend aus der langen Pfeife, sog den Dampf ein, verschluckte ihn unter verschiedenen Grimassen, trank eine Tasse Thee darauf und ließ eine Weile nachher den Tabaksrauch nach ächter orientalischer Manier

wieder aus dem Magen herauf steigen, um ihn hierauf von sich zu blasen.

„Der Latakia ist gut," sagte er nach einer Pause, „ich möchte sagen, fast so gut wie der meinige, und wenn es Ihnen recht wäre, mein lieber Graf, so machten wir einen kleinen Tausch. — Apropos," fuhr er nach einem abermaligen tiefen Zuge fort, ohne vorher eine Antwort abzuwarten, „um vom Tauschen zu reden, so kennen Sie, lieber Major, gewiß den kleinen Fuchsen des Prinzen A. Halten Sie ihn von einer guten Zucht, von einer unverfälschten Race, würden Sie zum Beispiel zu einem Tausche zwischen jenem Pferde und meinem Schimmel rathen?"

Der Major blickte einigermaßen erstaunt empor und entgegnete: „der Fuchs ist ein vortreffliches Pferd, und bei allem Respekt vor Ihrem Schimmel begreife ich doch nicht, wie einem Kenner hiebei ein Tausch einfallen könnte."

„Es ist vielleicht dem Prinzen darum zu thun," meinte der Baron von Brand mit einem süßen Lächeln, „etwas zu bekommen, was dem Herrn von Dankwart gehörte; wie man auch sonst wohl die unbedeutendsten Sachen, wenn sie großen Männern angehören, in hohem Werthe hält."

Der Graf Fohrbach lächelte in sich hinein, und Herr von Dankwart blickte verwundert auf den Sprecher; doch da er dessen gleichmüthiges, unbewegliches Gesicht sah und sich gnädigst erinnerte, man müsse dessen beschränktem Verstande schon etwas zu gute halten, so begnügte er sich damit, die Achseln zu zucken, die Backen aufzublasen und alsdann aus seinem Pfeifenkopfe eine Menge Rauch zu stoßen.

„Es wird spät," sagte der Major, „ich gehe nach Hause. — Du kannst morgen nicht auf die Jagd?" wandte er sich an den Grafen.

„Herrendienst!" erwiderte dieser; „ich bin morgen in das Vorzimmer gefesselt. Wenn du Nachmittags zurück kommst, kannst du mir erzählen, wie es draußen ausgesehen."

„Ich komme gegen Abend und werde dich besuchen," versetzte der Major, indem er sich erhob. „Nun, Assessor, du fährst doch mit mir?"

„Ich hatte auf einen Platz bei Ihnen gerechnet, lieber Major," sagte Herr von Dankwart, „und schickte deßhalb meinen Wagen nach Hause."

„Daran haben Sie bei diesem Wetter sehr unrecht gethan," entgegnete der also Angeredete. „Den Teufel auch, man muß im Winter nicht so unvorsichtig sein! — Ich könnte Ihnen nur ein kleines Bänkchen in meinem Coupé anbieten, aber es ist voll Pelzfußsäcke und dergleichen."

„Lassen Sie sich eine Droschke holen, Herr von Dankwart," meinte der Baron von Brand. „Sie können sich denken, daß ich Ihnen mit großem Vergnügen einen Platz bei mir anbieten würde, aber erstens habe ich da den Maler aufgeladen, und zweitens fahren wir nicht ganz direkt nach Hause. — Sie waren auch einmal ein fröhlicher Garçon und werden mich schon verstehen." Bei diesen Worten hatte er seinen Hut genommen und Arthur leicht angestoßen, als er bei diesem vorüber kam.

Unter dem allgemeinen Aufbruch, der nun erfolgte, schien das ziemlich lange Gesicht des kleinen Mannes, mit dem er diese Abweisungen erhalten, nur von dem Hausherrn bemerkt zu werden. Dieser führte den Major wie absichtslos in eine Ecke, und sagte dort leise zu ihm: „rückt in Gottesnamen zusammen und nimmt mir den Kerl mit fort, sonst sitzt er mir dahin, langweilt mich noch eine Stunde, und ich muß ihn am Ende nach Hause fahren lassen."

„Recht!" erwiderte der Andere, indem er den Mund zum Lachen verzog, „wir wollen ihn in die Mitte nehmen." Dann wandte er sich an Herrn von Dankwart und sagte ihm: „Sie werden hoffentlich so gut von unserer Galanterie denken, daß wir Sie nicht bei Nacht und Nebel allein und zu Fuß nach Hause gehen lassen. Wenn Sie den Mittelplatz zwischen diesen respektabeln Körpern einnehmen

wollen" — dabei zeigte er auf den Aſſeſſor und ſich ſelbſt — „ſo wird's uns freuen."

„Das iſt mir wahrhaftig angenehm," entgegnete hierauf Herr von Dankwart mit großer Lebhaftigkeit; „und ich verſichere Sie, den Weg zu Fuß zu machen, wäre mir eine Kleinigkeit, da ich bedingungsweiſe die kühle Nachtluft liebe; aber ich habe Ihnen einiges nicht Unwichtiges mitzutheilen. Ihre Hoheit nannte beim Frühſtück Ihren Namen und — doch davon ſpäter! Bringen wir alſo dieſen guten Aſſeſſor nach Hauſe, er wohnt nicht weit von hier, und dann fahren wir äußerſt angenehm zu mir." — Bei dieſen Worten erhob ſich Herr von Dankwart ſtolz und beruhigt, zog ſeinen ſchwarzen Frack in die Taille hinein, warf den Kopf mehr als gerade nöthig war, in die Höhe und reichte ſeine Finger mit vieler Grazie rechts und links zum Abſchiede. Da aber zufälliger Weiſe Niemand beſonders darauf achtete, ſo gingen mehrere ſchöne Händedrücke für dieſe undankbare Welt verloren.

An der Thüre ſagte der Baron von Brand zu dem Hausherrn: „ich hätte bald vergeſſen, Sie zu fragen, lieber Graf, wie Sie es morgen bei dem Begräbniß der Fräulein von M. halten?"

„O, ich ſchicke einfach einen geſchloſſenen Wagen hin."

„Kutſcher und Bedienten?"

„Natürlicher Weiſe; je größer die Pracht, deſto mehr bezeugt man ſein Beileid. — Gute Nacht! — Gute Nacht!" —

Der Wagen des Majors fuhr zuerſt ab, er ſelbſt darin mit dem Aſſeſſor und dem Herrn von Dankwart; doch muß man durchaus nicht glauben, es habe der Letztere ſich des angebotenen Mittelplatzes bedient; im Gegentheil, er ſetzte ſich unter vielen wichtig ausgeſprochenen, im Grunde aber ſehr unwichtigen Redensarten in die rechte Ecke des Coupé's und verſicherte, man könne ſagen was man wolle, die in hieſiger Reſidenz gebauten Wagen ſeien alle unerträglich, ein Uebelſtand, dem er aber abhelfen werde, indem er gerade im Begriffe

ſei, einen neuen Unterwagen zu conſtruiren, ſo vortrefflich, ja ſinnreich erdacht, daß er nothwendiger Weiſe bei der Ausführung die allgemeine Bewunderung erregen müſſe.

Als Arthur im zweiten Wagen mit dem Baron durch die Straßen fuhr, und dieſer über gleichgültige Dinge ſprach, fiel dem Maler abermals die Aehnlichkeit mit der Stimme auf, die er heute Abend an jenem Durchgange gehört.

„Es iſt ſonderbar," ſagte er, „wie ſich zwei Organe gleichen können; heute Abend zog ich in den Straßen der Stadt umher, und hätte unter anderen Verhältniſſen darauf ſchwören wollen, Sie, Baron, da gehört zu haben."

„Ei der Tauſend," entgegnete Herr von Brand, „und wo war das, wenn ich fragen darf?" Dabei zog er ein Sacktuch hervor, und der ganze Wagen füllte ſich mit dem eigenthümlichen Parfum des ſchon erwähnten coeur de rose.

„Natürlich iſt es eine Täuſchung," fuhr der Maler fort, „es war in der Gegend des Marktplatzes, wo die alten merkwürdigen Häuſer ſtehen, für uns Künſtler ein intereſſanter Platz. Es iſt dort ein Durchgang."

„So, ein Durchgang? — Ich erinnere mich nicht."

„Das glaube ich wohl," ſagte Arthur lachend. „Dieſer Durchgang führt namentlich zu einer ſonderbaren Kneipe, wo ſich herumziehende Muſikanten, Gaukler von der Meſſe, und allerhand Leute von noch weniger ausgeſprochenem, aber doch einträglichem Gewerbe zuſammen finden."

„Ah! das muß nicht unintereſſant ſein!" meinte der Baron. „Waren Sie ſchon da?"

„In dem Hauſe ſelbſt nie."

„Das iſt Schade, ſonſt könnten Sie mich einmal hin führen; man ſieht da luſtige und pikante — — Scenen; ich liebe dergleichen. — Wie heißt die Kneipe?"

„Zum Fuchsbau," entgegnete Arthur.

„Habe den Namen nie gehört," verſetzte lachend der Baron, „will mir ihn aber merken."

Damit war der Wagen an dem Hauſe Arthur's angekommen; der Kutſcher hielt die Pferde an, der junge Maler öffnete den Schlag, ſprang heraus und wünſchte dankend eine gute Nacht.

Als der Baron ſeine Wohnung ebenfalls erreicht, verließ er das Coupé, welches nach den Stallungen fuhr, während er in den Thorweg ſeines Hauſes trat. Hier war er eben im Begriff, die Klingel zu ziehen, als er bemerkte, daß ihm Jemand von der Straße nachgefolgt war, der, dicht in einen Mantel gehüllt, ganz nahe vor ihn hintrat.

Der Herr von Brand wich bei dieſer plötzlichen Begegnung einen Schritt zurück und griff mit der Hand in ſeine Bruſttaſche, vielleicht abſichtslos, vielleicht aber hatte er auch dort eine Waffe verborgen.

Der Andere, welcher dieſe Bewegung ſah, rief laut lachend: „Gut Freund! Baron; laſſen Sie nur ſtecken! — Teufel auch! ich glaube, Sie hätten nicht übel Luſt, eine Piſtole gegen mich zu wenden."

Der Baron, welcher augenblicklich dieſe Stimme zu erkennen ſchien, ſprach im Tone der höchſten Ueberraſchung: „Wie? Sie ſind es, gnädigſter Herr? — Ich muß geſtehen, ich hätte Euer Durchlaucht nicht zu der Zeit hier erwartet."

„Daran ſind Sie ſelbſt Schuld; man findet Sie ja nie, und wo Sie oft ſind, habe ich nicht immer Luſt hinzugehen."

„Ah! zum Grafen Fohrbach!"

„Ganz recht! ganz recht! — Haben Sie Zeit für mich zu zwei Worten?"

„Die ganze Nacht. — Aber wollen Euer Durchlaucht nicht zu mir hinauf ſpazieren?"

„Nein, nein, ich will nach Hauſe. — Kommen Sie einen Augenblick in die Straße, es iſt gleich abgemacht." — Damit faßte

er den Baron unter dem Arm, und Beide traten aus dem Thorwege hinaus, um bei der Häuserreihe in langsamem Schritt auf und ab zu gehen.

„Sie wissen," sagte der Unbekannte, „ich habe es mit vieler Mühe durchgesetzt, daß Eugenie von S. zum Ehrenfräulein ernannt wurde."

„Schön," entgegnete der Baron, indem er mit dem Kopfe nickte; „sie wird im Schlosse wohnen. — Euer Durchlaucht haben da die beste Gelegenheit, sich ihr zu nähern."

„Teufel auch! wenn mich das nur was nützt! — Sie soll sehr streng sein und wird hier bald einen Anhang von Leuten haben, die mir gerade nicht besonders gewogen sind; ihre Mutter war eine genaue Bekannte des Grafen Fohrbach, sie selbst ist eine Nichte des Major von S. — Und dann ist Eugenie zu schön, sie muß Aufsehen erregen; man wird sich um sie bewerben. — Ich fürchte wahrhaftig den jungen Grafen Fohrbach."

„Pah!" lachte der Baron, „wen hätten Sie zu fürchten, gnädiger Herr?"

„Na, lassen wir alle Schmeicheleien," entgegnete der Andere mit einer ungeduldigen Kopfbewegung; „ich stehe schon für mich ein, aber die Partie ist ungleich: Sie wissen, ich bin weder bei den Fohrbach's noch bei Major S. sehr gelitten, habe also keine Verbündeten."

„Mit Ausnahme des Vaters," erwiderte der Baron mit seltsamem Lächeln, das aber der Andere nicht sehen konnte, denn er fuhr ungeduldig fort:

„Was nützt mich der Vater? Ich muß hier auf dem Platze auf sie einwirken können."

„So muß man Ihnen Verbündete schaffen."

„Deßhalb wende ich mich an Sie. — Glauben Sie, daß das möglich ist?"

„Auf die großen Familien kann ich begreiflicher Weise nicht einwirken, aber ich ſehe wohl ein, es iſt nothwendig, daß wir vorderhand von allen ihren Schritten unterrichtet werden, daß wir erfahren, wohin ſie geht, wen ſie empfängt, mit Einem Wort, was ſie thut und treibt.“

„Und iſt das möglich? — Es wird ſchwierig ſein.“

„Nicht ſo ſehr,“ meinte der Baron nach einigem Nachdenken. „Was ich verſpreche, das pflege ich zu halten. — Aber auch Graf Fohrbach muß beobachtet werden.“

„Das iſt auch meine Anſicht, beſter Baron,“ ſprach eifrig der Andere; „ich wäre Ihnen zu tauſend Dank verpflichtet, wenn Sie im Stande ſind, ſo Etwas für mich anzurichten.“

„Verlaſſen ſich Euer Durchlaucht ganz auf mich; ich mache mich anheiſchig, Ihnen in kurzer Zeit täglich, ja ſtündlich die gründlichſten und getreuſten Berichte ſowohl über Fräulein von S., als auch über den Grafen zu machen. — Dagegen aber, gnädigſter Herr, hoffe ich auch vorkommenden Falls vielleicht auf Sie rechnen zu können.“

„Sie wiſſen, beſter Baron, daß Ihnen mein ganzer Einfluß zu Befehl ſteht“ —

„Und ich werde mir erlauben,“ unterbrach ihn Herr von Brand, „Euer Durchlaucht — einſtens daran zu erinnern.“

„Das hoffe ich, und — die Sache wäre abgemacht.“

„Vollkommen.“

„Ich erhalte meine Berichte“ —

„Sobald das Fräulein da iſt.“

„Nun denn, vorderhand meinen beſten Dank! — Gute Nacht, Baron!“

„Gute Nacht, gnädigſter Herr!“

Eilftes Kapitel.

Zwei Begräbnisse.

Es ist seltsam, wie man erst nach und nach dazu kommt, Kirchhöfe zu besuchen und ohne Scheu zwischen den kleinen Hügeln umherzuwandeln. Man geht zuweilen hin bei gewissen Veranlassungen, dem großen Schwarm folgend und irgend eine Person zu ihrer letzten Ruhestätte begleitend, die einem im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen ist. Zu der Zeit ist für uns hinter den Mauern des Kirchhofes noch ein fremdes, ja fast gänzlich unbekanntes Land. Vorübergehend schauten wir wohl durch das Gitterthor, und sahen Steine, Kreuze, blühende Rosen und wehende Trauerweidenzweige, und wir liebten es, nicht mehr davon zu wissen, denn der ganze Garten war ein Räthsel, dessen Lösung uns frühe genug klar werden würde. — Wir schritten also im Zuge zwischen den Gräbern dahin, lasen hie und da einen bekannten Namen, traten an ein offenes Grab, sahen Den hinabsenken, den wir begleitet, und kehrten dann wieder zurück, froh darüber, eine oftmals lästige Pflicht erfüllt zu haben. — Da trat der Tod näher in den Kreis der Freunde und zum ersten Mal schritten wir im Zuge, mit wirklichen Thränen im Auge. Wir begleiten Jemand in sein frühes Grab, dessen Augen noch vor Kurzem in das unsrige geblickt, dessen Hand die unsrige gedrückt. Und während wir dahin schreiten auf dem breiten Wege, schauen wir uns schon sorgfältiger um, denn es ist uns schon von größerem Interesse, die Umgebung kennen zu lernen, zwischen der unser Freund ruhen, vielleicht träumen wird. Sie schauen uns nicht mehr so fremd an, die verschiedenartig geformten Steine, die kleinen Gärtchen, von Gitterwerk eingefaßt, die verschiedenen Kreuze in ihrer einfachen Gestalt, nur in der Aus-

führung so verschieden, vom künstlich gebildeten Marmor bis zum ärmlichen Holz, alle Schichten der menschlichen Gesellschaft darstellend; nein, sie tauschen geheime Zeichen mit uns aus, sie wissen es wohl, daß wir sie auf dem heutigen Gange mit Interesse betrachten. Kommt aber erst die Stunde, wo wir der feuchten Erde draußen etwas anvertrauen, das uns noch näher liegt als Bekannte oder Freunde, kommt jener Augenblick, wo man etwas von unserem warmen Herzen losreißt, um es von den kalten Schollen zudecken zu lassen, so haben wir auf diese Art ein Plätzchen erhalten, ein Eigenthum, an dem wir Stunden lang sitzen können, um träumerisch an vergangene Tage zu denken, während wir auf die sprossenden Pflanzen und Gräser blicken. Und dann hat der Kirchhof nichts Fremdes mehr für uns; wir haben alle Scheu vor seinem stillen Raume verloren, wir machen gerne Bekanntschaft mit seinen Wegen, seinen Bäumen, seinen verschiedenen Monumenten; denn Alles das bildet ja für uns die Umgebung für einen einzigen, sei es auch noch so bescheidenen Platz, für einen Mittelpunkt, der unser Alles ausmacht, für ein kleines Fleckchen Erde, in dem unser Liebstes ruht.

Von da an interessirt man sich auch für die anderen Gräber; — Alles, was sich auf dem Friedhofe befindet, scheint einer einzigen, großen Familie zu gehören, der Verwandtschaft der Todten. — — Man freut sich über bunte Blüthen, die hier und dort entstehen, über einen neuen Stein, der aufgerichtet wird, über ein kleines ärmliches Gipsfigürchen, das einen betenden Engel vorstellt, und das herzliche Liebe auf ein stilles, lange verwildertes Grab gesetzt.

Es gibt Leute, welche sich am Liebsten auf dem Kirchhofe ergehen bei einem düsteren, melancholischen Wetter, wenn ein leiser Wind durch die Bäume rauscht, wenn einzelne schwere Regentropfen melancholisch herabrieseln, oder wenn an den umliegenden Bergen dichte Nebel hangen, die wie graue Schleier tief in das Thal herab

hängen, und Monumente, Bäume und Sträuche nur in undeutlichen Umriſſen ahnen laſſen: ſtilles verdrießliches Wetter, wo die Natur mit trauert, wo die Kapelle des Friedhofes wie ein nebelhaftes Geſpenſt ausſieht, wo an den Brettern, Hauen und Schaufeln ein Tropfen nach dem andern hinabläuft, wo das offene Grab recht freundlich ausſieht, wie ein trockener Zufluchtsort gegen die naſſe und kalte Witterung draußen. — Wie geſagt, es gibt Leute, die dieſer Anſicht ſind. Wir aber können uns damit nicht einverſtanden erklären; wir lieben den Kirchhof an einem klaren heitern Tage, wie der des gegenwärtigen Kapitels iſt, wo die Sonne mit aller Pracht aufſteigt. — — Auf dem Kreuze der Kapelle und dem Metalldache derſelben funkeln Blitze, mit den Bergen rings umher liebäugelnd, die wie im roſigen Licht freundlich lächelnd in's Thal herab blicken.

Im hellen Glanze liegt die ganze Gegend, wie an einem Tag allgemeiner Freude. Obgleich es Winter iſt, haben doch die Sonnenſtrahlen ſeit einigen Tagen eine eigene Kraft; halbverwelkte Blätter ſcheinen ein neues Leben zu empfinden, ein paar frühzeitige Blumen haben unbeſonnener Weiſe ihre Kelche geöffnet, um heute Nacht eines frühzeitigen Todes zu ſterben; der Reif an den Bäumen löst ſich auf und tropft als Waſſer herab; von dem weißen Schnee iſt faſt nichts mehr zu ſehen, und wo noch hie und da in einer Vertiefung etwas liegen blieb, da unterbricht das nicht unangenehm den einförmigen, blätterloſen Kirchhof. Und doch iſt hier Alles lebhafter, feſtlicher geſchmückt, als in jedem anderen Garten, denn die vielen Kreuze und Steine brauchen nicht auf neue Blätter und Blumen zu warten, ſie ſtehen da, immer fertig, immer geputzt, von der Sonne beſtrahlt und von ihr mit tiefen, ſcharf ausgezackten Schatten geſchmückt. — — Ja, die Immortellenkränze, die hier hängen, ſind ſo warm und ſchön beleuchtet, daß man glauben könnte, die todten Strohblumen hätten ſich eben jetzt geöffnet.

So liegt der Kirchhof da im hellen Morgensonnenscheine; die hohe Mauer, welche mit aus- und einspringenden Winkeln in einer ununterbrochen glänzenden Linie, hie und da tiefe Schatten werfend, ihn umgibt, scheint darauf stolz zu sein, und von ihrem Rande glänzen glatte Kieselsteine, helle Glasscherben und dergleichen mehr gar wunderbar in der Sonne. — Und Alles ist hier so still und aufmerksam; die Arbeiter haben zwei Gräber beendigt, ein großes auf dem schönsten und freiesten Platze des Kirchhofs, ein kleines zwischen alten hölzernen und vermoderten Kreuzen und eingesunkenen Hügeln in einem entfernten Theile, wo man viele Gräber und wenig Wege sieht, wo die Besuchenden sparsam, der blühenden Blumen wenige sind.

Die subalternen Kirchhofbeamten sitzen auf der Treppe der Kapelle, sie haben fadenscheinige schwarze Fräcke an, und Einer läßt eine zinnerne Schnupftabaksdose herumgehen, welche mit den Emblemen seines Handwerks, einem Todtenkopf und zwei Knochen, geziert ist.

Jetzt schlagen die Glocken auf dem Kirchthurme in der Stadt an, und der Schall dringt durch die klare Morgenluft recht hell herüber. Einige Augenblicke scheinen selbst die Kreuze und Steine diesen bekannten Klängen zu lauschen; man könnte glauben, hie und da strecke sich eines von ihnen, um auf den Weg zu schauen und früher zu erfahren, wer denn dort schon wieder gebracht werde.

Der geneigte Leser weiß es bereits, wenn er jetzt aus den Thoren der Stadt zwei Züge hervorkommen sieht, an der Spitze des einen den großen Trauerwagen mit den reich geschirrten Pferden, an der Spitze des anderen aber einen Kirchhofdiener, der unter seinem langen breiten Mantel Etwas trägt; er wird mit uns den ersteren Zug vorbei lassen: eine lange Reihe von reichen Equipagen mit bunten Wappenschildern am Schlag, Kutscher und Bediente in großer Livree, und er will sich dem zweiten Zug anschließen, welcher von dem Hauptwege, den jener andere stolz betritt,

beſcheiden abweicht und ſich in den nämlichen Regionen des Kirchhofs verliert, von denen wir oben geſprochen. Bei beiden Zügen ſieht man unter den Sacktüchern Thränen fließen; wenn es aber von der tiefen Trauer der Anzüge abhinge, ſo müßte dort größerer Schmerz zu finden ſein als hier.

Hinter dem Manne mit dem Mantel ſchreiten die beiden kleinen Geſchwiſter, und die gute ältere Schweſter hat das Mögliche gethan, um ſie der traurigen Handlung gemäß herauszuputzen. Das kleine Mädchen trägt ein ſchwarzes Merinokleid, das aber auf allen Nähten und den Aermeln ſchon ſtark in's Röthliche ſchimmert; dem hellbraunen Röckchen des Bübchens eine andere Farbe zu geben, war nicht wohl möglich, weßhalb ſich Clara begnügt hatte, an ſeiner Mütze eine ziemlich lange Florſchleife anzubringen, die an der Seite herunter hing und von dem kleinen Leidtragenden mit bedeutendem Stolze betrachtet wurde.

Die junge Tänzerin ſelbſt ging mit ihrem Vater; hinter ihnen folgten die Colleginnen, die, ſowie ein paar Tänzer des Theaters mit dem würdigen Schwindelmann, es ſich nicht hatten nehmen laſſen, die kleine Leiche zu begleiten. Natürlicher Weiſe ſchritt Mademoiſelle Thereſe in erſter Reihe; ſie trug ein ſchwarzes Atlaßkleid, ſehr zierliche Schuhe, einen violetten Sammthut, und das Geſicht mit einem dichten Schleier bedeckt. In ähnlicher Toilette, ſoviel wie möglich Trauer ausdrückend, befanden ſich die übrigen Tänzerinnen; alle hatten in ihren Händen Blumenbouquets, theils wirkliche blühende, theils künſtlich gemachte.

Die beiden Züge kamen faſt zu gleicher Zeit an den betreffenden Stellen an, und von dem Glanz und der Pracht, mit der die verſtorbene Stiftsdame zur Erde beſtattet wurde, ging ein guter Theil auf das Begräbniß der kleinen Anna über. — „Und ohne daß es nur einen Kreuzer koſtete“ — meinte Schwindelmann.

Drüben am Grabe ſtand einer der erſten Geiſtlichen, und ein Muſikchor unterſtützte ſeine Bemühungen, die Umſtehenden in eine

recht traurige Stimmung zu verſetzen; ſie bliesen einen Choral, und einzelne Akkorde deſſelben hörte man deutlich auch am anderen Ende des Kirchhofs. Ja, die Muſik klang dort viel ſanfter und angenehmer, und dann vernahm man vor allen Dingen nicht das häßliche Echo der Kirchhofmauer, welche jeden lauten Ton hart und ohne Rückſicht den Takt zurückwarf.

Als die Muſik geendigt, wurden die Beiden zu gleicher Zeit in ihre Ruheſtätte hinabgelaſſen, und jetzt müſſen wir geſtehen, daß hier bei der kleinen Anna weit mehr thränende Augen der in dem dunkeln Schooß der Erde Verſchwindenden nachſchauten, und daß hier alle die kleinen Hände der Tänzerinnen zitterten, als ſie eine Hand voll Erde hinab warfen, ja ſich dieſelben weit bewegter fühlten, als es drüben bei den Herrſchaften der Fall war, wo Einer nach dem Anderen, aber Alle in der Reihenfolge ihres Ranges, hervortrat, ſich offiziell die Augen wiſchte, und mit tiefer Trauer die Schaufel ergriff, um der Dahingeſchiedenen eine letzte Ehre zu erweiſen; dann betete der Pfarrer dort leiſe das herkömmliche Gebet, hier aber Clara mit lauter Stimme, was ihr gerade ihr Herz eingab, und als ſie ſagte: „Leb wohl, mein Schweſterchen, es lag nicht in unſerer Macht, dich zu retten, obgleich wir Alles an dir nach unſeren Kräften gethan. Auch du mußteſt ſterben, ſo klein, ſo lieb und ſo unſchuldig; doch iſt es weit beſſer ſo: du hätteſt ein elendes Leben geführt voll Kummer, Noth und Entbehrungen!“ — als ſie das geſagt und ihre Thränen floßen, da weinte ihr Vater, der alte Mann, ebenfalls vor ſich hin, und das Bübchen, welches dies bemerkte und zu gleicher Zeit ſah, daß nun die kleine Schweſter völlig mit Erde bedeckt war, fing an ganz troſtlos zu werden und erhob ein gewaltiges Klagegeſchrei. Die umſtehenden Tänzerinnen, die bei den Worten Clara's Manches denken mochten, blickten dem Arbeiter aufmerkſam zu, wie er nun das kleine Grab ebnete, und Manche hatte, in tiefe Gedanken verſunken und der Thränen nicht achtend, die von ihren Wangen herab floßen,

die Hände auf einem nebenſtehenden naſſen Grabſtein gefaltet und ſchien nicht daran zu denken, daß ſie ihre neuen Glacehandſchuhe verderbe.

Drüben, wo der Pfarrer eben ſeine Rede begonnen, war Alles ſtille wie in einer Kirche; nur hie und da hörte man ein unterdrücktes Huſten und Räuſpern. — — Da auch faſt kein Windhauch die Luft des unermeßlichen glänzenden Himmelsgewölbes bewegte, ertönten die Worte des Geiſtlichen laut und klar, und drangen weit in die Ferne.

Hier bei dem anderen Grabe hörte man wohl die einzelnen Töne, doch ohne den Zuſammenhang zu verſtehen, man vernahm nur zuweilen Worte und Ausrufungen, die aber trotzdem recht gut für die kleine Leiche paßten. Es klang herüber von der Liebe Gottes für alle ſeine Geſchöpfe, reich und arm, von einem freudigen Widerſehn, von einer Vergeltung jenſeits nach den guten Thaten hier auf Erden, und nach dem, was man hier geduldet und gelitten. — — Amen! Dieſes letzte Wort klang lauter als alle übrigen, und dann vernahm man das Geräuſch einer Menge, die ſich zum Weggehen anſchickte, lautes Huſten, Stimmengemurmel, Fußtritte auf dem breiten harten Wege, endlich das Rollen von Wagen, in denen ſich Jeder eilfertig nach Hauſe begab. — Die anderen Leidtragenden im Winkel des Kirchhofes — es waren ihrer auch viel weniger — reichten der armen Clara die Hand, ſagten ihr ein paar freundliche Worte und ſchlichen darauf, nachdem ſie ihre Blumen in das friſche Grab geſteckt, leiſe davon. Von den Männern blieb Schwindelmann allein zurück, um die Blumen zu ordnen, die man ihm darreichte; es war eine recht hübſche Menge, und die künſtlich gemachten, die am längſten aushielten, rangirte er an dem Kopfende. Endlich war auch dieſes Geſchäft beſorgt, und ſchickten ſich die Letzten an, miteinander fortzugehen. Das war Clara, ihr alter Vater, die beiden kleinen Kinder und Thereſe;

Letztere hatte draußen einen Wagen und ließ es sich nicht nehmen, ihre Freundin nach Hause zu begleiten.

Der alte Mann verließ die Kinder am Thor des Kirchhofes, denn er mußte in der schon gestern besprochenen Angelegenheit einen Gang zu seinem Buchhändler thun. Schwindelmann hatte Dienstgeschäfte und empfahl sich mit einem Händedruck von Clara, worauf er in seinem gewöhnlichen kurzen Trabe in die Stadt zurückkehrte.

Demoiselle Thereſe hob die Kinder in den Wagen, ließ Clara einsteigen und setzte sich an ihre Seite. Bei dem Bübchen war dies Nachhausefahren das beste Linderungsmittel für den Schmerz um die kleine Schwester; er schaukelte sich in den weichen Kissen, lief mit den Pferden Trab, das heißt, in seinen Phantasien, und indem er seine Beine so schnell als möglich auf und ab bewegte, trommelte er zur Abwechslung auf die Fensterscheiben und verfiel endlich in ein langes und tiefes Nachsinnen, als dessen endliches Resultat er Thereſe fragte, wo sie den Wagen eigentlich her habe und ob sie seiner Schwester Clara nicht auch einen ähnlichen verschaffen könne.

Clara selbst hatte diese Frage überhört, denn sie dachte an allerlei, an verschiedene Leute, die auf dem Kirchhof waren, sowie an Andere, die sie nicht da gesehen, und als jetzt der Wagen bei einem gewissen großen Hause vorbei rollte — es war ein sehr stattliches Gebäude, welches an der Spitze gothische Fenster und mehrere Balkons hatte — da blickte sie erröthend auf die Seite und seufzte tief auf.

Clara's Vater war inzwischen auf einem anderen Wege zur Stadt zurückgekehrt, und wenn er auch, je näher er an die Häuser kam, um so langsamer ging, so erreichte er dieselben doch am Ende, sowie auch das Ziel seines Ganges, obgleich er recht kleine Schritte, ja sogar wohl absichtlich einen Umweg gemacht; auch rechnete er unterwegs viel zusammen, wenigstens spreizte er im Dahingehen

die Finger seiner linken Hand oftmals weiter von einander und fuhr mit dem Zeigefinger der rechten daran herum, worauf er nachdenkend zum Himmel aufblickte. Wir glauben aber nicht, daß das Resultat dieser Berechnungen für den alten Mann angenehm oder befriedigend ausfiel, denn so oft es beendigt zu sein schien, ließ er seinen Kopf ein paar Linien tiefer zwischen die Schultern sinken und zog auch wohl ein rothgelbes Sacktuch aus der Tasche, um damit über das Gesicht zu fahren.

Endlich bog er aus der engen in eine breitere Straße ein und blieb vor einem Hause stehen, neben dessen Thür ein kleiner schwarzer Schild angebracht war, auf dem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Johann Christian Blaffer und Comp."

Da es uns, geneigter Leser, kraft einer gewissen Zaubermacht, verliehen ist, mit Leichtigkeit uns von einem Ort zum andern zu versetzen, ohne Treppen, Wege und dergleichen benützen zu müssen, ja sogar ganz verschlossene Thüren für uns kein Hinderniß sind, so wollen wir uns in den ersten Stock des gedachten Hauses begeben, und unsichtbar in ein Zimmer an der Treppe eintreten, wo wir den Herrn des Hauses und des schwarzen Schildes, Johann Christian Blaffer, Verlagsbuchhändler, antreffen.

Zwölftes Kapitel.

Johann Christian Blaffer und Comp.

Der würdige Mann, der diese Firma repräsentirte, saß bei seinem Frühstückstisch und hatte eine Menge Druckpapiere aller Art: Zeitungen, Broschüren, Correcturbogen und dergleichen neben sich liegen; er stöberte emsig darin herum, hatte aber die Gewohnheit, alle paar Minuten über das Blatt, das er gerade in der

Hand hatte, hinwegzusehen und einen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, dessen Thüre halb geöffnet war; meistens blieb es aber nicht bei diesem Sehen, denn sehr häufig räusperte sich Herr Blasser sehr laut, oder er spuckte auf die Seite und rief alsdann mit heiserem, schnarrendem Tone: Herr Beil! — Herr Beil! — ich glaube nicht, daß ich Sie auf meinem Comptoir angestellt habe, um Decke und Wände zu betrachten. Sie thäten weit besser, Herr, wenn Sie sich um Ihr Buch bekümmerten, oder die Bestellzettel sortirten. Was Teufel haben Sie denn immer an die Decke zu schauen?"

„Es ist eine Art Naturwunder, Herr Blasser, was meine Aufmerksamkeit zufällig in Anspruch nimmt," antwortete eine tiefe Baßstimme.

„Ich huste in Ihr Naturwunder!" rief entrüstet der Prinzipal, und führte das auch wirklich aus; nur bediente er sich des Spucknapfes dazu.

„Eine Fliege, Herr Blasser," fuhr die Baßstimme fort, „im Monat Dezember eine lustige Fliege; sie spazierte soeben an den Wänden und an der Decke umher. Es wäre mir von Wichtigkeit, zu ergründen, ob diese Fliege ein übrig gebliebener Familienvater vom vorigen Jahre oder ob sie ein zufällig neu geschaffenes Geschöpf ist. Ich möchte eine Abhandlung darüber schreiben, vielleicht könnten wir sie selbst verlegen."

„Sie sind ein Narr!" entgegnete ärgerlich der Prinzipal, indem er emsig in einer Zeitung blätterte; in Wahrheit blickte er aber schärfer als je in das Nebenzimmer.

„Es war dies das eigentliche Comptoir, ein Zimmer wie viele der Art, mit weiß getünchten Wänden, an welchen ein Posttarif und ein paar Landkarten hingen, mit einem eisernen Ofen, einem großen doppelten, zweisitzigen Schreibpult und einem Bücherschrank, worin sich die Werke befanden, die Herr Blasser verlegt oder von seinen Freunden zum Geschenk erhalten.

An dem Ende des Schreibpultes saß Herr Beil, ein Mann von einer merkwürdigen Persönlichkeit. Er war klein, engbrüstig, und sah bis zum Halse, von unten an gerechnet, etwas verwahrlost aus; aber auf diesem Halse, der ziemlich lang war, befand sich ein Kopf, der wohl zu dem tiefen Basse der Stimme, aber durchaus nicht zum Körper des Mannes paßte. Dieses lange Gesicht, die breite Stirne, dieses schwarze Haupthaar und der wohlgepflegte Husarenbart hätte einem sechsfüßigen Untergestell alle Ehre gemacht, während das Alles zusammen hier ziemlich lächerlich aussah. Herr Beil war dabei ärmlich gekleidet und schien durchaus keine Vorliebe für weiße Wäsche zu haben; unter dem alten blauen Ueberrocke sah man eine graue Weste, welche so fest an die hohe schwarze Merinohalsbinde anschloß, daß man auf die Vermuthung kam, sie sei oben angenäht, was wohl auch der Fall sein mochte. Dieses unvortheilhafte Aeußere war ihm, obgleich er kein schlechter Arbeiter war, schon oftmals bei Erlangung guter Stellen hinderlich gewesen, und er mußte sich daher mit sehr mittelmäßigen begnügen, was einer der Gründe war, weßhalb er sich denn auch jetzt hier auf dem Comptoir des Herrn Blaffer befand. Da ihm aber die Beibehaltung seiner Condition nicht besonders am Herzen lag, er auch wohl wußte, daß der Prinzipal für das wenige Geld, was er ihm gab, nicht leicht einen anderen Arbeiter bekomme, so nahm er sich, wie wir bereits vorhin gesehen, hie und da einige Freiheiten heraus, wofür er ein dankbares Publikum an dem Lehrling des Geschäftes hatte, der, den Prinzipal sehr fürchtend, sich außerordentlich darüber freute, wenn der Andere demselben ein paar passende Worte sagte.

Besagter Lehrling war ein blasser blonder Mensch mit einem immerwährenden, halb blödsinnigen Lächeln auf den Lippen, der, wie wir später genauer erfahren werden, bei dem Herrn Blaffer im Hause wohnte und in seinen Freistunden Dienste verrichten mußte, die gerade nicht mit dem Buchhandel und der Literatur zusammenhängen.

Herr Beil warf einen durchdringenden Blick auf den Lehrling und zeigte ihm die bewußte Fliege, die in der That, aber ziemlich matt, an der Decke umher spazierte, rückte hierauf das große Buch vor sich hin und fing an einzutragen.

Der Prinzipal trat in diesem Augenblicke in das Comptoir.

Dieser war ein magerer, ziemlich großer Mann in die Vierzig; er ging etwas vorn übergebeugt und liebte es, die Hände auf dem Rücken zu halten. Seine Kleidung, ziemlich alt, abgeschaben und nicht gewählt, bestand aus einem blauen Frack, dessen spitze Schöße hinten über einander gingen, aus einer grauen Hose, die, eng anliegend, die Mode der weiten Beinkleider glücklich überdauert hatte, und nun wieder elegant geworden wäre, wenn sich nicht die Schwächen des Alters an den Knieen sehr bemerkbar gemacht hätten. Herr Blaffer trug ziemlich große Schlappschuhe, und um dieselben nicht von den Füßen zu verlieren, hatte er sich einen Schlittschuhgang angewöhnt, vermittelst dessen er nun, die lange dürre Nase und das spitze Kinn emporgehoben, die gebogenen Knie vorgestreckt, in dem Zimmer auf und ab fuhr. Dabei hatte sich dieser Mann ein unangenehmes Gesichterschneiden angewöhnt, indem er das linke Auge zukniff und den Mund höhnisch verzog. Dies that er namentlich, wenn er sich in einer Gemüthsaufregung befand, was bei seinem giftigen reizbaren Temperament häufig genug vorkam.

Nachdem Herr Blaffer einige Male im Comptoir auf und abgefahren war, blieb er mit einer plötzlichen Wendung vor dem Lehrling stehen, schlug ihn leicht an den Kopf und sagte: „Sie sind ein junger verschwenderischer Taugenichts. Meinen Sie denn das Makulatur hätte kein Geld gekostet, daß Sie mit Ihren Füßen darauf herum trampeln?“

„Da haben Sie Recht, Herr Blaffer,“ versetzte der Commis, indem er geräuschvoll ein Blatt umwandte, „Makulatur ist eine theure Geschichte, namentlich die, womit er gerade einpackt.“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Ansichten gefragt,“ antwortete

entrüstet der Prinzipal, während er sein Gesicht auf die oben beschriebene Art verzog.

„Es ist die Geschichte des türkischen Reiches," fuhr der Andere mit lauter Stimme fort, „die vor vier Jahren gedruckt wurde, und von welcher von der ersten Ostermesse ein Exemplar mehr zurückkehrte, als fortgeschickt worden. — Ja, ja, so ist's, und Sie machten mir von diesem merkwürdigen Buch ein Exemplar zum Geschenk, das dient mir von da ab jede Nacht zum Einschlafen. — Ein schönes Werk! — Pagina sechsunddreißig — Rostbraten und Comp. — sechs Exemplare: keine Hühneraugen mehr! — 1850, bei Johann Christian Blaffer." —

Diese letzten Worte sprach Herr Beil mit großer Gemüthlichkeit, während er dabei das eben Bemerkte eintrug.

Der Prinzipal hatte Anfangs Lust, sich ernstlich zu ärgern; da er aber seinen Untergebenen kannte, so begnügte er sich damit, die Arme über einander zu schlagen, seinen Commis mit einem festen Blick anzusehen und zu sagen: „Herr Beil, werden Sie denn eigentlich nie vernünftig werden? — Es ist wahrhaftig Schade, daß ein Mensch von wirklich einigen guten Anlagen durch seine ewigen Faseleien nie auf einen grünen Zweig kommt."

„Da haben Sie wieder einmal Recht," antwortete der Commis scheinbar mit großem Ernste. „Ich bin fürchterlich herunter gekommen, wie gesagt — 1850, bei Johann Christian Blaffer. — Es ist ganz entsetzlich!"

Der Prinzipal hatte keine Antwort erwartet, sondern sich in das Postpaket vertieft, das am frühen Morgen gekommen war, dann sah er nochmals die Bestellzettel durch, bald mit einem Lächeln auf den Lippen, bald mit einem finsteren Stirnerunzeln.

Letzteres trat aber häufiger ein als ersteres, denn da Herr Blaffer zugleich ein Commissionsgeschäft hatte, so gehörten die dickleibigen Postpakete, welche jeden Montag und Donnerstag kamen, dem größten Theile seiner glücklicheren Collegen, und ihm

ſelbſt blieb nur äußerſt wenig, und noch dazu meiſtens Artikel, die ſich ſchlecht ausnahmen gegen die ſchweren Zahlen, die hinter andern Werken prangten.

„Bah! bah!“ machte der Buchhändler zuweilen und warf irgend einen Zettel mit geringſchätzender Miene auf den Tiſch. — „Was das deutſche Publikum nach und nach verwildert!“ ſagte er dann ſeufzend, „es iſt fabelhaft. Nichts als Schund, Schund und wieder Schund! — Das zieht! — Die ſchönſten Ueberſetzungen gehen nicht mehr und die beſten deutſchen Originalwerke, für die der Verleger Zeit und Koſten aufgewendet, bleiben ſchmachvoll liegen. Pfui Teufel! — Die beſten, beſten Werke!“

„Vierhundert Mittel gegen die Engbrüſtigkeit und den Huſten,“ ſprach Herr Beil, indem er ſeine Feder tiefer als gewöhnlich in's Dintenfaß tauchte — Geſtatten Sie davon Diſponenda?“ fragte er den Prinzipal, indem er ſein linkes Auge, welches Herr Blaffer nicht ſehen konnte, gegen den Lehrling auf eine bedeutungsvolle Art zukniff, ſo daß dieſer harmloſe junge Menſch beinahe laut aufgelacht hätte.

Herr Blaffer legte nach einer kleinen Weile das Poſtpaket ſeufzend nieder und verſetzte: „wenn Onkel Tom nicht wäre, oder ein paar gangbare Dumas'ſche Romane, ſo ſollte mich der Teufel holen, wenn ich noch länger deutſcher Buchhändler bliebe. Da haben wir vierzig anſtändige Beſtellungen auf die Hütte; nehmen Sie und laſſen Sie ſolche gut verſenden.“ — Damit reichte er ein Paket über den Pult hinüber. — „Ich hätte weiß Gott nie gedacht,“ fuhr er nach einer Pauſe mit einem grinſenden Lachen fort, „daß der Sklavenhandel ſo ergiebig wäre. Es iſt doch was Schönes darum, wenn man ſo jeden Poſttag ſeine vierzig Schwarze verhandelt.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Commis wie tiefſinnig, „dazu haben Sie auch alles Zeug, Herr Blaffer; Sie haben eigentlich Ihre Beſtimmung verfehlt.“

„Und welche Bestimmung, Herr Beil, wenn ich fragen darf?"

„Sie hätten Ihren Papa seliger bitten sollen, daß er Sie in irgend einem Sklavenlande geboren werden ließ, da würden Sie mit der Zeit ganz artige Beiträge zu einer zweiten Ausgabe irgend einer Onkel Tom's Hütte geliefert haben."

Der Principal begnügte sich, die Achseln zu zucken und dann mit der Hand an seine Stirne zu fahren, als wollte er auf solche Art pantomimisch anzeigen, wo die schwache Seite seines Commis eigentlich zu finden sei.

Herr Beil stöberte unterdessen eifrig in den Bestellzetteln und sortirte unter den vierzig, die ihm übergeben, mit sichtlichem Wohlbehagen einige Zehn heraus, die er lächelnd über den Pult zurück schob, indem er sagte: „Sie haben sich ein wenig geirrt, Herr Blaffer; auf diesen Zetteln werden allerdings Onkel Tom's Hütten verlangt, aber von anderen Firmen."

Der Buchhändler, der unterdessen das Bestellbuch eifrig durchgesehen, würdigte diese Einwendung gar keiner Antwort, sondern schob die Zettel mit der Hand wieder zurück und versetzte anscheinend ruhig und bestimmt: „wenn ich Ihnen Zettel zur Auslieferung übergebe, so liefern Sie aus und machen mir weiter keine unnütze Bemerkungen, denn — —"

Da der Principal seinen Satz nicht beendigte, so hielt sich der Commis hiezu für verpflichtet und sagte: „ich bin der Herr und ihr seid die Sklaven. — Also vierzig Onkel Tom's Hütte, erster Theil. — Gut!"

In diesem Augenblicke wurde leise und bescheiden an die Thüre geklopft.

Der Buchhändler, der dies wohl hörte, that übrigens nicht, als ob ihn das Klopfen im Geringsten anginge, Herr Beil ebensowenig, obgleich er einen Augenblick in die Höhe schaute. Nur der harmlose Lehrling, der sich am nächsten bei der Thüre befand, wandte das Gesicht

herum und rief von „Herein!“ die erste Sylbe, die zweite aber blieb ihm in der Kehle stecken, denn er erinnerte sich augenblicklich eines Verbots des Principals, nicht „Herein!“ zu rufen, bis ein zwei- oder dreimaliges Klopfen erfolgt sei.

Herr Blaffer hatte dafür seine guten Gründe, und er pflegte zu sagen: wer zwei- oder dreimal klopft, der verlangt selten was von uns, wer aber einmal und so bescheiden anpocht, ist größtentheils ein Bettler oder unbekannter Schriftsteller.

„Habe ich Ihnen nicht schon hundertmal gesagt,“ lispelte der Principal mit gedämpfter Stimme, aber trotzdem sehr eindrucksvoll, „daß Sie Ihr Maul halten sollen, wenn angeklopft wird! Wie können Sie überhaupt Herein! rufen? — Wer will zu Ihnen? — Niemand! Sie —“

„Junger Sklave!“ ergänzte Herr Beil, wobei er aufmerksam eine Illustration zum bewußten Buche anschaute, als gälte dieser der besagte Ausruf.

Indessen klopfte es zum zweiten Male und etwas lauter.

Auch diesmal gab der Buchhändler keine Antwort; doch wurde der erste Commis von einem gewaltigen Husten überfallen, der ihm einen bösen Blick des Chefs eintrug, und worauf sich dieser denn nun veranlaßt sah, sein gastliches „Herein!“ erschallen zu lassen.

Die Thüre öffnete sich und der alte Mann trat herein, den wir vom Kirchhofe, vom Grabe seiner Tochter, hieher begleiteten und dem wir vorausgeeilt sind.

Begreiflicher Weise hatte er seinen Hut schon draußen abgenommen, und als er nun so demüthig an der Thüre stehen blieb, strich er verlegen sein weißes Haar von der Stirne zurück, begrüßte den Principal, den Commis und sogar den Lehrling.

„Ah! Herr Staiger!“ sagte der Principal, indem er ihn mit einer Handbewegung begrüßte. „Setzen Sie sich einen Augenblick dort auf die Kiste, ich muß hier eben einen wichtigen Artikel in der

Buchhändlerzeitung durchlesen, der auch auf Sie einige Beziehung hat."

Bei diesen Worten warf Herr Blaffer einen schnellen Blick auf seinen Commis; doch war Herr Beil anscheinend gänzlich vertieft in die Beschauung seiner Zettel.

Der alte Mann ließ sich auf die Kiste nieder, nahm seinen Hut zwischen die Kniee und richtete die hellen, klaren Augen auf den Buchhändler, welcher übrigens nicht geneigt schien, diesen offenen Blick zu erwidern.

„Ja," fuhr Herr Blaffer fort, indem er mit seinem knöchernen Zeigefinger der rechten Hand über die Zeitung fuhr und etwas zu suchen schien; „hier steht's. — Richtig! Onkel Tom's Hütte bei Johann Christian Blaffer. — Geben Sie Achtung, ich muß es Ihnen vorlesen, obgleich es nicht gerade sehr angenehm klingt. — Von dieser neuen Uebersetzung, der vierundvierzigsten in hiesiger Stadt, und, wenn wir nicht irren, der sechshundertsten im gesammten Deutschland, tritt uns als Uebersetzer ein ganz obscurer Name entgegen. — Wer ist dieser Herr Staiger, der u. s. w. u. s. w. — — Man muß indessen nicht zu viel auf Recensionen geben," sagte Herr Blaffer, indem sein Blick das Zeitungsblatt verließ. „Wissen Sie, der Beurtheiler macht eigentlich mir allein den Vorwurf; ich hätte mir sollen einen bekannten Namen erwerben, um ihn auf den Titel zu setzen, wissen Sie, einen Doktor so und so. Es hat ja deren genug, vollkommen genug, die außerordentlich zufrieden sind, wenn man ihnen Veranlassung gibt, ein anständiges Honorar zu erwerben."

Bei diesen Worten sah der alte Mann schmerzlich in die Höhe.

„Dann spricht der Artikel ferner," fuhr Herr Blaffer fort, „von mangelhaften Stellen in der Uebersetzung, und vor allen Dingen beklagt er sich über die Langsamkeit, mit der die einzelnen Lieferungen bei mir erscheinen. — Und das muß wahr sein, Herr Staiger, lang-

ſam geht die Geſchichte vorwärts. An dem wievielſten Hefte ſind wir eigentlich?“

„Am vierten,“ entgegnete ruhig Herr Beil, „während vierundzwanzig andere Buchhandlungen hieſiger Stadt das zweite kaum ausgegeben haben.“

„Die zweite Lieferung!“ rief Blaffer mit einem wahren Giftblick auf ſeinen Gehülfen. „Den zweiten Band wollen Sie ſagen. — Doch das iſt gleich viel. Sie müſſen ſich wahrhaftig beeilen, mein lieber Herr Staiger, ſonſt kommen uns die anderen weit zuvor.“

„Ich arbeite Tag und Nacht,“ erwiderte der alte Mann, „denn es iſt mir ſelbſt darum zu thun, etwas für mich und die Kinder zu verdienen. Hier iſt Manuſcript zur fünften Lieferung; ſie wäre ſchon ganz fertig, doch habe ich in den letzten Tagen einiges Herzeleid zu Haus gehabt, was mich am Arbeiten verhindert. Wenn man ein ſterbendes Kind vor ſich ſieht, Herr Blaffer, ſo will es einmal ſo gar nicht recht vor ſich gehen mit der Ueberſetzung des Sklavenlebens eines anderen Welttheils.“

„Es iſt Ihnen ein Kind geſtorben?“ fragte theilnehmend der Commis. „Doch nicht Mamſell Clara?“

„Nein, nein!“ entgegnete eifrig der alte Mann; „das hat der liebe Gott denn doch nicht gewollt. Mein kleinſtes Mädchen ſtarb, ein armes Kind, das immer kränklich war.“

„Nun, ſo danken Sie dem Schöpfer, daß er es zu ſich genommen. Kinder ſind ein Segen, aber auch eine Laſt. — Nun geben Sie Ihr Manuſcript her. — Aber da fehlen noch zwei Bogen, bis die Lieferung fertig iſt. Ah! ich wollte, wir hätten ſie ganz!“

„Das wollte ich auch,“ ſprach Herr Staiger mit einem verlegenen Lächeln, indem er den Hut zwiſchen den Händen herum drehte und von der Kiſte aufſtand. — „Das wollte ich in der That auch, mein verehrter Herr Blaffer; denn ſehen Sie, ich hatte darauf ge-

rechnet, die fünfte Lieferung heute Früh noch zu beendigen, — es ist Mitte des Monats, das Bischen Einkommen meiner Tochter Clara ist längst verbraucht, die kleine Leiche hat meine Kasse in Anspruch genommen, und so wäre ich denn außerordentlich glücklich und zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre, um — um — das Geld dafür — —"

„Auch ich wäre sehr zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre," unterbrach ihn rasch der Buchhändler. Es ist sehr traurig, daß sie nicht fertig ist. Da wartet das Publikum, da wird man hinausgeschoben, da kommt man mit dem Buch in's neue Jahr hinein, und da muß man mit der Heimbezahlung warten, daß Einem Hören und Sehen vergeht. — Ah! ihr Schriftsteller seid glücklich gegen uns zu nennen: hier das Manuscript, hier das Geld. Aber wissen Sie, wie lange ich warten muß, wie lange sich der Buchhändler überhaupt gedulden muß?"

„Nein, ich weiß es nicht," sagte geduldig der alte Mann.

„Oft zwei Jahre," fuhr der Buchhändler mit lauter Stimme fort, und betonte die „zwei Jahre" außerordentlich stark. „Zwei volle Jahre! Ja, das ist entsetzlich!"

„Alsdann nehmen Sie aber auch große Summen ein," entgegnete Herr Staiger. „Aber hier handelt es sich nur um ein paar Gulden, die ich in zwei, höchstens drei Tagen wieder abgearbeitet habe, nur eine Kleinigkeit als — — — Vorschuß."

„Kommen sie einem Buchhändler nicht mit Vorschüssen!" rief entrüstet Herr Blaffer. „Diese Vorschüsse bringen doppelten Schaden. Erstens kosten Sie uns Geld, das man noch nicht einmal schuldig ist, also verlieren wir Zins, und zweitens entfremdet es den Autor dem Verleger. Nur um Gotteswillen keine Vorschüsse!"

„Aber bei dem wirklich kleinen Honorar, welches Sie mir zahlen," erlaubte sich der alte Mann mit großer Aengstlichkeit zu sagen, „könnten Sie mir wohl für einmal diesen Gefallen thun. Ich brauche nur vier Gulden."

„Kleines Honorar!“ rief entrüstet der Buchhändler. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Staiger, Sie erhalten für den Druckbogen, glaube ich, einen Gulden und dreißig Kreuzer; und das nennen Sie ein kleines Honorar! — Wer schrieb uns doch gestern,“ wandte sich Herr Blasser an den Commis, „und bot uns eine Uebersetzung zu einem Gulden und zwölf Kreuzern per Bogen an? — Es war sogar ein bekannter Name. — War es nicht Doktor Hintermaier? — Soll ich Ihnen den Brief zeigen?“ fragte er rasch den alten Mann. — „Beil, sehen Sie in H nach und suchen Sie nach dem letzten Schreiben von Doktor Hintermaier.“

„Da werde ich vergebens suchen,“ erwiderte ruhig der Commis, „das ist einer von den Briefen, die Sie angeblich in Ihrer Privatsammlung aufzuheben pflegen.“

„Möglich! möglich!“ unterbrach ihn rasch der Principal, denn er fürchtete, noch Unangenehmeres zu hören. „Ich werde ihn wohl in der Tasche meines Ueberrocks haben. — Nun, es ist ja gleichviel! Aber ich versichere Sie: den Bogen zu einem Gulden zwölf Kreuzern.“

Herr Staiger schüttelte den Kopf und entgegnete gedankenvoll: „Das kann nicht mit redlichen Dingen zugehen; da müßte man von anderen Uebersetzungen abschreiben.“

„Ja, das ist auch eine Kunst,“ versetzte der Buchhändler, indem er mit dem Daumen und Zeigefinger seine lange Nase zwickte. „Das ist nicht so ganz schlecht, aus drei Uebersetzungen eine vierte machen. Wenn man es geschickt anfängt, merkt's das Publikum nicht und der Verleger erspart sein theures Geld. — Aber das kann ich Sie versichern, mein lieber Herr Staiger: von Vorschüssen müssen Sie mir nicht sprechen. Vorschüsse bewillige ich selten, und nie bei Artikeln, an denen man so wenig verdient, wie bei diesem unglückseligen Buche.“

Der Buchhändler hatte sich ordentlich in die Hitze hineingesprochen, und seine Rede klang um so überzeugter, als er auf dem Ge-

sichte seines ersten Commis zu lesen glaubte, daß dieser mit ihm übereinstimme, was äußerst selten geschah.

Herr Beil hatte die Augenbrauen in die Höhe gezogen, den Kopf nachdenkend auf die Seite geneigt und sagte nach einer Pause mit der größten Ruhe und Ueberzeugung: „sehen Sie, mein verehrter Herr Staiger, diesmal ist der Herr Blaffer vollkommen in seinem Recht. Sie wünschen einen Vorschuß — zu welchem Zwecke? Wahrscheinlich um Holz zu kaufen, weil es Sie und Ihre kleinen Kinder zu Hause frieret. Ferner um Brod zu kaufen, weil es Ihre Familie hungert; dann endlich, um die Kosten des kleinen Begräbnisses zu bezahlen, weil dies, namentlich für arme Leute, ein theurer Spaß ist — — Ernst wollte ich eigentlich sagen. Dazu also wollen Sie Vorschuß? — Habe ich nicht Recht?“

Der alte Mann nickte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Aber der Herr Blaffer verweigert Ihnen diesen Vorschuß, obgleich es nur ein paar armselige, lumpige Gulden sind. Und der Herr Blaffer, obgleich ein sehr ehrenwerther Mann wie der selige Brutus, kann nicht anders handeln. Sie sollen für ihn ein Buch übersetzen, das von allerlei großen und kleinen Leiden einer Menschenklasse handelt, die man Sklaven nennt. Darin kommen Hunger, Durst, frierende, auch sterbende Kinder und dergleichen schöne Sachen mehr vor. Das aber mit dem richtigen Tone wieder zu erzählen, würde Ihnen schwer fallen, wenn Ihnen nicht die große Güte des Herrn Blaffer Veranlassung gäbe, all' diese schönen Dinge bei sich selbst zu erleben. Sehen Sie, nur aus dem Grund verweigert er Ihnen den Vorschuß. — Sie frieren zu Haus, Sie hungern auch ein klein wenig, Ihre Kinder ebenfalls, und Alles das macht Sie geschickt, die vortrefflichste Uebersetzung zu liefern für das bekannte Haus Johann Christian Blaffer und Compagnie.“

Damit schlug Herr Beil dröhnend sein Buch zu, rutschte von dem Comptoirstuhl herab und verließ das Zimmer, nachdem er zuvor vor einem armseligen Spiegel in der Ecke seinen großen schwarzen

Schnurrbart so horizontal als möglich nach beiden Seiten hinaus gestrichen.

Der Buchhändler hatte Anfangs nicht gewußt, was die Rede seines Commis bedeuten solle. Ja, sie war ihm zuerst sehr gutmeinend vorgekommen, und er hatte sie mit einem beistimmenden Kopfnicken begleitet. Bald aber hörte dieses Kopfnicken auf, die Nase hob sich drohend und immer drohender, sein aschgraues Auge blitzte und die zuckenden Finger suchten nach irgend etwas Schwerem, um es seinem Gegenüber an den Kopf zu werfen. Doch bezwang er sich männlich, that einen tiefen Athemzug, und indem er mit der einen Hand verächtlich auf Herrn Beil zeigte, wie er noch vor dem Spiegel stand, wiederholte er mit der anderen die Pantomime von vorhin nach der Stirne.

Während jener Rede hatte der alte Mann auf seinen Hut geblickt und den Commis nur ein einziges Mal angesehen. Aber dieser Blick, den er ihm zuwarf, war freundlich, ja dankend. Er schien auch jetzt vollkommen resignirt zu sein und zog sich nach der Thüre zurück, um das Zimmer zu verlassen, als dieselbe nach einem kurzen aber heftigen Anklopfen von außen so rasch geöffnet wurde, daß sie Herrn Staiger beinahe auf die Seite drückte.

Dreizehntes Kapitel.

Ueberſetzungs-Angelegenheiten.

Der junge Mann, der unter die Thüre des Zimmers trat und sich in diesem einen Augenblick umschaute, ehe er näher kam, war der Maler Arthur, der dem geneigten Leser bereits bekannt ist. Er

überzeugte ſich durch einen Blick, daß ſich Herr Blaffer auf ſeinem Comptoirſtuhl befand, dann nahm er ſeinen Hut ab und trat in das Gemach.

„Ah! Sie ſind's, mein vortrefflicher junger Freund!“ rief der Principal, indem er von ſeinem Sitz herab hüpfte und mit vorgeſtreckten Händen und Knieen auf den Eingetretenen zurutſchte. „Ah! Sie ſind pünktlich, wie ich es liebe und wie ich es ſelbſt in allen Geſchäften bin. Schlag eilf Uhr. Wollen wir nicht in mein Wohnzimmer ſpazieren?“

„Ich meines Theils befinde mich ganz gut hier,“ ſagte der Maler, nachdem er für die freundliche Begrüßung mit einem Kopfnicken gedankt, ohne jedoch den doppelten Händedruck beſonders ſtark erwiedert zu haben. — „Geſchäfte macht man am Beſten im Geſchäftslokal ab, und Anderes führt mich nicht daher.“ Bei dieſen Worten trat er an den Pult, um Hut und Stock abzulegen; und als er ſich darauf umwandte, entdeckte er erſt den alten Mann, der den Griff der Thüre erfaßt hatte und ſich eben hinausſchleichen wollte.

Hert Blaffer ſah ſich genöthigt, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. — „Herr Staiger,“ ſprach er, „einer meiner Ueberſetzer, — Herr Arthur Erichſen, einer unſerer talentvollſten, geachtetſten jungen Maler, ein Talent, welches ſo großes verſpricht, und ſich dennoch herablaſſen will, unſer geringes Werk zu illuſtriren.“

Arthur ſchüttelte unmuthig den Kopf über dieſe Worte des Buchhändlers; doch konnte einem aufmerkſamen Beſchauer nicht entgehen, daß er dies eigentlich nur that, um eine augenblickliche Verlegenheit, ja eine gelinde Röthe, die ſich über ſein Geſicht verbreitete, zu verbergen. Er kannte ganz genau den alten Mann, der vor ihm ſtand, und er hatte eigentlich gehofft, ihn hier zu treffen. Daß ihn der Vater der ſchönen Tänzerin, die er ſo ſehr liebte, noch mit keinem Auge geſehen, machte er ſich gewiſſermaßen zum

Vorwurf und ging deßhalb auf den alten Mann mit einiger Befangenheit zu, wobei er ihm aber freundlich seine Hand entgegen reichte.

„Ich freue mich in der That, Sie zu sehen," sagte Arthur; „recht sehr freue ich mich, und obgleich Sie wohl im Begriff zu sein scheinen, wieder hinweg zu gehen, so bitte ich Sie doch, da zu bleiben, indem mir Ihre Ansicht bei der Unterhandlung mit Herrn Blasser von Wichtigkeit ist."

Herr Staiger blickte einigermaßen überrascht in das freundliche Gesicht des unbekannten jungen Mannes, der, seinem Aeußeren nach, offenbar den besten Ständen angehörend, sich nicht an sein abgeschabtes Röckchen zu kehren schien und ihm so freundlich entgegen kam.

Der Buchhändler zuckte leicht die Achseln, bat den Maler, ihm gegenüber den Platz des Herrn Beil einzunehmen, und kletterte dann ebenfalls wieder auf seinen Schreibbock hinauf.

Arthur blickte fragend auf den alten Mann, der hinter der Thüre neben der Kiste stehen geblieben war, dann wandte er sich an den Lehrling und sagte ihm ruhig und bestimmt: „bringen Sie doch dem Herrn einen Stuhl; Sie sehen ja, daß wir sitzen und Herr Staiger uns zu Liebe da bleibt."

Der Buchhändler nickte verdrießlich mit dem Kopfe, und der junge blonde Mensch eilte nicht ohne ein kaum bemerkbares Lächeln in's Nebenzimmer, von wo er alsbald mit einem der besten Stühle seines Principals zurück kam.

In diesem Augenblicke trat Herr Beil in das Zimmer, wollte sich aber wieder zurückziehen, da er seinen Platz besetzt fand.

Arthur blickte in die Höhe und als er den Commis sah, der ihm wohl bekannt war, nickte er ihm freundlich entgegen und sagte: „Sie werden entschuldigen, lieber Herr Beil, daß ich einen Augenblick Ihren Stuhl eingenommen, ich werde übrigens nicht lange Gebrauch davon machen, da wir bald im Reinen sein werden."

Bei dieſen Worten flog an dieſem Morgen das erſte freundliche Lächeln über das Geſicht des Buchhändler-Commis. „Ah! Sie ſind es!“ verſetzte er; „freut mich recht, Sie zu ſehen. Warten Sie, ich will Ihnen gleich einen Bogen Papier unterbreiten, denn ich ſehe, Sie haben ſchon den Bleiſtift in der Hand; ſonſt zeichnen Sie mir wieder allerlei Ungeheuer in mein Hauptbuch.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ entgegnete Arthur lächelnd, „ich habe mir Ihre Lektion von neulich gemerkt.“

„Nun endlich zur Sache!“ rief ungeduldig der Buchhändler. „Laſſen Sie uns in Frieden, Herr Beil! Schauen Sie lieber dieſem jungen faulen Schlingel da zu, der mit einer Langſamkeit einpackt, daß es wahrhaftig zum Erbarmen iſt. — Alſo, Herr Staiger,“ wandte er ſich an den alten Mann, „da Sie nun einmal da ſind, iſt es mir lieb, wenn Sie zuhören, auch vielleicht Ihren Rath geben. Herr Erichſen will alſo die Freundlichkeit haben, zu unſerer Ausgabe von Onkel Tom's Hütte vortreffliche Illuſtrationen zu machen. Es iſt mir ein Bedürfniß, Originalzeichnungen zu erhalten, denn ich haſſe den Nachdruck, ſelbſt wenn er vollkommen erlaubt iſt wie hier, wo es ſich nur darum handelt, engliſche Originale zu benutzen.“

Während dieſer Rede ſah Herr Blaffer ſo ſalbungsvoll an die Decke des Zimmers empor, und machte ein ſo merkwürdig ehrlich ſein ſollendes Geſicht, daß ſich Arthur nicht enthalten konnte, dieſe herausfordernden Züge mit einigen kecken Umriſſen auf das Blatt Papier zu ſkizziren.

„Was meinen Sie nun,“ fuhr der Buchhändler fort, „ſollen wir zu jeder Lieferung eine Illuſtration geben, was allerdings acht für den Band machen würde, oder wollen wir uns damit begnügen, für zwei Lieferungen eine herzuſtellen? — Was meinen Sie dazu, Herr Staiger?“

„Wenn man zu jeder Lieferung eine Illuſtration machte,“

ſagte ſchüchtern dieſer, „ſo würde das wohl die Koſten bedeutend erhöhen.“

„Auf die Koſten kommt es Herrn Blaffer nicht an,“ verſetzte der junge Mann, während er ruhig fortzeichnete, „wenn die Arbeit nur gut wird.“

„Allerdings,“ meinte kleinlaut der Principal; „nur iſt das Holzſchneiden eine ſehr theure Geſchichte.“

„Dafür koſten Sie ja aber die Zeichnungen faſt gar nichts,“ warf der Maler leicht hin. „Sie haben mich gebeten ſie zu machen, und da ich mich gerade einmal in dem Genre verſuchen möchte, ſo zeichne ich Ihnen die Illuſtrationen für eine Kleinigkeit.“

„Ja, ja,“ ſprach mühſam lachend der Buchhändler, „was ihr Herren Kleinigkeiten nennt. — Nun, es kommt mir ja nicht darauf an. Alſo machen wir zu jeder Lieferung eine Illuſtration, und Sie werden ſie mir gleich auf's Holz zeichnen.“

Arthur nickte mit dem Kopfe.

„So wären wir vorderhand im Reinen,“ fuhr Herr Blaffer fort, und ſagte, indem er ſich an den alten Mann wandte: „jetzt hätten wir für heute nichts mehr mit einander abzumachen; beſorgen Sie mir alſo das Manuſcript zur fünften Lieferung und Sie ſollen alsbald haben, was Sie gewünſcht. — Guten Morgen, Herr Staiger!“

„Noch einen Augenblick!“ bat der Maler, ohne aber von ſeinem Papier in die Höhe zu ſehen. „Im Intereſſe der Illuſtrationen wäre es mir ſehr erwünſcht, mich zuweilen mit dem Herrn Staiger beſprechen zu können. Wir wollen doch nicht gerade die gleichen Scenen wie in der engliſchen Ausgabe illuſtriren; der Anſicht werden Sie doch auch ſein, Herr Blaffer?“

„Jedenfalls etwas ganz Neues,“ antwortete der Buchhändler. „Herr Staiger wird gewiß gern zuweilen in Ihre Wohnung kommen.“

„Gewiß," ſagte der alte Mann, „wenn Herr Erichſen mir nur ſagen will, wenn ich ihn zu Hauſe treffe."

„Gott bewahre!" entgegnete eifrig der Maler, indem er ſich aber noch tiefer auf das Blatt Papier niederbeugte. „Das werde ich nimmermehr zugeben, daß Sie Ihre koſtbare Zeit in Gängen nach meiner Wohnung verſchleudern. Ein Künſtler wie ich, der bald hier bald da ein Stück von der Außenwelt gebraucht, ſchleudert viel in den Straßen umher, und wenn Sie mir — — Ihre Wohnung angeben wollen und mir ſagen, wenn ich Sie am Beſten treffe, ſo mache ich mit dem größten Vergnügen, — gewiß mit dem größten Vergnügen hie und da einen Sprung zu Ihnen."

„Es wird mir eine große Ehre ſein," antwortete Herr Staiger, „wenn Sie meine Dachkammern aufſuchen wollen; aber ſie ſind etwas entlegen — Balkengaſſe Nummer vierzig über vier Stiegen. — Was die Zeit anbetrifft, wo Sie mich zu Hauſe finden, ſo bin ich gemeiniglich den ganzen Tag da; wenn ich je einmal ausgehe, ſo geſchieht das zwiſchen zwölf und ein Uhr nach meinem Mittageſſen."

„Balkengaſſe Nummer vierzig," ſprach der Maler mit leiſer Stimme, während er eifrig fortzeichnete. „Ich will mir's gewiß merken."

Unterdeſſen war Herr Beil an den Pult getreten, und während er that, als betrachte er ſich die Zeichnung, welche Arthur auf das Blatt Papier hinwarf, ſchob er dieſem unbemerkt ein kleines Zettelchen zwiſchen die Finger, worauf die Worte ſtanden: „Erkundigen Sie ſich unbefangen nach dem Honorar, was für eine Ueberſetzung bezahlt wird."

Herr Staiger hatte bereits den Drücker der Thüre in der Hand und wollte ſich entfernen.

„Apropos!" ſagte Arthur ganz gleichgültig, „das Ueberſetzen muß doch eigentlich ein gutes Geſchäft ſein. Man braucht keine Vorſtudien zu machen, man ſchreibt eigentlich nur ab, man bezahlt gute

Honorare; es muß doch etwas dabei zu verdienen sein. Nicht wahr, Herr Staiger?"

„O gewiß, wenn man fleißig ist," entgegnete statt des Gefragten der Buchhändler, „wenn es Einem rasch von der Hand geht."

„Wäre es indiscret von mir," fuhr der Maler fort, „wenn ich Sie fragte, wie viel zum Beispiel für einen solchen gedruckten Bogen dieser Onkel Tom's Hütte bezahlt wird?"

Diese Frage mußte allerdings an gegenwärtigem Orte sehr indiscret erscheinen, denn Herr Blaffer zog seine Augenbrauen finster zusammer, Herr Staiger blickte zur Erde, und während Herr Beil eine ungemein freundliche Grimasse zog, sperrte der blonde Lehrling seinen Mund vor Verwunderung und Freude weit auf.

„Das ist eigentlich schwer zu sagen," nahm der Buchhändler nach einer längeren Pause das Wort; „ich bemerkte schon, wer fleißig ist, wem's von der Hand geht, der kann es schon zu was bringen."

„Da wäre also die erste Frage," fuhr der Maler unerschütterlich fort, während er die Gesichtszüge des Principals in einer erschreckenden Aehnlichkeit auf das Papier feststellte, „wie lange schreibt man an so einem Druckbogen? — Nun Herr Staiger, Sie sind doch gewiß ein recht fleißiger Mann, was bringen Sie also an einem Tage vor sich?"

Der Gefragte wußte nicht recht, ob und was für eine Antwort er geben sollte. Er blickte auf den Buchhändler, der ein Lineal heftig zwischen den Fingern drehte, dann sah er den Herrn Beil an, der ihm auf eine so heftige und eindringliche Art zunickte, daß er sich eines kleinen Lächelns nicht erwehren konnte.

„Nun?" fragte der Maler.

„Ja — a, ja — a — a, es ist eigentlich so, wie Herr Blaffer sagt," meinte der alte Mann, „wenn man viel arbeitet, so kann man Etwas verdienen; ich zum Beispiel —"

„Aber was kann Sie das interessiren!" warf der Buchhändler

dazwiſchen. „Kommen Sie einen Augenblick in meine Wohnſtube, wir wollen unſere Conditionen wegen der Zeichnungen feſtſetzen, und dann will ich Ihnen auch wohl gern Einiges über die Ueberſetzungsgeſchichten ſagen.“

„Laſſen Sie doch den Herrn Staiger ſprechen,“ entgegnete Arthur gleichgültig. „Gott! mein verehrter Herr Blaſſer, wir kennen ja einander. Wenn Sie zu Papa auf die Kaſſe kommen, ſo weiß ich, daß man Sie dort gern über alles Mögliche belehrt.“ — Dies war eigentlich ein Stich auf den Buchhändler, denn wenn er Geldgeſchäfte hatte, Wechſel umſetzte, oder fremde Papiere einhandelte, ſo ſtudirte Niemand genauer die Kurszettel als der Herr Blaſſer, der oftmals unbeſcheiden genug geweſen war, wegen einiger Gulden die Einſicht in Correſpondenzen zu verlangen.

„Nun alſo — ?“

„Gewöhnlich ſtehe ich des Morgens um vier Uhr auf,“ ſagte der alte Mann, „mache mir ein kleines Feuer an, rücke meinen Tiſch an den Ofen, und wenn meine Finger, die während der ebengenannten häuslichen Geſchäfte etwas einfrieren, wieder warm geworden ſind, ſo nehme ich meine Feder und fange an zu arbeiten. Allemal aber habe ich ſchon eine Stunde vorher in meinem Bette einige Kapitel durchleſen müſſen, damit mir die Arbeit nicht ganz fremd iſt. So arbeite ich fort bis um ſieben Uhr, wo die Kinder aufſtehen und — nach ihrem Frühſtück verlangen.“ — Dies ſagte Herr Staiger mit einem trüben Lächeln. — „Darum habe ich mich aber nichts zu bekümmern,“ fuhr er fort, „denn meine älteſte Tochter Clara ſorgt dafür, weßhalb es mir auch keine Zeit wegnimmt. Dieſe fünf Stunden nun, von Vier bis Neun, ſind mir aber die koſtbarſten, denn da Clara um neun Uhr fortgeht, ſo befinde ich mich von der Zeit an mit den kleinen Kindern allein und werde alle Augenblicke von ihnen geſtört, beſonders von meinem Buben, der noch nicht in die Schule geht. Bald muß ich ihn vom Fenſter wegholen, bald ihm irgend ein Spielzeug machen, damit er ruhig

ſitzt, und wenn es eilf Uhr geworden iſt, ſo muß ich auch ſehen, daß das Feuer wieder beſſer brennt, damit Clara, welche um Mittag kommt, in ſehr kurzer Zeit unſer Eſſen fertig bringt. Von Zwölf bis Eins nun iſt meine Erholung; nach dieſer Zeit fange ich wieder an zu arbeiten, und ſchreibe dann ſo fort bis neun, zehn, auch wohl eilf Uhr."

„Und was haben Sie dann vor ſich gebracht," fragte eifrig der Maler, „in der Zeit eines ſolchen langen Tages?"

„Wenn es mir gut von der Hand geht, einen ganzen Bogen," antwortete Herr Staiger. „Wiſſen Sie, mein lieber Herr, ſechszehn enggedruckte Seiten, wie das hier iſt keine Kleinigkeit."

„Das kann ich mir denken," ſagte Arthur ſeufzend. „Gott! wenn ich mir das vorſtelle, unſereins, ſo an Luft und Freiheit gewöhnt, ſollte ſo hinſitzen über das Papier gebeugt, Stunde um Stunde arbeiten, mit dem Geiſte und mit der Hand, immer in zwei Sprachen denken; ah! ich bin überzeugt, ich meines Theils würfe die Feder nach der erſten Stunde weg! — Nun aber haben Sie einen ganzen Bogen beendigt. Jetzt hoffe ich doch, Sie wiſſen warum? Sie werden nun doch ein Anſtändiges verdient haben, ſo daß Sie zum Beiſpiel nach dreitägiger angeſtrengter Arbeit in der Woche die übrige Zeit Ihrer Erholung widmen können oder etwas zurücklegen für Ihre Kinder."

Dem Herrn Blaffer war dieſe Unterredung offenbar peinlich und unangenehm; er rückte mißmuthig hin und her, er ſchnappte nach rechts und nach links, er zog an ſeiner ohnedies ſehr langen Naſe, und ſagte endlich, indem er es, aber nicht ganz logiſch, verſuchte, ein anderes Thema anzuſchlagen: „o, was wollen Sie, beſter Freund! arbeiten muß ein Jeder, ich, Sie, der größte Theil der Menſchen, die da leben, und wenn auch Manche von uns angeſtrengter arbeiten, als die anderen ſchaffen müſſen, ſo leben ſie dafür in einem wohlgeordneten civiliſirten Staate, der ihr Eigenthum ſchützt, ihren Herd, Weib und Kind beſchirmt vor roher Gewalt.

— Das muß man einſehen; man muß mit ſeinem Schickſal zufrieden ſein, man muß bedenken, wie viele Tauſende von Menſchen viel ſchlimmer daran ſind als wir, wie Unzählige in einer Sklaverei leben, gegen deren Leiden unſere Mühe und Noth wahrhaftes Labſal zu nennen iſt, — wahrhaftig, aus dem Geſichtspunkte kann man dies vortreffliche Buch der amerikaniſchen Dame nicht genugſam preiſen und loben. Freilich, materielle Entbehrungen haben jene unglücklichen Sklaven im Allgemeinen nicht zu ertragen; ſie wohnen gut, ſie eſſen und trinken nicht ſchlecht, ſie ſollen ſich auch, wie aufmerkſame Beobachter verſichern, bei der Arbeit nicht übermäßig anſtrengen, und überhaupt nur da arbeiten, wo ſie durch Drohungen hiezu angehalten werden — eine Erſcheinung, die aber rein aus ihrem geknechteten Zuſtand herzuleiten iſt. Sie dürfen Sonn- und Feſttage halten, ſie haben freilich ihre Tanz- und anderen Vergnügungen; der größte Theil der Herren pflegt ſeine Sklaven, wenn ſie krank werden, hält meiſtens einen eigenen Arzt hiezu auf ſeiner Pflanzung, füttert ſie aus der Vorrathskammer, wenn zufällig einmal Mißwachs eintritt; — und gerade in dieſer guten Behandlung liegt das Empörende. Denn glauben Sie nicht, daß der Pflanzer mit ſeinen Sklaven aus Mitleid ſo umgeht! Nein, er thut es nur, weil ſie ihm als bloße Waare gelten; er nährt, kleidet, pflegt ſie, ſorgt auch, wie geſagt, für ihr Vergnügen, aber er thut das nur, um ſie, als Waare betrachtet, nicht unter ihren Werth herab zu bringen."

„Aber er thut es," verſetzte ruhig Herr Beil, „und da er es nun einmal thut, ſind die Schwarzen jenſeits des Oceans wahrhaftig nicht ſo ſchlimm daran, wie ihre weißen Brüder dieſſeits."

„Das iſt ihr materielles Wohl, das thieriſche, gemeine Leben. Sehen wir aber die andere, die Schattenſeite dieſes Bildes, wie ſie uns die geiſtreiche Amerikanerin in dieſen vortrefflichen Heften ſchildert."

„Bei Johann Christian Blaffer und Compagnie," murmelte der Commis. „Halten Sie gefälligst Ihr Maul, Herr Beil," entgegnete der Buchhändler-Principal, der für sein Buch die Lanze eingelegt hatte, und nun, ein zweiter Don Quixote, gegen etwelche Windmühlen loszurennen im Begriff war. — „Also die andere Seite, die eigentliche Knechtschaft! Man achtet nicht das Heiligste, was der Mensch besitzt, die Familienbande; man reißt sie gewaltsam aus einander, damit der Vater hier untergehe in Noth und Jammer, die Mutter dort, die Kinder verkümmern unter der Peitsche ihrer Peiniger."

„Das kommt auch bei uns vor," sagte gedankenvoll der alte Mann, „nur daß es nicht gerade öffentlich geschieht auf dem Sklavenmarkt unter dem Hammer des Auctionärs, aber dafür desto mehr im Geheimen. Auch sind es nicht wohlbeleibte Pflanzer, die hier so die Familien zerreißen und Mutter von Kind trennen, sondern viel schlimmere Gebieter: Hunger, Noth und Laster aller Art, und ich möchte in der That wissen, ob jene schwarze Mutter, deren Kind man verkauft, das also den Herrn wechselt, ohne aber deßhalb schlechter gehalten zu werden, schlimmer daran ist, als eine weiße, die gezwungen ist, ihr Kind zum Betteln herzugeben, und die sehen muß, wie es siech und elend wird, langsam dahin stirbt oder sich durchreißt, um später jedem Laster in die Hände zu fallen."

„Auch kauft man bei uns Kinder genug," sagte gleichmüthig Herr Beil, „namentlich Kinder weiblichen Geschlechts, wenn sie über sechszehn Jahre alt sind."

Der Blick des Principals, welchen er für diese Bemerkung seinem Commis zuschlenderte, war ein entsetzlicher Blick, und die Bewegung, die er hervorgerufen, brachte den würdigen Buchhändler ganz aus seinem Vortrag heraus. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, schnappte nach Luft und bemerkte nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit erzwungenem Lächeln: „es ist eigentlich sonderbar, wie so ein gewaltiger Stoff einem die Nerven aufregt."

„Ja, ja," erwiderte Arthur, der unterdeſſen die Geſtalt des Buchhändlers, den er als Sklavenhändler ſkizzirt, mit ein paar Strichen vollendete, „wir ſind dadurch ganz von unſerem Thema abgekommen."

„O es iſt nicht der Mühe werth," meinte Herr Blaſſer.

Worauf der Commis halblaut ſagte: „es iſt freilich nicht der Mühe werth, das Honorar nämlich; — aber er muß es Ihnen ausſprechen; dringen Sie nur darauf."

„Nun, Herr Staiger," fuhr der Maler fort, „was bringt Ihnen ſo ein mühevolles Tagewerk? Was verdienen Sie bei der Ueberſetzung eines Bogens?"

„Das Honorar iſt ein Gulden und dreißig Kreuzer," ſagte der alte Mann.

Welche Worte Arthur mit einem Tone wiederholte, als habe er nicht recht gehört. — „Ein Gulden und dreißig Kreuzer für vierzehnſtündige mühevolle Arbeit des Geiſtes und des Körpers! Ein Gulden dreißig Kreuzer, die Ihnen nur ſo lange bezahlt werden, bis Ihr Verſtand die Marter nicht mehr erträgt, Tage, Wochen lang die Punkte und Striche hinzumalen, die man Buchſtaben nennt! Die Sie ſogar nicht erhalten, wenn es Ihnen einmal nicht gelingt, einen Tag Ihrer Frohnarbeiten zu vollenden, die Sie an Sonn- und Feſttagen nicht haben, wenn Sie auch dieſe Tage, die doch zur Ruhe beſtimmt ſind, nicht ebenfalls mit Ihrer ſchweren, ſchweren Arbeit ausfüllen!"

„Aber, mein lieber Herr," entgegnete der alte Mann mit einem ſanften Tone, „ich theile da das Schickſal von Tauſenden und aber Tauſenden meiner Mitmenſchen, von allen Denen, die um Taglohn arbeiten, und bin am Ende weit beſſer daran als dieſe. Mich hindert doch keine Witterung an meiner Arbeit, ich kann an meinem Schreibtiſch ſitzen, mag die Sonne ſcheinen oder mag es regnen oder ſchneien."

„Ja, das iſt wahr," verſetzte der Maler; „was das anbelangt,

leben Millionen unserer Arbeiter in traurigeren Verhältnissen als Sie, verehrtester Herr, aber auch als jene Schwarzen, deren Jammer uns so nachdrücklich vor Augen geführt wird, den Sie übersetzen, den ich illustrire. Mag ihnen dort die Sonne scheinen oder mag Sturm und Regen den Himmel verfinstern, das ist jenen Sklaven gleichgültig: ihr Herr sorgt für sie und ihre Kinder, und ihnen ist es ganz recht, wenn sie wochenlang im angenehmen Nichtsthun vor ihren Hütten sitzen können; ihnen schmilzt nicht jeder fallende Regentropfen das Brod im Schranke wie unserem Taglöhner. — Ah! es wären wahrhaftig für unsere deutschen Leser keine Uebersetzungen und keine Illustrationen nothwendig; sie sollten nur verstehen, auf Straße und Feld zu lesen und zu schauen; aber das Elend, das wir täglich vor uns erblicken, hat für die empfindsamen Leser und Leserinnen jenes Romans nicht das Pikante, das Appetitliche, nicht das wollüstig die Nerven Kitzelnde, wie die Geschichte der jungen schönen Mulattin, die von ihrem Herrn verfolgt wird und bereit ist, eher ihr Leben herzugeben als ihre Ehre. — Ah! das liest sich vortrefflich und sieht sich außerordentlich schön an. Aber wie schon gesagt, um auch das lebendiger und wahrer zu haben, dazu braucht man nicht nach Onkel Tom's Hütte zu gehen; das haben wir Alles bei uns ebenso schön in der lieben Heimath."

„Sehr wahr," meinte Herr Beil, wobei er es nicht unterlassen konnte, einen festen Blick auf seinen Principal zu werfen, der unterdessen von seinem Stuhl herabgerutscht war, und nun der ernsten Conversation durch ein ziemlich mißtöniges Lachen eine heitere Wendung zu geben versuchte.

„Eigentlich haben Sie mit Ihrem Lachen Recht, Herr Blaffer," fuhr Arthur fort. „Warum auch trübselige Gedanken! Kurz ist das Leben, treten wir so viel wie möglich auf die Sommerseite desselben, und wenn wir ja einmal durch schwarze Schatten hindurch müssen, nun, so wollen wir uns bemühen, auch daraus etwas

zu lernen. — Jetzt erſuche ich Sie aber, einen Augenblick mit in's Nebenzimmer zu kommen, ich will Ihnen da in der Geſchwindigkeit meine Bedingungen wegen der Illuſtrationen mittheilen. — Herr Staiger," wandte er ſich an dieſen, „Sie bitte ich, noch einen Augenblick zu bleiben; wir gehen zuſammen fort, wenn es Ihnen recht iſt."

Was nun der Künſtler im Nebenzimmer mit dem Buchhändler verkehrte, halten wir nicht für unſere Pflicht, dem geneigten Leſer genau anzugeben: nur das Reſultat der Unterredung ſoll er erfahren, weil es für den alten Mann draußen ein angenehmes war. Der Buchhändler nämlich, als er in's Comptoir zurück kam, ſchritt mit einem gerade nicht zu ſauren Geſichte gegen ſeinen Pult, öffnete die Kaſſe und händigte dem überraſchten Herrn Staiger den gewünſchten Vorſchuß von vier Gulden ein, wobei er lächelnd ſagte: „ſehen Sie, mein Verehrteſter, ich mache mir eigentlich ein Vergnügen daraus, Ihren Wunſch zu erfüllen: es iſt nur meine Gewohnheit, jede Sache reiflich vorher zu überlegen. Wahrhaftig, ich bin nicht unerkenntlich für Ihre an ſich gar nicht ſo ſchlechte Ueberſetzung, und ſowie ſich die Zahl der Abnehmer unſeres Romans auf zweitauſend ſteigert, mache ich es mir zur Pflicht, Ihr Honorar auf drei Gulden zu erhöhen, ja, ſobald ſich die Abnehmer vermehren, was vorausſichtlich in den nächſten Monaten geſchehen kann — — wollte ſagen in den nächſten Wochen," verbeſſerte ſich Herr Blaffer, denn er fing einen bedeutſamen Blick des Malers auf, „ja vielleicht mit dem nächſten Poſttage; wir wollen ſehen, wir wollen ſehen!"

Herr Blaffer hatte durch all' das Vorgegangene einen anſtrengenden Morgen gehabt, und als ſich nun der alte Mann mit Arthur unter vielen Dankſagungen entfernt, zog der Principal einen dicken Paletot an, verſchloß ſeinen Pult ſorgfältig, nahm Hut und Stock und entfernte ſich, um, wie er ſagte, noch einen wichtigen Geſchäftsgang zu machen. Dergleichen wichtigen Geſchäftsgänge

kamen übrigens um die Essensstunde einige Mal in der Woche vor; Herr Blasser war nämlich Junggeselle, also ließ er nicht die zarte Hälfte seines Ich's zu Hause zurück und konnte sich beruhigt in das Wirthshaus begeben, um dort etwas Besseres zu verzehren, als dem Herrn Beil, der ebenfalls im Hause beköstigt wurde, und dem Lehrling vorgesetzt zu werden pflegte.

Der Buchhändler verließ also sein Haus, und der blasse Lehrling, der bis jetzt Bücher eingepackt, eilte an ein Fenster, das auf die Straße ging, und wartete da, bis der Principal um die nächste Ecke verschwunden war.

Herr Beil hatte sich wieder auf seinen Comptoirstuhl gesetzt und nahm mit triumphirendem Lachen das Blatt in die Hand, welches Arthur zurückgelassen. „Sehen Sie," rief er seinem schmächtigen Untergebenen zu, „da steht er, wie er leibt und lebt, der Sklavenhändler Blasser, und auch wir sind nicht vergessen, mich hat er auf Ehre als Onkel Tom dahin conterfeit, und da unten das miserable Ding mit den auffallend gekrümmten Schienbeinen und dem verwahrlosten Kopfe gleicht Ihnen wie ein faules Ei dem andern."

Der Lehrling schien aber keine besondere Lust zu haben, auf diese Späße einzugehen. Er setzte sich auf die Kiste hinter der Thüre, ließ den Kopf melancholisch auf die Brust sinken und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nun," sagte Herr Beil, indem er über den Bogen Papier hinweg sah, „wo fehlt's Ihnen, junger Buchhändler? Sehen Sie nicht wahrhaftig aus wie unser würdiger Chef, wenn er einen Retourzettel erhält, auf dem geschrieben steht: Wird nur gegen Baar expedirt. — Hat Sie die Unterredung von heute Morgen angegriffen?"

Der Lehrling schüttelte betrübt den Kopf.

„Oder ist Ihr Hunger stärker als gewöhnlich? — Auch das

nicht? — Nun, dann weiß ich nicht, was Ihnen fehlt. Bitte, ſprechen Sie ſich deutlicher aus, theuerſter Anton!"

„Sie wiſſen wohl, daß ich nicht Anton, ſondern Auguſt heiße," entgegnete betrübt der Lehrling. — „Haben Sie den Herrn Erichſen geſehen?"

„Sonderbare Frage!" meinte Herr Beil, indem er den Bogen Papier weit von ſich abhielt, um den Totaleindruck der Zeichnung beſſer zu genießen.

„Ach! iſt das nicht ein angenehmer junger Mann!" fuhr Auguſt fort, „ſo elegant gekleidet, feine helle Handſchuhe, ſo ein ſchönes und freies Benehmen, und hat was gelernt. Wenn ich dagegen unſereins anſehe —"

„Unſereins!" entgegnete der Commis ſcheinbar entrüſtet, indem er die eine Spitze ſeines gewaltigen Schnurrbarts in die Höhe drehte. — „Unſereins! Nun ich denke, meine Repräſentation iſt auch nicht ganz Ohne, und wenn Sie fleißig Brochuren verpacken, pünktlich Ihre Pakete austragen, und wenn dann einſtens Herr Blaſſer ſtirbt und Sie zum Erben einſetzt, ſo können Sie auch gute Paletots tragen und feine Handſchuhe."

„Ach, machen Sie doch nicht immer Ihre Späſſe, mit denen es Ihnen doch nicht Ernſt iſt!"

„Das iſt mein blutiger Ernſt, Sie junger Wortklauber; ich halte was auf mich, und wenn ich einmal zufälliger Weiſe in die rechte Carriere hinein gerathe, ſo ſollen Sie Ihr blaues Wunder ſehen. — Der Buchhandel," ſetzte er mit anderem Tone hinzu, „iſt freilich auch nicht das, was mir in meinen ſüßen Träumen vorſchwebt."

„Ach, Herr Beil," fuhr der Lehrling fort, ohne ſeinen Blick vom Boden zu erheben, „hätte man mich nur was Rechtes lernen laſſen, glauben Sie mir, ich habe den Kopf dazu. Wollte ich doch auch ein Zeichner und Maler werden, und als ich noch in die Schule

ging, da ſagten die Lehrer, ich hätte ein ſchönes Talent und es könnte auch einmal etwas Gutes aus mir werden."

„Immer die alte Jeremiade!" antwortete Herr Beil, indem er das Papier ſinken ließ und den Lehrling nicht ohne Intereſſe betrachtete. — „Sie ſind aber ein junges Ungeheuer," fuhr er nach einer Weile im früheren Tone fort; „lehrt Sie der Herr Blaffer nicht täglich und ſtündlich etwas Gutes und Neues, Sie und Ihre Schweſter Maria?"

„Ich kann eigentlich nicht verlangen, daß er mich hätte ſollen viel lernen laſſen," entgegnete der Andere, „aber ſo ein paar Privatſtunden hätte ich wohl noch haben ſollen."

„Wie nahe iſt Ihnen der Herr Blaffer verwandt?" fragte nachdenkend der Commis, der die vorige Rede überhört zu haben ſchien.

„Eine eigentliche Verwandtſchaft exiſtirt gar nicht zwiſchen uns, nur war er mit meinem Vater ſehr befreundet."

„Und als Ihre Mutter ſtarb, hatte unſer ehrbedürftiger Principal, den Gott erhalten möge, diverſe Forderungen an ſie zu machen. Sie aber hatten keine lebende Seele, weßhab Sie in's Blaffer'ſche Haus kamen!"

„Mit meiner Schweſter Marie."

„Und Ihrem Vermögen, was ſchon lange darauf gegangen ſein ſoll für Ihren Lebensunterhalt. — So ſagt man nämlich, und damit ihr Beide auch als nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran gebildet würdet, avancirten Sie zum zehnjährigen Lehrling, und ſie — Maria nämlich — verſieht die Stelle unſeres Dienſtmädchens." — Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit einer merkwürdigen Weichheit, während er nachdenkend an die Ecke des Zimmers blickte. — Einige Augenblicke darauf aber kehrte er wie gewaltſam zu ſeinem früheren Humor zurück, indem er laut lachend nochmals auf die Zeichnung ſchaute, ſie alsdann zuſammen faltete und in die Taſche ſteckte. „Meiner Seel'!" ſagte er, „es iſt zwölf

Uhr vorüber, jetzt will ich einmal Hausinſpection halten und nach Küche und Köchin ſehen.“

Ehe Herr Beil hierauf das Comptoir verließ, zog er einen beſſern Rock an, der hinter der Thüre hing, brachte Haar und Bart in Ordnung und ging in's Nebenzimmer, von wo man unterdeſſen Tellergeklapper vernahm.

Hier befand ſich die Schweſter des Lehrlings, welche wir dem Leſer mit einigen Worten vorzuſtellen uns veranlaßt ſehen. Es iſt das ein junges Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren, von feiner Geſtalt, kleinen Händen und Füßen, einem runden, friſchen Geſicht, welches dunkelblondes Haar umgibt, kurz von einem Aeußeren, das eigentlich gar nicht zu der groben Kleidung paßt, die es bedeckt. Noch weniger harmonirt damit ihr eleganter, ſchlanker Oberkörper, der an der Taille zu umſpannen iſt, und der gegen oben zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Breite und Fülle aus einander geht. Wenn man die Schweſter neben dem Bruder, dem Lehrling nämlich, ſah, ſo hätte man ihrem Weſen nach glauben können, er ſei das Mädchen und ſie der Knabe. Auguſt war zärtlich, erſchrocken, mit weichem, biegſamen Gemüth, ſie dagegen keck, luſtig, ja trotzig und widerſtrebend.

Herr Blaffer hatte mit dem Mädchen eine gar eigenthümliche Erziehungs- und Behandlungsweiſe eingeſchlagen, welche übrigens nicht dazu beitrug, ihren Charakter weicher zu machen. Bald ſchien er in ihr die Tochter eines Freundes zu ſehen, und redete ihr lieblich, ja ſchmeichelnd zu, ja auffallend ſchmeichelnd, wie Herr Beil behauptete; bald aber behandelte er ſie mit der größten Härte, ließ ſie alle niedrigen Dienſte verrichten und ſtrafte ſie unnachſichtlich für die kleinſten Vergehungen. Er behauptete, ſie habe ein etwas leichtſinniges Temperament und ein ſehr undankbares Gemüth, was ſie namentlich darin bewies, daß ſie die Freundlichkeit, mit der ſie meiſtens die Männer behandelte, die mit ihr in einige Berührung kamen, durchaus nicht auf ihren Umgang mit ihrem Herrn und

Meister ausdehnen wollte; sie war eine widerspenstige Sklavin, wie sich der Buchhändler schon hatte vernehmen lassen, wenn er nämlich nicht daran gedacht, daß sich Herr Beil in seiner Gehörweite befand. Der Commis aber befand sich oft in dieser Gehörweite, ohne daß es der Principal wußte, und wir können dieses an sich tadelnswerthe Betragen nur dadurch entschuldigen, daß sich Herr Beil auf's Heftigste in das Mädchen verliebt hatte und in beständiger Angst lebte, die Zwistigkeiten zwischen Herr und Dienerin, die oftmals ausbrachen, könnten einmal für das Mädchen auf sehr unangenehme Art endigen.

Das mußte schon wahr sein, Maria gab sich häufig nicht einmal die Mühe, ihre Scheu, ja ihren Widerwillen vor ihrem Herrn zu verbergen, namentlich in jenen Tagen nicht, wo er es versuchte, sie durch Liebe und Sanftmuth zu erziehen. Dann war ihre Laune unerträglich, wogegen sie ordentlich aufzuleben schien, und sich auf ihrem schönen Gesichte Frohsinn und Heiterkeit abspiegelte, wenn sie Scheltworte und die schlechteste Behandlung mit oder ohne Veranlassung zu ertragen hatte.

Seit einigen Tagen war in dem Hause vollkommen ruhiges Wetter gewesen, ja Herr Blaffer hatte sich auffallend sanft benommen und sogar einmal die Aeußerung gethan, er sehe ein, das passe sich eigentlich nicht, daß Maria in seinem Hause alle die niedrigen Dienste versehe, und er finde es angemessen, nächstens ein wirkliches Dienstmädchen anzustellen. Diese Aeußerung hatte dem Herrn Beil einen Stich in's Herz gegeben, und er setzte seine Beobachtungen um so eifriger und genauer fort, als Maria ihm sichtlich auswich, oft in tiefen Gedanken vor sich hinstarrte und sich durch keinen lustigen Einfall aufheitern ließ.

Obgleich der Commis, wie schon gesagt, das Mädchen liebte, so sind wir doch durchaus nicht berechtigt, an eine Gegenliebe zu glauben. Sie benahm sich gegen ihn nicht freundlicher und zuvorkommender als gegen jeden Anderen, und Herr Beil warf während vieler

ſchlimmen Stunden in ſeinem Kopfe die ſchreckliche Vermuthung umher, irgend ein unternehmender junger Mann habe ſich vielleicht in ihr Herz geſchlichen und mache es unempfänglich für all' die Beweiſe von Zuneigung und Liebe, die er ihr ſchon gegeben.

Unterdeſſen hatte ſie den Tiſch gedeckt, das mehr als beſcheidene Eſſen aufgetragen, und die Drei ſetzten ſich dazu hin, ziemlich ſtumm und einſylbig; der Lehrling ließ den Kopf hängen, der Commis hatte keine guten Einfälle, und wenn er einen höchſtens halbwegs ordentlichen zu Tage brachte, ſo hatte dieſer nur die Wirkung, daß das Mädchen, das, ohne einen Biſſen anzurühren, auf ihren Teller hinſtarrte, erſchrocken in hie Höhe fuhr und mit einem ſehr erkünſtelten Lächeln um ſich ſchaute.

Vierzehntes Kapitel.

Häusliche Scenen.

Auf dem Kirchhofe der Stadt, den wir in einem der vorigen Kapitel verließen, fanden, wie der geneigte Leſer bereits weiß, an jenem Morgen zwei Begräbniſſe Statt. Das erſte, das vornehmere, war das einer ſehr alten und ſehr adeligen Stiftsdame, die es ihren nun lachenden Erben recht ſauer gemacht hatte. Es war eins von jenen kränklichen Weſen, von denen man achſelzuckend ſpricht: „und ſie lebt immer noch?" — eine Frage, die aber Jahrzehnte und Jahrzehnte mit einem „Ja!" beantwortet wird. Endlich aber hatte der unerbittliche Tod das hochadelige Wappen nicht länger geachtet und der alten Dame zum letzten Reigen die Hand gereicht,

was ihr gerade in diesem Augenblicke sehr unangenehm und unerwartet kam, denn es kreuzte einige Entwürfe, die sie nächstens auszuführen beschlossen hatte. Aber da wir Alle des Todes allerleibeigenste Sklaven sind, so genügte, wie schon gesagt, ein Wink von diesem Tyrannen, und sie, die gestern noch in dem Hofcercle so außerordentlich recherchirt war, und so angenehm mit den hohen und höchsten Herrschaften geplaudert hatte, ließ nun Fächer und Blumen plötzlich den steifen Fingern entgleiten und streckte sich lang aus, jenen gewissen eigenthümlichen Zug im Gesichte, den alle glücklichen, zufriedenen Menschen, wie zum Beispiel ihre gestrige Gesellschaft, nicht ohne einen unerklärlichen Schauder anzusehen vermögen.

Die Stiftsdame war sehr vornehm und sehr stolz gewesen; doch hatte sie sich in allen Ständen der Gesellschaft einen freundlichen Namen erworben, denn sie gab den Armen und sonstigen Hülfsbedürftigen nicht ungern, namentlich aber da, wo die öffentlichen Blätter ihre Gabe, Größe und Zweck derselben, in mehreren dankerfüllten Zeilen dem allgemeinen Publikum tiefgehorsamst ersterbend hinstammelten.

Sie war zur selben Stunde gestorben, wie das kleine Schwesterchen der Tänzerin, nächtlicher Weile, als noch tiefe Schatten über Wald und Flur lagen. Vielleicht hatten die beiden aufschwebenden Seelen einen und denselben Weg, und zogen, nachdem alle Standesunterschiede abgestreift, Hand in Hand dahin. Sollte aber auch sogar der Tod dieses Gleichheitsprinzip nicht durchzusetzen vermögen, so könnten wir auch vielleicht annehmen, der arme kleine Engel sei gerade zur rechten Zeit mit der alten Stiftsdame gestorben, um, hinter ihr drein gleitend, die lange weiße Schleppe zu tragen. Wenn sich aber zufällig ihre Wege theilten, und die kleine unschuldige Seele, an Freuden und Erlebnissen leicht, lustig aufwärts flatterte, während die andere, an Thaten und an Ehren reich, nicht im Stande war, sich so weit empor zu schwingen, so blickte sie vielleicht

zum ersten Male sehnsüchtig nach dem armen Kinde und sprach ein leises Gebet, es möge droben ein stilles Fürwort für sie einlegen, oder es möge die kleinen Händchen niederstrecken und sie mit sich empor ziehen.

Das sind übrigens Ansichten und Phantasieen, und das Wahre an der Sache ist, daß das Kind, wie wir bereits wissen, in einem Winkel beerdigt wurde, während der Leichenconduct der Stiftsdame sich über den schönsten Theil des Kirchhofes verbreitete, und dort bei der Begierde, die vortreffliche Rede zu hören, von manchem stillen, bescheidenen Grab Immergrün und Epheu schonungslos niedertrat.

Der Zug war in jeder Hinsicht imposant zu nennen. Da waren alle Schichten der Gesellschaft vertreten, da fuhren glänzende Wagen in der königlichen Livree, denen der Prinzen, der hohen Würdeträger bei Hof, der Minister, des niederen Adels, der reichen Bürgerschaft, der Beamtenwelt, kurz, wer eine Equipage hatte, die sich anständiger Weise hinter die lange Reihe anschließen konnte. Da saßen die Kutscher der höchsten Herrschaften gravitätisch auf ihrer Bockdecke, die Peitsche hoch, das wettergebräunte Gesicht und die rothen Nasen mit einem leichten künstlichen Anflug von Schwermuth schattirt; da kamen ihre minder vornehmen Collegen mit minder vornehmer Haltung, aber in ihren reichsten Anzügen; ihnen folgten endlich die Kutscher der Anverwandten in der schwarzen Trauerlivree, Florepaulettes auf den Schultern, ganz in schwarzes Tuch gekleidet und mit ziemlich zerknirschter Miene. Daß die meisten Wagen leer fuhren, versteht sich von selbst; ihnen schloß sich erst eine unendliche Reihe Fußgänger aller Stände an, würdevoll einher schreitend, den Blick zu Boden, die eine Hand vielleicht in die Brust des Paletots vergraben, und in leisem Gespräch, natürlicher Weise handelnd von den Tugenden der Verblichenen. Wenn man aber auch über andere Dinge sprach, so gab man sich doch das Ansehen, als sei

man mit Leib und Seele bei dem traurigen Geschäfte, und es wurde vielleicht über einen Proceß, ein Avancement, über die Fünfprocentigen oder die Preise von Baumwolle und Käse nur mit hoch emporgezogenen Augenbrauen gesprochen, begleitet von ernstem, würdigem Kopfnicken und salbungsvoll herabhängender Unterlippe.

Die Gefühle der meisten Leidtragenden, wenn sie nicht gerade den nächsten Verwandten angehören, treten in ihren Contrasten während des Hin- und Herweges am schärfsten bei einem militärischen Begräbnisse hervor. Wie dumpf und schauerlich wirbeln die Trommeln, wie klagen die Hörner in einzelnen schwermüthigen Accorden auf dem Hinwege, wie abgemessen und langsam ist der Schritt der Colonne, die mit dem Kameraden geht, und wie ernst und düster die Haltung, mit der sie um das Grab stehen, bis es zugeschaufelt ist. Sobald dies aber geschehen, hebt der kleine Tambour seine Trommel in die Höhe, schraubt das Kalbfell schraffer und spuckt auch gelegentlich und verstohlen in die Hände, um seine Schlegel recht behend und flink rühren zu können, denn kaum haben sie dem Kirchhof den Rücken gekehrt, so schwingt der Tambour-Major schon mit einer ganz anderen Miene seinen Stock, und die Trommeln, auf denen es vorhin klang: drum — drrum — drrrrrum — drrum — drnm — drrrrum! schallen jetzt: Rataplan — rataplan — rataplan — plan — plan, und darauf fällt die Musik ein, aber lustig, heiter und schmetternd; der Choral ist vergessen und irgend ein klingender Marsch führt die Truppen, nun um einen stillen Mann weniger, nach der Kaserne zurück.

Bei bürgerlichen Begräbnissen ist das, wenn auch mit weniger Geräusch und weniger auffallend, die gleiche Geschichte. Die würdigen Kutscher wenden ihre Wagen nach der Ceremonie um und suchen einer an dem andern vorbei in vollem Trabe nach Hause zu kommen, wobei es denn nicht selten eine Bemerkung,

ein Wort setzt, das durchaus nicht passen will zu der ernsten Haltung von so eben. Von den Fußgängern sind manche draußen vor dem Thore geblieben, denn der Rasen ist feucht, Erkältungen in dieser Jahreszeit sehr gefährlich, und der Anblick der stillen Hügel mahnt auf so unangenehme Art an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Was nun aber, erbaut von der Predigt, wieder heraus kommt, löst sich in einzelne Gruppen auf und geht plaudernd, guter Dinge, auch wohl lachend nach Hause; Mancher schlägt für sich sein Rataplan und denkt: es ist gut, daß ich diesmal noch zu den Begleitern gehöre.

Unter den Haufen, die sich an diesem Morgen nun nach allen Seiten hin zerstreuen, bemerken wir einen dicken Herrn, mit stattlichem, umfangreichem Oberkörper, aber etwas gekrümmten Beinen, die wahrscheinlich der Last, die sie Jahre lang tragen mußten, am Ende erlagen, nachgaben und etwas Sichelförmiges annahmen. Der schon ziemlich alte Herr hat ein volles, wohlwollendes Gesicht und gibt sich offenbar die Mühe, namentlich wenn er grüßt, sehr würdevoll und gravitätisch auszusehen. Zu diesem Zweck zieht er alsdann seine Augenbrauen finster zusammen, ist aber nicht im Stande, einen lachenden Zug um den gutmüthigen Mund zu vertilgen, weshalb sein Gesicht bei diesen Veranlassungen meistens in einer lustigen Composition von Ernst und Scherz erscheint. Zu beiden Seiten desselben gehen zwei junge Männer von einigen dreißig Jahren, der Eine blond, mit einem offenen, gutmüthigen Gesicht, nachdenkenden Augen, in welchen man hie und da Zerstreutheit liest, der Andere mit dunklem Haar und Backenbart, mit einer Brille auf der Nase, hinter der sich ein paar stechende Augen befinden.

„Ich sage euch," bemerkte der alte Herr, indem er ruhig eine Prise nahm, „die verstorbene Stiftsdame war eine respektable Frau. Was hat sie nicht Alles den Armenanstalten unserer Stadt gethan, und wie herablassend war sie nicht gegen Jeden,

der mit ihr umging! — — Herablassend sage ich und wiederhole es; sie, eine Baronesse von einem der besten Häuser! Hat sie nicht meine Frau, so oft sie uns besuchte, mit — mit — wie soll ich sagen? — ja, mit wahrer Freundschaft behandelt!"

„So oft sie zu uns kam!" versetzte spöttisch der Herr mit der Brille. „Aber welches waren die Veranlassungen zu diesen Besuchen?"

„Nun," entgegnete der alte Herr, indem er die Hände von sich streckte, „die Veranlassungen waren die edelsten und besten; sie veranstaltete Sammlungen zur Ausstattung armer Mädchen und zur Unterstützung hülfsbedürftiger alter —"

„Schnapstrinker."

„Wa—s?" fragte der alte Herr, der dies Wort nicht recht verstanden hatte. — „Und abgesehen von diesen Besuchen begegneten wir ihr nie am dritten Orte, ohne daß sie ein charmantes Lächeln, eine freundliche Begrüßung für uns hatte."

„Und für unsere Kasse," warf der Andere ein. „Sonst aber ließ sie uns, wie ich es auch begreiflich finde, auf der Stufe stehen, zu der wir gehören, und wenn sie auch gnädiger Weise zu uns herabstieg, so konnten wir doch verschlossene Thüren finden, wenn wir es uns einfallen ließen, einmal eine Treppe höher anzuklopfen."

Der alte Herr zuckte die Achseln und sagte: „das finde ich ganz in der Ordnung; streng geschiedener Rang und Stand ist durchaus nothwendig, und daß das auch in meinem Hause so gehalten wird, darein setze ich meinen Stolz."

„Namentlich Mama," sagte träumerisch der andere junge Mann mit dem blonden Haar.

„Allerdings; deine Mutter ist von strengen Grundsätzen, und das ist ein Segen, der im ganzen Hauswesen sichtbar wird."

„Nur bei Einem dieses Hauswesens," bemerkte lachend der mit der Brille, „ist von diesem Segen nicht viel zu sehen. Arthur hat von den Grundsätzen Mama's nie viel profitirt."

„Arthur iſt leider ein Künſtler," entgegnete der alte Herr, „und kommt hiedurch in Kreiſe und Berührungen, die freilich nicht beſonders gut auf ihn einwirken, aber —"

„Laßt doch die Geſchichten gehen!" meinte der mit dem blonden Haar. „Ich weiß nicht, Alfons, daß du nie mit deinen Neckereien und Sticheleien aufhören kannſt; wahrhaftig, das wird am Ende unerträglich, und du kannſt keine Stunde damit ſtill ſein. Ich möchte nicht deine Frau ſein."

„Und ich nicht der Mann deiner Frau," entgegnete Alfons mit einem unangenehmen Lächeln.

Bei welchen Worten über das Geſicht des andern jungen Mannes etwas wie ein leichter Schmerz zuckte. Er biß ſich auf die Lippen, reichte dem dicken Herrn die Hand und ſagte: „ich muß einen Augenblick nach Hauſe, komme aber ſpäter. Adieu Papa!"

Das Zwiegeſpräch der beiden jungen Leute war ziemlich leiſe geführt worden, und der alte Herr, der einen Schritt voraus war, hatte es nicht ſo recht verſtanden. Er reichte dem Abſchiednehmenden die Hand und rief ihm dann nach: „vergiß nicht zu Tiſche zu kommen, Eduard; du weißt, Mama hat euch eingeladen."

Darauf ging er mit dem Herrn, welcher die Brille trug und der ſein Schwiegerſohn war, die gerade Straße hinab, der Andere dagegen, ſein wirklicher Sohn, bog links ein und ſchritt langſam einem großen Hauſe zu, in deſſen erſtem Stock er wohnte.

Es war, wie wir wiſſen, Winter, und ein ziemlich kalter und rauher Morgen. Auf der Treppe des Hauſes ſaß ein kleines Mädchen von vielleicht drei Jahren, in einem eleganten feinwollenen Kleidchen, aber es ſaß auf dem kalten Steine und ſeine Aermchen und Nacken waren ganz roth vor Kälte.

Der junge Mann trat erſchrocken näher, hob das Kind auf und fragte: „Was thuſt du hier, Anna? Warum biſt du nicht

droben im warmen Zimmer? — Wer hat dich so allein auf die Straße gelassen? — Ist Oscar droben oder wo ist er?"

Das kleine Mädchen, ein hübsches Kind mit klaren braunen Augen, lächelte über die hastigen Fragen des Papa's. „Ich bin herunter gegangen," entgegnete es, „die Thüre war offen, Oscar ist freilich auch mit gegangen, aber er ist um die Ecke gelaufen, und will sich um einen Sechser Bindfaden kaufen."

„Und Mama ist oben?"

„Ich glaube wohl," erwiderte das Kind gleichgültig, „habe sie aber schon lange nicht mehr gesehen."

Der junge Mann biß die Zähne über einander, nahm seine Tochter auf den Arm und stieg hastig in den ersten Stock des Hauses, vor dem dies kleine Zwiegespräch geführt wurde. Eine breite und hohe Glasthüre, die von der Treppe auf den Gang führte, stand offen; links befand sich Küche und Kinderzimmer, und aus dem letzteren erscholl ein lautes und lustiges Lachen. Der Hausherr setzte das Kind auf den Boden und schritt rasch auf die Thüre zu, hinter welcher es so fröhlich zuging. Er öffnete sie heftig und sah, was er auch nicht anders erwartet, seine sämmtliche Dienerschaft, Köchin, Stubenmädchen und Kindsfrau in heiterer Unterhaltung begriffen, während draußen die Thüre offen stand und während eines seiner lieben Kinder fast unangezogen in der Kälte vor der Hausthüre saß, und das andere, ein Bübchen von vier Jahren, ohne Aufsicht in der Nachbarschaft herum lief. Man hätte es dem Vater nicht verdenken können, wenn er in diesem Augenblicke seinen Spazierstock zu einem andern Zwecke benutzt hätte; doch bezwang er sich und fragte mit ernster und fester Stimme: „Wo sind die Kinder?"

In dem Augenblicke, wo der Hausherr erschien, hatte jede der drei dienenden Damen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und Geistesgegenwart irgend ein Stück Arbeit ergriffen; die Köchin that, als habe sie sich ein Haushaltungsbuch geholt, das

Stubenmädchen fuhr mit der Schürze leicht über den Tisch, und die gewissenhafte Hüterin der Kinder nahm etwas Wäsche aus einem neben ihr stehenden Korbe.

„Die Kinder waren im Augenblicke da," sagte die Letztere mit ziemlich gleichgültigem Tone, „sie werden im Salon oder Schlafzimmer sein."

„Sie werden sein!" entgegnete heftig der junge Mann. „Ist das auch eine Antwort: sie werden sein? Sind Sie vielleicht dazu da, um mir so unbestimmte Antwort über das Ihnen Anvertraute zu geben?"

Die also Angesprochene zuckte die Achseln; die Köchin sah ihren Herrn mit einem unfreundlichen Blick an, und das Stubenmädchen eilte naserümpfend hinweg, und man hörte sie draußen auf dem Gange sagen: „es ist doch in dem Hause keine Ruhe, jetzt haben wir schon wieder Aerger und Lärmen!"

„Anna saß vor der Thüre auf der kalten Treppe," sprach der Vater des kleinen Mädchens, indem er sich gewaltsam bezwang, „und mein Bube läuft ohne Aufsicht in der Nachbarschaft herum. Heißt das vielleicht Ihre Pflicht erfüllen?"

„Die Kinder sind erst vor ein paar Sekunden fort gegangen. Anna kann sich kaum niedergesetzt haben und Oscar muß da unten vor dem Hause sein."

„So gehen Sie augenblicklich und holen ihn; schließen Sie die Glasthüre zu und behalten hier die Kinder bei sich im warmen Zimmer. Ich sage Ihnen, Frau Bendel, nehmen Sie sich ja in Acht oder es geht mit uns Beiden auf eine sehr unangenehme Art auseinander."

„Ich thue was ich kann," entgegnete die Person weinerlich; „aber ich weiß, Sie mögen mich nicht leiden und wenn Madame nicht so mit mir zufrieden wäre, so hätte ich schon lang dieses Haus verlassen."

Der Hausherr gab weiter keine Antwort, doch ballte er die

rechte Faust heftig zusammen, seufzte tief auf und trat anscheinend ruhig in das Zimmer seiner Frau.

Obgleich es bereits eilf Uhr war, hatte Madame doch eben erst ihren Kaffee getrunken. Sie war eine junge und hübsche Frau mit stark blondem Haar, welches noch vollkommen unfrisirt unter einer zerzausten, aber mit Blumen besetzten Haube stak. Der übrige Anzug paßte hiezu: sie trug einen wohl feinen und eleganten Morgenrock, doch hatte sie ihn weder um ihre schlanke Taille zusammen gezogen, noch oben gehörig befestigt, und hatte, um die hierdurch entstandenen Blößen zu bedecken, darüber eine Sammtmantille geworfen, die, nur für die Straße bestimmt, jetzt an der Rücklehne und auf dem Sitz grausam zerknittert wurde.

Madame erhob nicht den Kopf beim Eintritte ihres Gemahls, ja sie gab dem kleinen Fauteuil, in welchem sie saß, durch einen heftigen Ruck eine solche Richtung, daß sie dem Eintretenden den größten Theil ihres Rückens zuwendete.

„Ich bin es, mein Kind," sagte der junge Mann mit ziemlich sanfter Stimme.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich bin so eben von dem Begräbniß der Fräulein von M. zurückgekehrt; du warst noch nicht auf, als ich ging. Wie befindest du dich, hast du gut geschlafen?"

Madame zuckte statt aller Antwort die Achseln und öffnete phlegmatisch ein Buch, das in ihrem Schooße lag.

„Ich möchte wissen, wie du geschlafen hast," fuhr der junge Mann mit etwas stärkerer Stimme fort.

Worauf sie abermals die Achseln zuckte, den Kopf halb herum warf und mit moquantem Tone entgegnete: „was kümmert dich meine Nachtruhe, überhaupt meine Ruhe? Man hat ja vor dir doch keinen Frieden, nicht bei Tag, nicht bei Nacht."

„Wie, du hast vor mir keinen Frieden?"

„Oh!" entgegnete Madame mit aufgeworfener Oberlippe, „es

war recht ruhig, so lange du fort warst, aber kaum betrittst du das Haus, so beginnt gleich wieder dein Schelten mit den armen Dienstboten."

„Mit den armen Dienstboten!" erwiderte er, indem sein sonst so sanftes Auge anfing aufzuflammen. „Ah! mit den armen Dienstboten! Hat Jungfer Babett wieder rapportirt? es ist übrigens gar nicht einmal der Fall, daß ich besonders heftig geworden bin, obgleich ich, bei Gott im Himmel! die gegründetste Ursache gehabt hätte."

Es erfolgte keine Antwort, vielmehr schien sich Madame eifrig in die Lectüre ihres Buches zu vertiefen.

„Du weißt natürlicher Weise nicht, wo die beiden Kinder sind?"

„In sehr guten Händen, hoffe ich; die Kindsfrau hat mein volles Vertrauen."

„Nun denn, als ich eben nach Hause komme — es hat beiläufig gesagt zwölf Grad Kälte — sitzt Anna in einem dünnen Kleidchen vor der Hausthüre, und Oscar läuft in der Nachbarschaft herum, die drei Frauenspersonen aber sitzen drüben in dem Zimmer, plaudern auf's Eifrigste und thun nicht, als ob überhaupt Kinder für sie in der Welt wären."

„Und das wundert dich?" sagte Madame nach einer peinlichen Pause.

„Wie verstehe ich deine Frage?"

„Anna wird an die Treppe gelaufen sein, ihren lieben Papa zu empfangen, ihm ihren guten Morgen zu bringen, ihm zu schmeicheln. Es könnte das eigentlich komisch erscheinen; die Kinder werden ja förmlich dressirt, dich als erste, ja ich möchte sagen, als einzige Person im Hause zu betrachten."

„Und wer dressirt die Kinder so, um mich deines Ausdrucks zu bedienen?"

„Nun, wahrscheinlich du."

„Und wenn dir nun meine Dressur zuwider ist, warum über-

nimmſt du nicht einmal dieſe Mühe? Es wäre doch wahrhaftig deine Pflicht als Mutter, die Kinder zu unterweiſen. — Aber," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „dann müßteſt du ſie freilich ein paar Stunden des Tages um dich haben, und das wäre zu viel verlangt."

„Ich ſehe die Kinder, ſo oft es nothwendig iſt," entgegnete Madame gereizt.

„Heute Morgen ſchien es dir alſo noch nicht nothwendig, denn wie mir Anna ſagte, haſt du noch nicht ein einziges Wörtchen zu ihr geſprochen. — O Bertha! Bertha!" ſetzte er mit weicherer Stimme hinzu, „es iſt faſt ſchon die Hälfte des Tages vorüber und du haſt deine Kinder noch gar nicht geſehen. Ich muß dir geſtehen, ich begreife das nicht, mir iſt es am Morgen der ſüßeſte und liebſte Anblick, wenn ich die lieben und unſchuldigen Geſichtchen ſehe."

„Ha! ha! ha!" lachte Madame überlaut, „natürlicher Weiſe dein ſüßeſter Augenblick, du haſt mich ja vorher geſehen, und darauf brauchſt du begreiflich eine Erholung. — Aber der kleinen Katze," fuhr ſie fort und nickte heftig mit dem Kopfe, „werde ich's doch noch ernſtlich und fühlbar vertreiben, beſtändig meine Angeberin zu machen. — Ein anderer Mann freilich würde auf das Gerede der Kinder nichts geben, aber du biſt glückſelig, ſobald es dir gelungen iſt, eine Gelegenheit zum Zanken vom Zaune zu brechen."

„Hat das Kind Unwahrheit geſprochen, haſt du ihm vielleicht ſchon heute Morgen ein freundliches Wort geſagt?"

Es erfolgte wieder einmal keine Antwort, vielmehr ſchlug Madame eifrig ein paar Blätter des Buches um.

Der junge Mann wiederholte gelaſſen ſeine Frage zwei bis dreimal, dann ſchwoll aber die Ader ſeiner Stirne und er klemmte die Unterlippe zwiſchen die Zähne. „Du wirfſt mir immer vor," ſagte er endlich mit gepreßter Stimme, „ich bräche die Gelegenheit, mit dir zu zanken vom Zaune. Daß es Zank und Streit in

dieſem Hauſe genug gibt, es iſt nur zu wahr; der Friede iſt leider aus dieſen Gemächern und hier aus dieſem Herzen gewichen, aber freilich nicht meine Anhänglichkeit an dich, meine innige Liebe zu den Kindern."

Madame zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„Dieſe Anhänglichkeit und Liebe," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „halten mich wie Ketten an dich, an dies Haus das mir ſchon oft zur Hölle, zu einem Orte der fürchterlichſten Marter geworden iſt. Dafür ſind es aber auch wirkliche Ketten, die ich tragen muß; ich bin leider nicht Mann genug, ſie zu brechen, und ſie machen mich zum Sklaven deiner Laune, die fürchterlich unerträglich iſt."

Madame blickte finſter in die Höhe.

„Ich habe geſagt, deiner Laune, denn ich will dir zu meiner eigenen Beruhigung nicht einmal wirkliche Fehler zuſchreiben, ſondern es ſollen meinetwegen nur Launen ſein, die dich veranlaſſen, deine Kinder den Dienſtboten zu überlaſſen, und wenn ich, dein Mann, mich über die Nachläßigkeit deiner Dienſtboten beklage, ihnen noch Recht zu geben. — Es ſoll Laune ſein, Bertha, wenn deine fürchterliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was mir, den Kindern im Hauſe geſchieht, mich zur Verzweiflung bringt. Es ſoll Laune ſein, wenn aus deinem Munde Tage, Wochen lang kein angenehmes, liebreiches Wort kommt, wenn du Alles mit verdrießlichem, moquantem Blick betrachteſt, wenn dich im reichſten Sonnenſcheine des Lebens jener Glanz nicht freut, der dich umgibt, ſondern dich jede Fliege ärgert, die um dich ſummt, wenn du das tauſendfach Gute und Schöne, was dir Gott verliehen, nicht ſehen willſt, und du dagegen emſig nach einer kleinen Wolke ſpähſt, damit du einen Vorwand haſt, mir ein verdrießliches Geſicht zu machen."

„Phraſen! Phraſen! unausſtehliche Phraſen!" entgegnete achſelzuckend Madame, „Reden, die ich ſchon zum Ueberdruß gehört."

„Und ich nenne ferner Laune," fuhr unerschütterlich der Gemahl fort, „wenn du — ja, ich will sagen — eine junge schöne Frau, die in der Nettigkeit ihres Anzugs dem ganzen Hause ein Muster geben sollte, um eilf Uhr Morgens so erscheinst — — — — wie du hier vor mir sitzest."

Einen Augenblick schien Madame über diese letzte Rede, wie sie es schon einige Mal vorher gethan, mitleidig lächeln zu wollen. Doch warf sie verstohlen einen Blick in den Spiegel, und da sie vielleicht finden mochte, daß ihr Gemahl nicht so ganz Unrecht, ja vielmehr vollkommen Recht habe, so flog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht, sie preßte die Lippen heftig auf einander und öffnete sie alsdann wieder, als wolle sie etwas zornig erwidern, doch siegte ihr angebornes Phlegma, jene Gleichgültigkeit, von der ihr Mann sagte, daß sie ihn zur Verzweiflung brächte, über diese Aufwallung. Sie warf ihm einen finsteren, verdrießlichen Blick zu, dann senkte sie den Kopf auf ihr Buch herab und vergrub sich tief in den Fauteuil.

Der junge Mann war, wie er vorhin sagte, in der That der Sklave seiner Frau; und seine Sklaverei war von der härtesten Art. Hätte er ihr Gemüth besessen, hätte er Gleichgültigkeit mit Gleichgültigkeit erwiedern können, so würden die Beiden eine Ehe geführt haben, wie leider so viele andere. Ja, oder wäre sie bei seinen Reden ebenfalls heftig geworden, hätte ihr volles Herz ausgesprochen, hätte ihre Ansichten, ihre Ideen, ihre Gründe für dies und das mitgetheilt, so wäre nach einem kleinen, oft wohlthätigen Sturme Alles wieder im gleichen Geleise gegangen. Da sie aber das nicht that, da sie bei jeder Veranlassung die Gekränkte und Mißhandelte spielte, wenn er, ein offener, ehrlicher Charakter, ein rasches Wort dazwischen warf, und da sie dies Spiel mit außerordentlicher Gewandtheit fortsetzte — es war auch wohl ihr wirkliches Gefühl — so glaubte er am Ende fast beständig, er sei zu weit gegangen, und bot also wieder die Hand zur Versöhnung.

Auch heute ging er, die Hände auf den Rücken gelegt, eine Zeit lang unmuthig auf und ab, wobei er es aber nicht unterlassen konnte, von Zeit zu Zeit einen Blick nach seiner Frau zu werfen und dann jedesmal zusammen zuckte, wenn sie so ruhig und theilnahmlos in ihrem Buche weiter las.

„Ah! Bertha," sagte er endlich nach einem längeren Stillschweigen, „es kann wahrhaftig nicht so fortdauern, das mußt du einsehen. Glaube mir, unser ganzes Hauswesen geht dabei zu Grunde."

Es erfolgte natürlicher Weise keine Antwort.

„Unsere Kinder, die armen, kleinen, lieben Kinder leiden sehr darunter Noth, wenn du, ihre Mutter, dich nicht um sie bekümmerst."

Keine Antwort.

„Es sollte dir ja ein Vergnügen sein," fuhr er zitternd vor Aufregung und doch mit erzwungener Ruhe fort, „ihre kleinen Spiele zu überwachen, sie zu beaufsichtigen, oder wenn du das nicht willst, nur deinen Dienstboten einzuschärfen, daß sie ihre Pflicht thun. Es ist das ja eine Kleinigkeit."

Madame schien eifrig und mit großer Aufmerksamkeit zu lesen.

„Ueberhaupt," fuhr er wärmer fort, „wäre es deine Pflicht und Schuldigkeit, nach deinem Hauswesen, deinen Dienstboten zu sehen; ich will dir ja gewiß nicht verwehren, zu thun, was jede Frau deines Standes thun darf: Besuche zu machen, zu lesen; aber es muß doch auch eine Zeit geben, wo du begreifst, daß du nicht blos dazu auf der Welt bist."

Madame zog ihre Augenbrauen in die Höhe, als interessire sie eine Stelle in dem Buche außerordentlich.

„Dann kann ich dich auch versichern, Bertha, daß du eine große Beruhigung in der Erfüllung deiner Pflichten finden wirst, daß das dein an sich etwas trauriges Gemüth erheitern wird, und dich der Wahn verläßt, als seiest du eine unglückliche Frau. —

— Ja ein Wahn, ein schrecklicher Wahn, mein Kind," setzte er etwas heftiger hinzu; „du bist von Gott begünstigt wie wenige, du lebst nicht nur behaglich, sondern sogar glänzend; dein Mann, deine Kinder sind gesund — sage, was willst du mehr? Hast du kein beneidenswerthes Loos, hast du keine glückliche Existenz getroffen? — Und doch beständig traurig, beständig verdrießlich! — Oh! das ist unerträglich!" rief er ausbrechend, „ganz unerträglich, und wenn ich es auch schon lange in Geduld ertragen, so wird dieselbe doch bald zu Ende sein, denn ein solches Leben führe ich länger nicht mehr!"

Nachdem der junge Mann an der Thüre, wohin er geeilt, noch einen Augenblick gewartet, ob sie nicht vielleicht doch noch ein versöhnendes Wort von sich hören ließe, ein einziges kleines Wort, ja nur einen sanften oder freundlichen Blick, der ihm — wir sagen leider! — Veranlassung gegeben hätte, wieder gegen die Frau einzulenken, nachdem er so eine Zeit lang vergebens gewartet, ging er in erneuertem Zorne durch die Thüre und stieß sie hinter sich ziemlich unsanft in's Schloß.

Auf seinem Arbeitszimmer angekommen, warf er sich in seinen Schreibstuhl und blickte, tiefes Weh im Herzen, rings in dem elegant, ja reich möblirten Gemache umher. Hier war für jede Bequemlichkeit des Lebens gesorgt, hier standen Luxusgegenstände aller Art, und die ganze Einrichtung verkündigte einen reichen Besitzer. Er stützte die Arme auf die beiden Lehnen des Sessels und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken. Wie hatte er seine Frau geliebt! Wie hatte er sich ein häusliches Glück so schön und zart ausgemalt, einen Familienkreis mit lieben Kindern, eine behagliche Existenz in seinen vier Pfählen, unberührt vom Sturme des Lebens. Ach! und wie war die Wirklichkeit geworden! Hier in seinem Innern sauste der Sturm und riß die schönsten Blüthen ab, und wenn er ja einmal Frieden haben wollte, mußte er sein Haus verlassen, um unnatürlicher Weise Ruhe und Frieden im

Gewühl der Welt zu ſuchen und zu finden. Wie hatte er ſich jene Abende ſo freundlich und ſchön ausgemalt, an dem großen runden Tiſche ſitzend, beim hellen Schein der Lampe, mit ihr ſo vergnügt und freundlich zu plaudern, Beide traulich in die Ecke des Sopha's geſchmiegt, während draußen die Feinde aller Geſelligkeit, Wind und Regen, an die Fenſter ſchlugen. — Ach! auch das hatte er nicht gefunden, und wenn zu Hauſe die Lampe angezündet wurde, ſo verließ er meiſtens ſeine Wohnung und ſuchte in einem Kreis von Bekannten, was er zu Haus nicht fand. —

Lange ſaß er ſo vor ſeinem Pulte in tiefe Träumereien verſunken, um endlich achſelzuckend in die Höhe zu fahren und ſich ſelbſt zu verſichern, daß er vor der Hand kein Mittel wiſſe, dieſen Zuſtand zu ändern. Er ſah ſein Leben dahin ziehen in einer Abhängigkeit, in einer Sklaverei, ärger als die, welche mit hochgeſchwungener Peitſche zur angeſtrengteſten Arbeit treibt.

Madame ihrerſeits hatte nicht ſo bald die Thüre ſich ſchließen geſehen, als ſie das Buch, welches ſie in der Hand hielt, heftig auf den Boden warf und mit den Füßen weit von ſich ſtieß. Sie legte ihren Kopf in dem Fauteuil zurück, kaute heftig an den Nägeln und murmelte endlich, während ſich ihre Bruſt heftig hob: „nein, dieſe ewigen Quälereien ſind nicht mehr zu ertragen! Iſt es nicht bald ſo weit mit mir gekommen, daß ich auf Commando bald lachen, bald weinen ſoll? Auf welch empörende Art bin ich von ihm überwacht! Nicht blos, was ich ſage, was ich thue, nein! nein! jeden meiner Blicke beobachtet er und glaubt, es brauche nichts mehr als ſeinen Befehl, um mich heiter und glücklich zu ſtimmen. — Ah! das iſt ein unerträgliches Leben, ein Leben voll Elend und Knechtſchaft! Was nützt mich der Reichthum, der mich umgibt, bin ich nicht in all' dieſer Pracht und Herrlichkeit eine elende Sklavin?“

Der geneigte Leſer kann ſich denken, daß nach dieſer häuslichen

Scene der junge Mann allein zum Diner in's elterliche Haus ging, Madame schützte Kopfweh vor und blieb zu Hause.

Fünfzehntes Kapitel.

Lebende Bilder.

Das Haus des Commerzienrathes Erichsen war in jeder Beziehung auf das Reichste und Comfortabelste eingerichtet. Die Familie bewohnte den ersten Stock; unten waren Comptoir und Kassen.

Den Chef des Hauses haben wir bereits kennen gelernt, ebenso seinen Schwiegersohn, Herrn Alfons, den Mann mit dem schwarzen Haar und der Brille. Er hatte Marianne, die einzige Tochter des Banquiers, geheirathet, und die Mutter, die sich eher entschließen konnte, den Sohn als die Tochter aus dem Hause zu lassen, räumte der Letzteren den zweiten Stock ihrer Wohnung ein, was um so weniger auffiel, da Herr Alfons Theilhaber des Banquiergeschäfts war, und in geschäftlicher Beziehung die rechte Hand des Commerzienrathes.

Dieser würdige Herr war nominell das Haupt der Familie; in Wahrheit aber schwang die Commerzienräthin ein eisernes Scepter und regierte fast völlig unumschränkt. Wir sagen fast völlig unumschränkt, denn der Einzige im ganzen Hause, der es hie und da wagte, ihr offen entgegen zu treten und der auch zuweilen ihr gegenüber Recht behielt, war ihr Schwiegersohn.

Der Commerzienrath, ein heiterer Mann, der gern lebte und leben ließ, hatte sich schon zu Anfang der Ehe die Zügel aus den Händen winden lassen, indem er viele Concessionen machen mußte,

um die Hand der reichen Bürgerstochter zu erhalten. Er wurde von dieser stolzen Sippschaft durchaus nicht als ebenbürtig betrachtet, denn einige freundliche Basen hatten nachgewiesen, daß sein Großvater zwei Brüder gehabt, von denen der eine als Rathsdiener starb, und der Andere lange Jahre der selbst eigenhändige Betreiber und schaumschlagende Besitzer einer Barbierstube gewesen. Wenn man dagegen die lange Linie stolzer Vorfahren der jetzigen Commerzienräthin betrachtete, so konnte man eine Mißheirath nicht läugnen. Da folgten sich in stolzer Reihe Stadt-, Kanzlei-, Justiz-, Regierungs-, Hof- und andere Räthe, und eine Seitenlinie hatte sich sogar in ein adeliges Geschlecht verwachsen, während von dem Urahnherrn der Familie zweifelhaft war, ob er nicht sogar ein heruntergekommener Edelmann gewesen sei; wenigstens deutete man so das Wappen mit zwei Beilen, während dagegen boshafte Neider versicherten, diese Emblemen bezögen sich auf die ehrbare Metzgerei, deren Oberzunftmeister jener erwähnte Ahnherr gewesen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, das Haus der Commerzienräthin war in seiner Sphäre Ton angebend, und wer zu ihren Gesellschaften gezogen wurde, der konnte sich überall präsentiren lassen. Familienunglück hatte man freilich auch gehabt, aber es war mit dem Mantel christlicher Liebe und mit schweren Wechselbriefen bedeckt worden. Man sprach in übelwollenden Kreisen von dem zarten Verhältniß einer Nichte des Hauses mit einem unternehmenden Lieutenant der Infanterie, den man am Ende in die Familie aufnehmen mußte, weil es seltsame Umstände ziemlich gebieterisch verlangten. Nachdem aber die Commerzienräthin hiezu, freilich nach langen Bitten, einmal ihren Consens gegeben und ihre wichtige Hand auf das junge Paar gelegt, war es rein gewaschen und brauchte sich nicht schüchtern zu bewegen wie andere minder reiche und vornehme Colleginnen, denen etwas Aehnliches, sehr Menschliches passirt. — Es ist das so der Welt Lauf und kommt häufig vor.

Im Gegensatz zu ihrem Gemahl war die Commerzienräthin

eine große, hagere Frau mit einem strengen, magern Gesichte, aus dem die lange spitze Nase wie ein Zeigefinger hervorsah. Wir gebrauchen dieses Bild, um dadurch die Wirkung auszudrücken, die es auf Jeden ausübte, gegen den diese Nase gedreht wurde; es war eine unmittelbare Aufforderung, ein förmliches Hinweisen, eine Erlaubniß, jetzt endlich zu sprechen oder jetzt endlich das Maul zu halten. Diese Nase wurde von den beiden stechenden Augen gleich zweien Trabanten unterstützt, von denen es nur eines Blinzelns bedurfte, um genau zu wissen, was die Commerzienräthin eigentlich wünschte. Hierüber blieb selten Jemand im Zweifel, und wenn sie obendrein ihre Blicke durch ein Wort unterstützte, so wußte man gleich, woran man war; und wie schon vorhin bemerkt, gehorchte alsdann fast Alles ohne Widerrede.

Das Diner war vorüber, der alte Herr, der wie immer sehr gut gespeist hatte, beschäftigte sich mit seiner Verdauung, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem weiten Gemach auf und ab spazierte. Dabei nickte er zuweilen mit dem Kopfe und hob wohl auch hie und da die Nase schnüffelnd in die Höhe, als wolle er erforschen, ob sich nicht bald durch eine Thürritze hindurch ein angenehmer Kaffeeduft bemerklich mache.

Die Commerzienräthin saß in der rechten Sophaecke kerzengerade aufrecht, denn sie hielt es nicht für anständig, daß ihr Rücken die weichen Kissen berühre. In der linken Ecke saß ihre Tochter Marianne, die Frau des Herrn Alfons, und da diese schon mit der Zeit vorgeschritten war, so lehnte sie behaglich hinten über, während ihre Füße einen Stützpunkt auf denen des Tisches gefunden hatten. Es war ein hübsches kleines Weib, blond wie ihre Brüder, und wie der ältere, der neben ihr saß, mit Augen, die viel Sanftmuth, ja Duldung verriethen. Sie hatte ihren Kopf auf die Seite geneigt, und schien ihrem Bruder zuzulauschen, der ihr eifrig etwas zuflüsterte, wahrscheinlich die Erzählung des Auftritts von heute Morgen; sie hörte ruhig und aufmerksam zu, und nur

zuweilen, wenn sich seine Stimme etwas laut erheben wollte, drückte sie ihre Hand auf seinen Arm, wobei sie von der Seite einen Blick auf die Mutter warf, die indessen theilnahmlos, mit hoch erhobener Nase, für Niemand Auge und Ohr zu haben schien, und zuweilen mit ihren Fingern gleichgültig auf dem Tische trommelte. Wir sagen schien, denn in Wahrheit entging ihr keine Miene, keine Bewegung all' derer, welche sich im Zimmer befanden.

Die lebhafteste Gruppe von der Familie bildete übrigens Arthur und Herr Alfons, die an einem der hohen Fenster standen und zusammen sprachen, auch wohl lachten. Alfons hatte den hoch erhobenen Arm auf den Fensterrahmen gestützt, den Kopf darauf gelegt und schaute seinem Schwager zu, der, während er hie und da eine Bemerkung hinwarf, zu gleicher Zeit beschäftigt war, mit einem umgekehrten Zahnstocher allerlei Figuren auf die angelaufenen Fensterscheiben zu zeichnen.

„— Sehr gut! — sehr gut! — sehr brav!" sagte Alfons indem er die vergängliche Arbeit aufmerksam betrachtete; „das wird ein schöner Kopf, und eine Aehnlichkeit. — Jetzt keinen Strich weiter, so steht's vor mir. Wahrhaftig, ich möchte schwören, daß dies Gesicht existirt."

„Wie kann man nur so etwas sagen!" antwortete lächelnd der Maler, „eine Phantasie, eine Idee. Aber schau nur, wie sich die Gesichtszüge ändern, wie der Hauch auf der Scheibe nach und nach schmilzt. Das Gesicht war vordem lachend und freundlich, jetzt wird es ernst, finster, drohend und jetzt ist es wie von schmerzlichen Thränen überzogen. — Das ist der Lauf der Welt."

„Ja, man erlebt das häufig," entgegnete der Schwager; „Freude, Glück verschwinden so schnell, und hat erst so ein Gesicht den kleinsten Anflug von einer Schmerzenslinie angenommen, so greift er immer weiter um sich, und am Ende entstellt und verstört er Alles."

„Ganz recht," versetzte Arthur, wie es schien, nicht ohne Be-

ziehung, „aber man muß ſich auch hüten, auf einem Geſicht, das uns lieb und freundlich angelächelt, jenen erſten kaum bemerkbaren Zug des Schmerzes hervorzurufen.“

„O, das kommt ganz von ſelbſt. Du, Glücklicher, haſt nur keine Gelegenheit, das zu bemerken; du flatterſt von Blume zu Blume, und wenn in deiner Praxis ſo ein Schmerzenszug ſichtbar wird, ſuchſt du ſchon nach einer neuen und friſchen Blüthe.“

„Nicht immer,“ ſagte ernſt der Maler.

„Apropos,“ fuhr der Andere leiſer fort, indem er ſich tiefer hinab beugte, „du biſt doch ein wahrhaft lockerer Zeiſig. Aus welchem Zweck treibſt du dich denn ſo viel in der Nähe der Balkengaſſe umher? Ich habe das neulich zufällig erfahren. Iſt denn da wieder was Beſonderes los?“

„Ich?“ fragte ſcheinbar verwundert Arthur. „Daß ich öfter da wäre, als an anderen intereſſanteren Orten wüßte ich gerade nicht.“

„Ah! ſo gehört die Balkengaſſe zu den intereſſanten Orten?“

„Allerdings, nach den Begriffen des Malers. Da ſind die alten pitoresken Häuſer, der Kanal, das beſtändige Gewühl von Menſchen; man kann da die beſten Studien machen.“

„O, ihr Maler ſeid in der That ein glückſeliges Volk, euch iſt gar nicht beizukommen und wenn man euch auf der That ertappt. Streift ihr in der Mitternacht herum, ſo werden Mond- oder Schattenſtudien gemacht, attrapirt man euch am allerfrüheſten Morgen in irgend einem verdächtigen Viertel, ſo habt ihr die wunderbaren Abwechslungen des jungen aufſteigenden Lichtes beobachtet, und trifft man euch in Perſon bei einer ſonderbar ausſchauenden Unbekannten, ſo verſteht ſich das ganz von ſelbſt, denn ihr waret gezwungen, an ihr äußerſt intereſſante Studien zu machen. Ja, ja, in der That, ihr habt ein beneidenswerthes Gewerbe.“

„Es iſt eigentlich Schade, daß du nicht auch ein Maler geworden

bist," sagte Arthur, indem er auf die Fensterscheibe hauchte, und mit wenigen Strichen den Kopf eines Satyrs entwarf.

Der alte Herr, der auf seinem Spaziergange durch's Zimmer zufällig hinter den Beiden stehen geblieben war, hatte die letzten Worte gehört und sprach nun lächelnd: „nein, nein, Alfons, 's ist besser so; Gott soll uns bewahren! Wir haben an Einem Künstler genug; nicht wahr, Mama?"

Die Commerzienräthin wandte ihre spitze Nase ruhig nach dem Fenster, glättete den Kragen ihres Chemisettes und entgegnete: „das will ich meinen, mehr als genug!"

„Hörst du es, Arthur, was Mama gesagt, mehr als genug —?"

„O, ich habe das schon tausendmal gehört."

„Und Mama hat Recht," fuhr der Commerzienrath fort. „Künstler, — nun ja, es soll am Ende auch solche Leute geben, und wer einmal angewiesen ist, sein Brod auf diese Art verdienen zu müssen, der kann es in Gottes Namen thun; aber in unserer Familie bist du der Erste, der sich — wie soll ich sagen? — veranlaßt sah, keinen — eigentlich soliden Geschäftszweig zu ergreifen."

„Der Erste," sagte bestimmt die Commerzienräthin; „und von der ganzen Malerei hast du, wie es mir scheint und wie ich mir sagen ließ, die unsolideste Branche erwählt."

„Eine unsolide Branche?" fragte Arthur verwundert, indem er sein Gesicht vom Fenster in's Zimmer wandte. „Ah, Mama! das genau zu erfahren wäre ich neugierig."

„Die unsolideste," entgegnete fest die Commerzienräthin. „Was bringst du eigentlich zu Stande? — Eine Landschaft, an der man sein Vergnügen haben könnte? — Nein! — oder ein würdiges Portrait? — Auch das nicht! Da zeichnest und malst du allerlei Firlefanz, so daß man den Leuten, die für deine Kunstfertigkeit schwärmen, nichts von deinen Arbeiten zeigen kann, ohne in Verlegenheit zu gerathen."

„Das iſt ſchon wahr," ſagte Alfons leiſe und lachend, „Venus malſt du zu oft, und badende Mädchen, auch Tänzerinnen und dergleichen."

„Mama hat Recht," ſprach wichtig der Commerzienrath, indem er den Verſuch machte, ſeine Weſte herab zu ziehen; „das eigentlich Solide fehlt dir. Haſt du nicht vor einem halben Jahr das Portrait unſerer Freundin, der Oberregierungsräthin, ganz vergeblich angefangen? Haſt du es nicht trotz ihres oftmaligen Erinnerns bis jetzt unvollendet gelaſſen?"

„Einer ſo würdigen Frau von ſo gutem Hauſe," ſetzte ernſt die Commerzienräthin hinzu.

„Allerdings," ſagte Arthur, „eine würdige Dame mit rothem Geſichte, röthlichem Haar, die gemalt zu ſein wünſchte in einer Haube mit rothen Bändern, in einem rothen Kleid und rothem Shawl. Das war nicht auszuhalten. Es hätte meine Augen ruinirt."

„Es wäre aber ein artiges Bild geworden," meinte Alfons ironiſch, „das vielleicht irgend einmal bei einem Stierkampf hätte verwendet werden können."

„Thomas," rief die alte Frau ihrem Gatten, ohne den Worten ihres Sohnes und Schwiegerſohnes weiter Aufmerkſamkeit zu ſchenken, „wir ſind jetzt alle ſo ziemlich hier verſammelt — nur deine Frau fehlt wie gewöhnlich," wandte ſie ſich mit Beziehung an ihren älteren Sohn, — „und könnten alſo in einige Ueberlegung ziehen, wann und auf welche Art wir die große Soirée veranſtalten wollen, die ich für unumgänglich nothwendig gefunden habe, nächſtens den uns befreundeten Familien zu arrangiren."

„Ganz recht, mein Kind," entgegnete der Commerzienrath, während er ſich die Hände rieb; „wir müſſen ziemlich ausgedehnte Einladungen machen."

„Aber in gehörigen Grenzen," antwortete ernſt die alte Dame.

„Das verſteht ſich ganz von ſelbſt."

„Bis zur ſechsten Rangklaſſe," ſagte Alfons lächelnd aber leiſe zu Arthur.

„Soll getanzt werden, Mama?" fragte Marianne.

„Ueber die Art dieſer Soirée bin ich noch nicht mit mir im Reinen," entgegnete die Commerzienräthin; „ein Ball, ein einfacher Thé dansant iſt etwas Gewöhnliches, ich möchte wieder etwas Neues arrangiren, etwas, von dem man auch ſpräche, das uns Veranlaſſung gäbe, ſo viel wie möglich der Bekannten und Freunde einzuladen."

„So warten Sie doch bis Carneval, und arrangiren Sie alsdann einen maskirten Ball."

„Ich haſſe die Maskeraden. Aber ich habe etwas Anderes ausgedacht."

„Das iſt auf jeden Fall vortrefflich," ſagte der alte Herr, wobei er ſich dem Sopha näherte. — „So laß hören!"

„Ich denke," fuhr die Frau würdevoll fort, „wir veranſtalten lebende Bilder; der grüne Saal wäre ganz paſſend dazu, es ließe ſich da ſehr gut ein Vorhang anbringen, und dann hat auch Arthur bei dieſer Veranlaſſung die beſte Gelegenheit, den Leuten zu beweiſen, daß er auch in ſeiner Kunſt etwas Reelles zu leiſten verſteht."

„Die Idee, Frau Mama, iſt charmant," ſprach der Maler. „Lebende Bilder, hübſch arrangirt — wahrhaftig ein vortrefflicher Gedanke! Ich werde mich der Sache mit allem Eifer annehmen."

„Der grüne Saal iſt ganz paſſend dazu," meinte der Commerzienrath.

„Nicht übel," ſagte Alfons mit einem beiſtimmenden Kopfnicken.

Und Marianne flüſterte ihrem Bruder zu: „ich würde mich gern darauf freuen, aber du wirſt ſehen, mein Mann erlaubt mir nicht, daß ich ebenfalls mitmachen darf."

„Und meine Frau," entgegnete der Bruder verſtimmt, „wird an ſo dummem Zeug, wie ſie ſagt, keinen Spaß finden — nachdem

nämlich ihre Laune ist — und mir schon zum Voraus den ganzen Abend verderben."

„Gewiß, mein Kind," versetzte der Commerzienrath, „wir sind stolz auf deine Erfindung."

Die alte Dame fühlte sich einigermaßen geschmeichelt, daß ihr Vorschlag mit Akklamation gut geheißen wurde. Wenn sie auch ihren Willen auf alle Fälle durchgesetzt hätte, so war es ihr doch angenehm, auf keine großen Widerreden zu stoßen.

„Darf ich auch mitmachen?" fragte Marianne ihren Gemahl.

Worauf Alfons, der am Fenster ein ziemlich freundliches Gesicht gemacht hatte, jetzt die Augenbrauen finster zusammen zog, die Brille empor rückte und in wegwerfendem Tone entgegnete: „liebes Kind, das muß man jüngeren Frauen und Mädchen überlassen. Ueberhaupt kannst du als Tochter des Hauses nur vielleicht daran denken, einen Platz im Hintergrunde einzunehmen, wenn gerade ein solcher vorhanden wäre, und ihn Niemand anders ausfüllen will. Da stehe ich für meine Person in keinem lebenden Bilde, und es würde mir am Ende nicht gerade passend erscheinen, wenn du mit fremden jungen Leuten da in allerhand sonderbare Stellungen kämest."

Die Commerzienräthin hob ihre Nase um einige Zoll empor und antwortete mit einem scharfen Blick aus ihren grauen Augen: „die Arrangements sind meine Sache, Herr Schwiegersohn und wenn ich es vielleicht für gut finde, Marianne irgendwo zu plaziren, so würden Sie wohl nichts dagegen haben."

„Und warum nicht?" fragte Herr Alfons ziemlich hochmüthig. „Sie wissen, Mama, ich achte Ihre Arrangements bis an die Thüre meiner Wohnung; was dahinter zu befehlen ist, besorge ich selbst."

„Ruhig! ruhig!" sagte beschwichtigend der Commerzienrath, denn er sah, wie der Teint seiner Ehehälfte anfing etwas gelblich zu unterlaufen. „Hat man denn keine Ruhe vor euch? Das wird

ſich ja Alles finden; Madame wird arrangiren, wie ſich von ſelbſt verſteht."

Alfons lächelte ſeltſam in ſich hinein.

„Der ſollte deine Frau haben," ſagte die Schweſter in der Sophaecke mißmuthig zu Eduard.

„Oder ich etwas von ſeinem harten und feſten Temperament," entgegnete dieſer ſeufzend.

„Alſo lebende Bilder!" rief Arthur freudig. „Vortrefflich in der That, Mama! — Und Sie überlaſſen mir die Anordnungen?"

„Du wirſt den Saal unter meiner Aufſicht herrichten," erwiderte ernſt die Dame, „du wirſt über einige Bilder nachſinnen und ſie mir zur Auswahl vorlegen."

„Schön, ſchön. — Und welche Arten von Bildern wünſchen Sie hauptſächlich, Mama? Sollen es Genrebilder ſein oder ſollen wir auch ſtellen nach bekannten hiſtoriſchen Gemälden, nach heiligen Bildern und dergleichen?"

„Von Allem etwas," meinte die Commerzienräthin. „Ich werde dir eine Liſte anfertigen von den achtbarſten Perſonen, die ich zur Mitwirkung einladen will."

„Nur von den achtbarſten Perſonen?" fragte der Sohn kleinlaut.

„Wie ſo?"

„Nun, ich dachte, Mama, man ſollte eigentlich auf die ſchönſten Geſichter und Figuren ſehen, und wer am Beſten hier und dort zu gebrauchen iſt."

„Auch das, aber ich kann den Rang und Stand nicht ganz außer Augen laſſen."

„O weh, Mama!"

„Ich weiß was ſich ſchickt," fuhr unerſchütterlich die alte Frau fort. „Ich kann doch zum Beiſpiel in einem Bilde einer Kanzleiräthin nicht eine beſonders ſchöne Figur zutheilen, und von einer

Oberregierungsräthin verlangen, daß sie sich mit Geringerem begnüge!"

„Dann lassen Sie lieber Beide weg, Mama, und nehmen nur jüngere Personen."

„Jüngere Personen?" fragte ernst die Mutter. „Und wer will da eine Grenzlinie ziehen? In lebenden Bildern zu stehen, fühlt sich jede jung genug, und mit Costüm und Schminke läßt sich schon viel ausrichten."

„Da Sie von Costümen sprechen, Mama," sagte Arthur nach einer längeren Pause, „wie wollen Sie, daß es damit gehalten wird? Wenn Sie wünschen, so bitte ich den Intendanten des Hoftheaters, uns mit Einigem auszuhelfen."

„Costüme des Theaters!" versetzte ernst die Commerzienräthin, indem sie den Kopf schüttelte. „Das wird nicht wohl angehen. Kleider von Leuten wie Sängerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und dergleichen Personen in mein Haus bringen zu lassen, wäre mir nicht angenehm; auch würde mir das manche Mutter einer unschuldigen Tochter wegen verübeln."

„Aber die Kleider können doch ihrer Sittsamkeit nichts schaden!" meinte Arthur halb ärgerlich.

„Solche Personen," fuhr ernst die Mutter fort, „Tänzerinnen und dergleichen können sich etwas darauf einbilden, auf diese Art mit uns in Berührung gekommen zu sein. Und ich mag das nicht."

„Aber der Zweck heiligt die Mittel," sprach begütigend der Commerzienrath. „Und ich glaube, wenn man etwas Schönes arrangiren will, so kann man wahrhaftig nicht ohne die Costüme des Theaters sein."

„Sie thun grade, Mama," bemerkte Arthur, „als würden uns dieselben angeboten und wir hätten nur so das Recht, sie zu verwerfen. Es ist überhaupt noch eine große Frage, ob man uns Costüme bewilligt. Und dann nehmen Sie mir nicht übel, wenn auch die meisten der eingeladenen Damen es sich leider für keine

Ehre rechnen, mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen in Berührung zu kommen, so werden sie dagegen, wo es sich um Vergnügen handelt, die Kleider derselben nicht verschmähen. Es ist gerade so mit dem Theaterbesuch; ich kenne Herren und Damen genug, die vor einem Ballet auf ihrem Gesicht die außerordentlichste Verachtung zeigen, und die es im Gefühl ihrer Würde und Unschuld nicht begreifen können, wie es einer der Tänzer und namentlich der Tänzerinnen wagen könne, ein paar Hand breit Tricots zu zeigen, die aber, wenn einmal der Vorhang aufgezogen ist, ihr Glas nicht mehr vom Auge lassen."

„Ah! lieber Freund, das thue ich auch," sagte salbungsvoll und mit ernstem Gesichtsausdruck Herr Alfons; „aber du wirst mir glauben, daß ich es nicht thue, um die unanständigen Bewegungen zu sehen, sondern daß ich bei mir denke: du willst doch einmal sehen, wie weit eigentlich die Verworfenheit des menschlichen Geschlechtes zu gehen im Stande ist."

„Ah! mein lieber Schwager," entgegnete entrüstet der Maler, „dazu brauchst du weder das Theater noch dein Opernglas; das kannst du viel näher haben."

„Arthur! Arthur!" rief der Commerzienrath. „Muß man denn beständig bei euch den Vermittler machen! Immer Reibereien und unangenehme Reden! Ihr werdet Mama noch verdrießlich machen."

„Das ist möglich; aber auf die Gefahr hin, Mama verdrießlich zu machen, erkläre ich, daß, wenn ihr lebende Bilder aufführen wollt und dazu keine ordentlichen Costüme anschafft, mögt ihr dieselben bekommen, woher ihr wollt, aus der ganzen Sache nichts Rechtes werden wird und ich mich nicht da hinein mischen kann."

Die Commerzienräthin versicherte, sie würde das Beste in dieser Sache auszuwählen wissen, und es dann wie immer verstehen, ihren Willen durchzusetzen. Darauf erhob sie sich mit aufrechtem Haupte aus ihrer Sophaecke und gab damit das Zeichen zum allgemeinen

Aufbruch. Marianne ging in ihre Wohnung hinauf, nachdem sie einen faſt vergeblichen Verſuch gemacht, von dem Gemahl ein freundliches Wort zu erhalten. Herr Alfons drückte die Brille feſter an die Augen, knöpfte ſeinen Rock zu und ſchickte ſich an, in das Comptoir hinab zu ſteigen, wo Commis und Lehrlinge dieſem Augenblicke mit einem unbehaglichen Gefühl entgegen ſahen. Der Commerzienrath ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, um ſeine Zeitungen zu leſen und über das Fallen und Steigen der Papiere nachzudenken. Arthur aber ging in ſein Atelier, das er nur im Hintergebäude des elterlichen Hauſes haben durfte; Mama hatte ſich ein für allemal dahin ausgeſprochen: ſie wolle ihr Haus rein erhalten.

Sechszehntes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Es war nun vollkommen Winter geworden, das heißt, die Erde war nicht blos vor ſtarkem Froſt erſtarrt, ſondern ſie hatte auch die bekannte weiße Livree angezogen und verſchwunden waren von ihrer Oberfläche all' die kleinen Poeſieen und Merkwürdigkeiten, die wir bei unſerm Spaziergang im erſten Kapitel dieſer denkwürdigen Geſchichte entdeckt und dem geneigten Leſer mitgetheilt haben. Alle feinen Nuancirungen draußen hatten aufgehört, Feld und Wieſe waren gleichförmig bezogen; wo ſich ein Wald befand, da erſchien die Gegend etwas mit Grau ſchattirt; einzelne Bäume waren kaum noch ſichtbar, der Schnee lag ſchwer auf den Zweigen und ſchien jedem einzelnen Strauche, jedem Baume eine Pelzmütze aufgeſtülpt zu haben, worunter er ſich behaglich und warm verſtecken konnte. Iſolirt ſtehende Häuſer rings um die Stadt ſahen aus dem allge-

meinen Weiß recht langweilig hervor, namentlich solche, die sich an der Landstraße befanden, denn hier war es öde und leer. Von den sonst so zahlreichen Fuhrwerken aller Art bemerkte man heute nicht viel; in dem tiefen Schnee gab es keine rechte Bahn, weßhalb sich auch draußen noch keine Schlitten sehen ließen; nur Holzwagen fuhren langsam dahin, und ein einsamer gelber Postwagen aus irgend einem Orte der Nachbarschaft, welchem die Eisenbahn zur Seite lag.

In der Stadt dagegen wurde der tiefe Schnee wie immer als eine Einladung des Winters betrachtet, sich seiner als Schlittenbahn zu bedienen, und nachdem man am Morgen nothdürftig Bahn gemacht, hörte man auf allen Straßen das Klingeln der Schellen und lustigen Peitschenknall, und mußte sich bei dem allgemeinen Leben recht in Acht nehmen, daß man nicht von einem Schlitten umgerannt oder von einem Wagen überfahren wurde, wobei namentlich letztere gefährlich waren, da man kaum das Rollen der Räder vernahm. Heute schienen denn auch die Straßen der Stadt nur dem Vergnügen geweiht, und wer draußen nichts zu thun hatte, der blieb gerne zu Haus. In den vornehmeren Stadtvierteln bewegten sich glänzende Schlitten, das Gestell vergoldet, die Sitze mit Teppichen und Pelzen bedeckt, aus denen heitere Gesichter, sanft geröthet von Frost und eifrigem Gespräch, hervor blickten. Die Fiaker und Droschkenführer hatten ebenfalls ihre Wagen zu Haus gelassen und hielten in langen Reihen, die Pferde vor einfachere Schlitten gespannt, welche von der lieben Jugend umstanden wurden, die sehnsüchtig Jedem nachblickte, der sich eines solchen Fuhrwerks bediente.

Wenn es so auf den breiten Straßen geräuschvoll und lebendig war, so erschienen dagegen die schmalen Gassen und abgelegenen Plätze um so einsamer und stiller. Schlitten sah man hier keine, Wagen rollten selten vorüber, und wenn hie und da einer vorbei kam, so hörte man nur das Klingeln von ein paar kleinen Schellen;

das Rollen der Räder ſelbſt war ebenſo unhörbar wie der Fußtritt der Vorüberwandelnden. In den meiſten dieſer Straßen war nur eine nothdürftige Bahn an den Häuſern gekehrt, die noch obendrein ſelten betreten wurde, und wenn nicht da und dort auf einem Platze eine Schaar Knaben ihre Spiele getrieben hätte, ſich gegenſeitig bombardirt und Schneemänner gemacht, ſo hätte man glauben können, Häuſer und Menſchen befänden ſich alle zuſammen in einem ſeltſamen Winterſchlafe. Nur jene Viertel, durch welche der Kanal floß, von dem wir ſchon früher ſprachen, ſahen einigermaßen lebendiger aus. Hier wohnten viele Handwerker, namentlich Schmiede, vor deren Häuſern ſich der weiße Schnee bald rußig und ſchwarz färbte oder ganz weggeſchmolzen wurde, wo man eine heiße Radſchiene zur Abkühlung hinausgewälzt hatte. Auch viele Wäſcherinnen befanden ſich in dieſer Gegend und weil die Trockenplätze bei dieſem Wetter für ſie unbrauchbar waren, ſo hatten ſie längs dem Kanal lange Seile gezogen und hier hingen nun die verſchiedenartigſten gewaſchenen Zeuge, deren bunte Farben: grün, blau, roth, gelb, recht lebendig von dem weißen Schnee abſtachen.

Wenn uns der geneigte Leſer folgen will, ſo wenden wir uns nach einem dieſer Häuſer hier, einem alten finſtern Gebäude mit hohem Giebeldach, deſſen vordere Seite, die uns erſt mit ihren vergitterten Fenſtern anblickt, zur Fruchtkammer benützt wird, während ſich im hinteren Theile, der auf den Kanal geht, verſchiedene Wohnungen befinden. Zu ihnen gelangt man durch den Hof des eben genannten Hauſes über eine alte Wendeltreppe, deren Stufen ausgetreten ſind, deren Steinwände wie polirt glänzen, und wo ein alter ſchmieriger Strick ſich dem unſicher Umhertappenden als treuer Führer in der halben Finſterniß darbietet.

In dem erſten Stocke angekommen, betreten wir ein weites mit Steinplatten belegtes Veſtibul, auf das lange Gänge münden, die entweder um den Hof herum nach der Fruchtkammer führen, oder ein anderes ebenſo großes Nebengebäude mit dem, welches

wir gerade betreten, verbinden. Beides ist übrigens der Fall, und die zwei Gebäude, die hier an der hinteren Seite an dem Kanale liegen, wurden in früheren Zeiten einmal zu einer Kaserne benützt, und durch die eben erwähnten Gänge verbunden. Später hatte man aber für das Militär bessere und hellere Räume erbaut und alsdann die vielen Zimmer hier zu zwei und drei abgetheilt und solche an die verschiedensten Leute und Gewerbe zu Wohnungen vermiethet. Ueber einzelnen Thüren bemerkte man die Nummern der ehemaligen Kasernenzimmer, bei anderen aber waren sie verwischt oder man hatte sie absichtlich übertüncht. Auf dem Vestibul stand alter Hausrath; hier schliffen ein paar Knaben auf dem glatten Steinboden wie auf einer Eisbahn, vermittelst einigen Schnee's, den der Wind durch ein Fenster ohne Scheiben herein geweht hatte.

Die Atmosphäre hier roch etwas moderig und feucht, was sich durch die Nähe des Kanals erklären ließ, sowie auch dadurch, daß die Hausthüren selten oder nie verschlossen wurden und allem Wetter Einlaß gewährten.

Eine dieser Wohnungen in der alten Kaserne nun, die wir unsichtbarer Weise betreten, bestand aus einem ziemlich großen Gemache, dessen Wände weiß getüncht waren, und das durch zwei ziemlich hohe Fenster erhellt wurde. Ein großer Ofen erwärmte diesen Raum recht behaglich; zwischen beiden Fenstern an der Wand befand sich ein großer Tisch, vor demselben gepolsterte Stühle mit gestreiftem Kattunüberzug, in der Ecke ein alter Sopha, an den Wänden ein kleiner Spiegel und ein paar vergilbte Kupferstiche in nußbraunen Rahmen. Zwei Thüren, je eine an jeder Seite dieses Zimmers, führten in andere Gelasse, die außer einer Küche auf der andern Seite des Vestibuls noch zu diesem Appartement gehörten.

Auf dem Tische des Wohnzimmers stand ein Kaffeegeschirr, und wenn auch dasselbe von grobem Steingute war, so duftete doch der Inhalt nicht unangenehm, die Milch sah recht gut aus, und auf einem Suppenteller befand sich Zucker in großen Stücken, wäh-

rend weißes Brod daneben lag. Eine Frau saß an dem Tische und schien sich eine große Tasse Kaffee gemischt zu haben, denn sie rührte langsam mit einem Löffel darin herum. Diese Frau mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, war von mittlerer Figur, einfach gekleidet, und hatte ein ziemlich breites aber kluges Gesicht, auf dem sich Spuren von früherer Schönheit zeigten; ihr Mund hatte etwas Gutmüthiges, namentlich wenn sie lachte, was sie häufig und wie es schien absichtlich that, um sich ein wohlwollendes Ansehen zu geben, denn sobald sich ihre Gesichtszüge beruhigten, erschienen sie schlaff, ausdruckslos, und dann trat ein scharfer, unheimlicher und zurückstoßender Glanz der Augen hervor.

Ihr gegenüber an dem Tische befand sich eine junge Person, die ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, obgleich ihr Aeußeres auf höheres Alter deutete. Es war das ein schmächtiges Mädchen, ziemlich dürftig angezogen, mit eingefallenen blassen Wangen, auf denen jene leichte Röthe spielte, die man im Munde des Volkes „Kirchhofsrosen" nennt. Dabei hatten ihre Augen einen unheimlichen trockenen Glanz, und die weißen Hände, die sie vor sich auf dem Tisch gefaltet hielt, zitterten öfters, wenn auch kaum merklich. An dem einen Fenster saß auf einem Stuhle ein anderes Mädchen, welches in der Frische und dem Schimmer einer blühenden Gesundheit den vollkommensten Gegensatz zu der eben Geschilderten bildete, und die wir bereits kennen; denn es war Mademoiselle Marie vom Balletcorps. Die Frau am Tische ist ihre Tante, Madame Becker, und die schwindsüchtige Person ihr gegenüber eine Nähterin aus der Stadt, die vor einigen Augenblicken eingetreten war, und über deren ziemlich unverhoffte Erscheinung die Frau nicht gerade erfreut zu sein schien. Sie hatte ihr ziemlich mürrisch einen Platz angeboten und rührte nun langsam ihren Kaffee herum, während sie sagte: „Nun sprech' Sie, Katharine, was führt Sie eigentlich daher? Wenn ich Ihr helfen kann, so wollen wir sehen, was sich machen läßt. Aber in der Angelegenheit ist nicht viel zu thun."

Die Nähterin war offenbar zu sehr aufgeregt, um augenblicklich mit vollkommener Ruhe antworten zu können. Sie versuchte es, einen tiefen Athemzug zu thun, wobei ihre Nasenflügel leicht erzitterten und die Röthe auf den Wangen noch mehr hervor trat.

„Ich bin wirklich etwas zu schnell gegangen," sprach sie nach einer Pause. „Wenn man im Tagelohn arbeitet, so muß man so wenig Zeit als möglich verlieren. — Ich wäre gerne schon gestern Abend gekommen — aber ich weiß, daß Sie nach acht Uhr nicht gestört sein wollen, und heute Morgen um sieben Uhr war es auch noch zu früh."

„Sie hätte ja die Agnes schicken können," warf Madame Becker leicht hin, „Ihre jüngere Schwester."

Ein eigenthümliches Lächeln überflog die bleichen Züge der Anderen, während sie hastig erwiderte: „nein, nein, die Agnes hat keine Zeit, gewiß nicht, gar keine Zeit. — — Aber ich bin so unruhig, daß ich eigentlich gar nicht sprechen kann." Damit wandte sie ihren Kopf nach der hinter ihr sitzenden Tänzerin und sah darauf die Frau an, als ob sie fragen wollte, ob sie vor dem jungen Mädchen sprechen dürfe.

Madame Becker nickte mit dem Kopfe und versetzte halblaut: „nur ungenirt, es kann nichts schaden, wenn sie weiß, wie's im Leben zugeht. Halb und halb kann ich mir schon denken, was Sie von mir will, Katharine."

„Nicht wahr, das können Sie sich denken?" entgegnete hastig die Nähterin, und ihr Auge flammte heftiger. „O, das können Sie sich gewiß denken; aber ich habe keine Ruhe mehr. Sie wissen, die Woche über kann ich nicht fort, nun war ich aber schon zwei Sonntage draußen bei der Frau, und jedesmal war sie nicht zu Hause, das Kind ebenfalls nicht. Ach! und das ist hart für mich!"

Madame Becker zuckte scheinbar gleichgültig mit den Achseln. „Das ist zufällig," sagte sie; „Sie will doch nicht verlangen,

Katharine, daß die Frau Ihretwegen am Sonntag zu Haus bleibt? Sie hat auch ihre Gänge zu machen."

„Aber es ist hart für mich," entgegnete die Andere, während sie die Hände faltete. „Wofür arbeite ich die ganze Woche vom Morgen bis in die Nacht hinein? Was hält mich aufrecht, wenn ich oft glaube, nun kann ich nicht mehr? — Nichts, nichts, als das kleine Kind; das ist meine Freude, mein Glück, das ist die Feier meines Sonntags, sein liebes Gesichtchen zu sehen, es tausend und tausendmal zu küssen, seine Haare, seine Stirne, seine Augen, seine Aermchen und Hände. — Ach! und es kannte mich recht gut! — Jeden Sonntag habe ich ihm was mitgebracht; — und das blaue Wollenkleidchen war so hübsch! — — Und nun habe ich es seit vierzehn Tagen nicht gesehen!" —

Die arme Person hatte das Alles in fieberhafter Erregung gesprochen; dabei blitzte ihr Auge umher; ohne die Frau vor sich anzusehen, schien sie weit, weit in die Ferne zu blicken, als sähe sie dort das Lächeln ihres Kindes, als drücke sie ihm die Küsse auf, wie sie eben beschrieben.

Madame Becker zuckte die Achseln, trank ihre Kaffeetasse leer, dann sagte sie: „Katharine, Sie ist noch immer noch so lebhaft und stürmisch wie früher, immer oben hinaus, nie eine ruhige Ueberlegung."

„Nein, ich bin nicht mehr wie früher," entgegnete schmerzlich die Nähterin: „ich habe vierzehn Tage gewartet, nachdem ich zwei Sonntage vergebens draußen war und ruhig heim ging, ohne mein Kind gesehen zu haben, da man mir sagte, die Frau käme wahrscheinlich nicht vor später Nacht nach Hause. — — Das hätte ich freilich früher nicht gethan," fuhr sie lebhafter fort, während sie ihre Augen weit öffnete. — „Früher wäre ich auf der Treppe sitzen geblieben, die ganze Nacht und den andern Tag, und so viel Nächte und so viel Tage, bis sie mit meinem Kinde nach Hause gekommen wäre. — Aber es thut sich nimmermehr,"

fuhr sie zusammen sinkend fort; „wenn auch der Wille da ist, die Kraft fehlt.“

„Jetzt habe ich Sie ruhig ausreden lassen,“ versetzte Madame Becker nach einer längeren Pause, während welcher sie ihre Haube zurecht zog und einigemal freundlich zu lächeln versuchte, doch wollte ihr das nicht recht gelingen, und der unheimliche Blick ihres Auges drang überwiegend vor. „Jetzt habe ich Sie also ruhig ausreden lassen; jetzt sag' Sie mir, was will Sie eigentlich; soll ich vielleicht hinaus gehen und nach ihrem Kinde sehen, oder was muthet Sie mir sonst zu?“

Die Tänzerin am Fenster, die beschäftigt war, ein paar fleischfarbene Schuhe mit neuem Bund zu versehen, hatte die Hände mit dieser Arbeit in den Schooß sinken lassen und lauschte aufmerksam den Reden der Nähterin. Ja, sie erhob sich langsam und stellte sich in die Fenstervertiefung, scheinbar, um auf die Straße hinaus zu sehen, in Wahrheit aber, um besser zu hören, was Jene sprächen.

Die Nähterin hatte ihre beiden weißen Hände auf den Tisch gelegt und beugte sich so weit wie möglich zu der ihr gegenüber sitzenden Frau hin, die sie fest anschaute und mit ihrem Blick zu bannen schien.

„Sie wissen, Frau Becker,“ sagte sie alsdann mit leiser aber eindringlicher Stimme, „was damals mit ihm ausgemacht wurde. — Sie haben das ja selbst besorgt. — Als er mich verlassen, habe ich jede Hülfe von ihm zurückgestoßen, jede Unterstützung für mich und mein Kind; — das wissen Sie ganz genau, — denn ich wollte nichts mehr von ihm; es war ein Fluch an dem, was aus seiner Hand kam. — O, ich habe das lange geahnet! Er sollte also gehen, wohin er wollte, und machen was ihm beliebte, aber dafür mußte er mir mein Kind lassen, — mein Kind, für das zu arbeiten mir eine wahre Lust ist. — O ein Vergnügen, Frau Becker; denn wenn ich Abends müd und matt

nach Hause komme und ich küsse die Locken, die ich von ihm habe, so bin ich wahrhaft frisch und munter und schlafe ohne viel Beschwerden, weil es mir dann im Traume erscheint und sich an meine Brust drückt, an meine Brust, die mich oft so sehr schmerzt! —"

Die Frau machte ein Zeichen der Ungeduld.

„Ich komme schon zu Ende," fuhr die Andere fort, nachdem sie tief Athem geholt und einen Augenblick geschwiegen. „Aber wissen Sie, Frau Becker," sagte sie matt lächelnd, „Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich das Kind so oft erwähne, ich habe ja Anderes nichts zu denken. — Nun, also! Er schien sich auch, Gott sei Dank! um das kleine Ding gar nicht mehr zu bekümmern, ich erfuhr überhaupt nichts mehr von ihm, bis vor drei oder vier Wochen, da sagte mir die Babett, die mit mir zusammen nähte: weißt du auch schon, daß er heirathen will? — Es ist mir gleichgültig, entgegnete ich; habe ich doch mein Kind. — Ja, aber das Kind möchten sie gern haben. — Wer? rief ich erschrocken. — Nun, sie, seine Familie; sei doch nicht so dumm, das kannst du dir ja denken, es kann ihnen doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein, daß ein Kind von ihm und dir lebt und gedeiht."

„Das dumme Schwatzmaul!" murmelte die Frau in sich hinein.

„Bei den Worten," fuhr die arme Person fort, indem sie sich über die Stirne wischte, „brach mir der kalte Angstschweiß aus, — wie jetzt, und ich wäre gleich zu der Frau hinaus gerannt, aber es war mir unmöglich. Auch war es Freitag, und den Sonntag darauf ging ich ja hin, das war, wie ich Ihnen vorhin sagte: sie war ausgegangen und hatte das Kind mitgenommen. — Wie mich das bestürzt machte, Sie können es sich gar nicht denken, Frau Becker. Ich konnte mich nur etwas wieder trösten, als ich das kleine Bettchen sah und seine Alltagsschuhe, die daneben standen. — — Nun, nehmen Sie mir's nicht übel, deßhalb bin ich eigentlich hier, Sie will ich ja nur fragen, auf's Gewissen

fragen, wie es mit der Sache steht. Sie kennen ja die Familie und haben vielleicht sogar mit ihm zu thun. Ob er sich verheirathet, ist mir ja ganz gleichgültig, aber das Kind ist mein; von dem Kinde darf er nichts mehr wollen. Nicht wahr, das sehen Sie auch ein? — Und er hat ja kein Recht an das Kind, hat sich ja auch nie darum bekümmert, und ich habe auf der weiten, weiten Welt nichts Anderes, was mich an dies Leben festhält!"

Madame Becker hatte sich bei dieser längeren Rede eine neue Tasse Kaffee zurecht gemacht und besorgte dies Geschäft absichtlich sehr langsam, wahrscheinlich um Zeit zu gewinnen, ihre Antwort zu überlegen. Sie mußte von der Sache wissen, denn während die arme Person ihr gegenüber sprach, räusperte sie sich ein paarmal nicht ohne Verlegenheit, schaute auch wohl gegen die Straße hinaus und nach ihrer Nichte, der Tänzerin, hin, die sich aber so fest in die Fensternische hinein gedrückt hatte, daß die Frau nicht wußte, ob das Mädchen da sei oder ob sie in's Nebenzimmer gegangen.

„Sieht Sie, Katharine," sprach sie endlich sehr langsam, um ihre Worte überlegen zu können, „was ich vorhin sagte ist wahr. Sie handelt immer vorschnell und oben hinaus und denkt immer das Schlimmste von den Männern. Das muß man nicht thun. Am Ende freilich ist was Unangenehmes passirt; wer kann für so ein kleines Kind einstehen?"

„Nicht wahr? — nicht wahr? — o mein Gott!"

„Ja, ich sage, es sei möglich, ohne daß ich das weiß. Daß die Frau Bilz zweimal nach einander nicht zu Haus war, hätte an sich nicht viel zu bedeuten; das kann vorkommen. Aber neulich ist sie mir begegnet und hat den Kopf geschüttelt, als ich nach dem Kinde fragte, — ich frage immer darnach, Katharine, — da sagte sie: ja, es ist recht kränklich, und selbst bei der sorgfältigsten Pflege weiß man doch nicht, was mit dem armen Wurm geschieht."

„Aber mein Kind war nicht kränklich," ſagte ängſtlich die Nähterin, „wenigſtens noch nicht vor vierzehn Tagen; da fand ich es friſch und geſund."

„Na! friſch und geſund wollen wir gerade nicht behaupten," entgegnete die Frau, nachdem ſie aus einer kleinen Doſe verſtohlen eine Priſe genommen; „einen Treff hat das Kind leider ſchon bei der Geburt gehabt. Denkt nur an den Jammer, mit dem Ihr es getragen."

„Ja, ich habe damals unendlich viel Jammer ausgeſtanden."

„Und das feſte Schnüren in der erſten Zeit! Ihr hattet damals eine reputirliche Kundſchaft, Katharine, lauter feine, ſolide Häuſer, und da läßt man ſo was nicht gern merken. Aber die armen Würmer leiden darunter."

Die Nähterin ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſah gedankenvoll vor ſich hin. „Nein, nein!" ſagte ſie nach einer Pauſe, „dem Kinde hat nichts gefehlt, das hat mich der Arzt verſichert. Ich habe ihn ja faſt auf den Knieen gebeten, mir die Wahrheit zu ſagen."

„So glaubt, was ihr wollt," verſetzte Madame Becker ſcheinbar ereifert; „mir kann es ja recht ſein. Aber wie ich Euch ſchon ſagte, die Frau Bilz machte über den Zuſtand des Kindes ſo ein bedenkliches Geſicht, daß ich ſchon im Begriffe war, Euch aufzuſuchen; doch wußte ich nicht, wo Ihr den Tag über ſeid und Abends habe ich keine Zeit."

„Dann hätte die Frau aber zu mir kommen ſollen, das wäre doch nicht mehr als recht und billig geweſen."

„Ja, ja, ſie hätte es gekonnt, aber ſie hat auch viel zu thun. Nun, hoffen wir das Beſte!"

„Was kann ich machen!" ſeufzte die Nähterin betrübt, indem ſie die Hände faltete. „Und wenn das Kind krank würde und ſtürbe — du lieber Gott im Himmel! das wär' auch mein Ende; aber ich müßte es über mich ergehen laſſen. — Das Andere

aber, Frau Becker," fuhr sie heftiger fort, indem sie ihre rechte Hand drohend erhob, „das Andere aber ließe ich nicht ruhig geschehen, so schwach ich bin, das können Sie mir glauben. — Aber nicht wahr, ich habe nichts zu befürchten, sie wollen mir das Kind nicht nehmen?"

„Ei! wo denkt Ihr hin? Es fällt gewiß Niemand ein, das zu thun," antwortete die Frau und wandte ihren Kopf der Thüre zu, wo sich ein leises Klopfen vernehmen ließ.

„Wenn Sie nur das denken, so beruhigt es mich," erwiderte Katharine; „und nur um ein wenig Trost zu haben, kam ich hieher. Ich habe einen halben Tag Arbeit versäumen müssen," fuhr sie schmerzlich lächelnd fort, „und das fällt mir schwer. — Aber nicht wahr, Frau Becker, noch einmal, es geschieht mir gewiß nichts Schlimmes?"

Es klopfte zum zweiten Male an die Thüre.

„Was soll ich wissen?" meinte Frau Becker, die ungeduldig den Kopf herum wandte, und dann ihrer Nichte rief und ihr auftrug, sie solle nachsehen, wer an der Thüre sei.

Die Nähterin erhob sich langsam, wobei sie ihre eine Hand auf den Tisch stützte und leise hustete.

Siebenzehntes Kapitel.

Falsches Zeugniß.

Die Tänzerin ging nach der Thüre, öffnete sie geräuschlos, und sprach einige Worte mit Jemand, der draußen stand, und ließ alsdann eine ältliche Bauersfrau in's Zimmer treten, die ziemlich verlegen an der Thüre stehen blieb und die ihre Blicke fragend nach

der Madame Becker richtete, welche ebenfalls aufgestanden war und etwas erschrocken auf die Eingetretene sah. Katharine wandte gleichfalls ihren Kopf herum und stieß einen lauten Schrei aus, worauf Madame Becker ungeduldig mit dem Fuß stampfte und einen leisen Fluch zwischen den Zähnen murmelte.

„Da ist die Frau!“ sagte das Mädchen, indem sie ihre Augen weit aufriß und die Bläſſe ihres Gesichts wahrhaft gespenstig wurde. — „Da ist die Frau! — Jetzt werde ich doch etwas erfahren über mein Kind!“

Die Bauersfrau kam ziemlich unbehülflich näher, streckte ihre beiden Hände aus und verwandte kein Auge von dem Gesicht der Madame Becker; that sie das nun, um sich an den Mienen derselben Raths zu erholen, oder scheute sie sich vielleicht, die unglückliche Mutter des Kindes anzusehen.

„Nun?“ rief ihr Madame Becker ziemlich eifrig entgegen. — „Was will Sie eigentlich? — Zu mir? — Gewiß zu Katharine. — Da steht sie. Sag' Sie, was Sie weiß. — Ist vielleicht ein Unglück geschehen?“

Die Bauersfrau zog ihre Achseln entsetzlich in die Höhe, wobei sie mit einiger Anstrengung nach dem Himmel hinauf zu schielen versuchte, es aber nur zu einem häßlichen, verdrehten Blick brachte.

Madame Becker zuckte hierauf ebenfalls mit den Achseln und warf einen mitleidig sein sollenden Blick auf die Nähterin, die da stand, ein Bild des Jammers, mit bleichen Wangen, auf denen jetzt allmählig kleine rothe Punkte sichtbar wurden, — die schon erwähnten Kirchhofsrosen, die nun bald in ihrer ganzen schrecklichen Pracht auf dem stillen Gesichte wieder aufflammen sollten.

„So ist dem Kind etwas passirt?“ fragte Madame Becker nach einer langen und schrecklichen Pause. „Was hat's da gegeben?“ — —

„Todt!“ entgegnete die Bauersfrau, ohne daß sie es wagte

dem flammenden Blick der Mutter zu begegnen. — „Todt! — todt! — Das Kind iſt todt!“ — —

In dieſem Augenblicke trat die Tänzerin vor und legte ihre warme Hand ſanft auf die kalte Rechte Katharinens, ſchlang ihren Arm um ſie und drückte ſie in tiefſtem Mitgefühl feſt an die Bruſt, die, ſein leiſes Schluchzen unterdrückend, ſich hoch und gewaltſam hob und ſenkte.

„Alſo todt!“ ſagte Madame Becker. „Und wie iſt das gekommen?“

„Wie kommt das bei ſo kleinen Kindern!“ entgegnete die Bauersfrau, indem ſie den Kopf auf die rechte Seite ſenkte; „vorige Woche noch ziemlich geſund und wohl, geſtern Nacht mauſetodt. — Hier iſt der Schein, Alles in Ordnung ausgeſtellt. — Ja, es iſt traurig aber wahr.“

Katharine blickte mit trockenen und heißen Augen wie in einem tiefen Traume um ſich her. Lange ſchaute ſie die beiden Weiber vor ſich an, bald die Eine, bald die Andere, und keine konnte dieſen Blick ertragen. Dann aber bog ſie ihren Kopf leicht zurück und ſtreifte ſo die glühende Wange der Tänzerin; und es war, als ob dieſe Berührung eines guten, mitfühlenden Weſens eine Beruhigung über ihre Seele gebracht hätte, denn ein paar Sekunden nachher ſenkte ſie ihren Kopf auf ihre Bruſt und brach zwiſchen den Armen des jungen Mädchens zuſammen, die ſie ſanft auf einen Stuhl niedergleiten ließ und dann neben ihr kniete, um ihr Haupt zu unterſtützen.

Jetzt erſt wagte die Bauersfrau das unglückliche junge Weib anzuſehen; doch that ſie es ſcheu und verlegen, machte auch gar keine Miene, der Niedergeſunkenen beizuſpringen, ſondern ſagte zu Madame Becker: „es iſt wahrhaftig ein Jammer; aber was kann man machen? Jetzt überſteht ſie es auf einmal und ſonſt wäre es doch für ihr Leben eine immerwährende Laſt und Plage geweſen.“

Die Angeredete hatte beide Arme auf den Tiſch geſtützt und

blickte in das bleiche Geſicht der Ohnmächtigen. „Ob es beſſer iſt,“ ſprach ſie mit ſcharfem unangenehmem Tone, „was geht es uns eigentlich an? Geſchehen ſollt' es und geſchehen iſt es; und ich hoffe,“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „daß Sie Alles gut beſorgt hat, Frau, denn es iſt im Grunde eine kitzliche Geſchichte, für welche Sie den größten Theil empfangen und für welche Sie auch mit Ihrer Haut einſtehen muß.“

„Bſt! bſt!“ entgegnete die Bauersfrau, indem ſie ihre Augen einen Moment auf die Tänzerin heftete und ſich dann der Frau näherte, zu der ſie ſagte: „kommt doch da weg, wenn Ihr ſchwätzen wollt, geht mit in's Nebenzimmer! Ich habe Euch noch allerlei mitzutheilen.“

Damit gingen die beiden Weiber in das andere Gemach und ließen die Tänzerin bei der Unglücklichen allein.

Marie befand ſich in großer Gemüthsbewegung; ſie athmete ſchnell und heftig und ſandte den beiden Weibern einen forſchenden Blick nach. Dann lehnte ſie ſanft das Haupt Katharinens an die Stuhllehne und eilte in ihr Schlafzimmer, wo ſie vom Bett ein Kiſſen, von der ärmlichen Toilette ein kleines Fläſchchen mit kölniſchem Waſſer nahm. Das Kiſſen ſchob ſie unter den Kopf der noch immer bewußtlos Daliegenden, drückte dieſen ſanft hinein und goß dann einige Tropfen des wohlriechenden Waſſers auf ihr Tuch, worauf ſie Schläfe und Stirn des armen Mädchens leicht damit rieb.

Das Alles that ſie mit einer ſeltſamen Haſt und warf dabei verſtohlen die Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers, welche Madame Becker nicht feſt hinter ſich zugezogen hatte. Nachdem ſie darauf wieder ein paar Sekunden lang aufmerkſam in das bleiche Geſicht der Kranken geblickt, erhob ſie ſich raſch, als ſie ſah, wie ſich deren Lippen langſam öffneten und ein leichter Seufzer aus der Bruſt emporſtieg. Darauf öffnete Katharine matt ihre Augen und ſah die Tänzerin mit einem dankbaren Blicke an.

Marie lächelte ihr zu, zeigte mit der linken Hand auf's Nebenzimmer und legte alsdann einen Finger der rechten Hand auf ihren Mund, als wollte ſie ſagen: ſtille! ſprich kein Wort; mach' kein Geräuſch!

Katharine ſchien das vollkommen zu verſtehen und auch wohl zu begreifen, daß dort im Nebenzimmer etwas verhandelt würde, was für ſie von großem Intereſſe ſei, denn ſie ſchloß ihre Augen und öffnete ſie wieder zur Beiſtimmung, faßte die Lehne des Stuhls mit ihren Händen und folgte dann mit den Augen der Tänzerin, welche ſich geräuſchlos und geſchmeidig wie eine Schlange um den Tiſch herum wandte, an die etwas geöffnete Thüre des Nebenzimmers gelangte, ohne daß man nur einen Fußtritt gehört hätte. Dort blieb ſie einige Minuten lauſchend ſtehen und kehrte dann ebenſo vorſichtig und leiſe zu Katharine zurück, kniete vor ſie nieder, legte abermals den Finger auf den Mund und drückte darauf ihre beiden Hände feſt auf die der armen Perſon, wobei ſie ihr bedeutungsvoll in die Augen ſah.

„Sprich kein Wort!“ flüſterte ſie, „ja, wenn die Beiden heraus kommen, ſo ſchließe deine Augen wieder. Kannſt du es ertragen, wenn ich dir was ſage, das nicht ſo ſchlimm iſt, als was du eben gehört?“

Katharine nickte mit dem Kopfe.

„Lange nicht ſo ſchlimm, aber auch nicht angenehm. — Sei ruhig — im Grunde doch angenehm. Aber du mußt nicht aufſchreien!“

Katharine machte mit den Augen ein verneinendes Zeichen.

„Bſt!“ fuhr die Tänzerin fort, indem ſie einen ängſtlichen Blick nach der Thüre warf; „es iſt wahr, was du vorhin ſagteſt: er wird ſich verheirathen.“

Katharine ſeufzte.

„Und das Kind —“ fuhr Marie leiſe fort; —

„Nun, das Kind? — — Das Kind —?“

„Es ist nicht todt," hauchte das Mädchen kaum vernehmlich. — „Es lebt, aber sie haben es fortgebracht."

— „Mir gestohlen —!"

„Wohin sie es gebracht haben, weiß ich nicht, aber ich erfahre es; sei ganz ruhig. Wir haben auch unsere Freunde!"

„Sie haben es fortgebracht! O, ich kann mir denken, um es zu verderben — das arme kleine Kind! Glaubst du nicht auch, Marie?"

Jetzt nickte die Tänzerin traurig mit dem Kopfe.

„Sie hätten es geschwind umgebracht, aber sie fürchteten sich. O, ich kann mir denken, wohin sie es gebracht haben. Zu so einem schrecklichen Weib, da wollte er damals schon, ich sollt' es hinthun. Gott! mein Gott! Da brauchen sie es nicht auf einmal umzubringen, da geht es langsam zu Grunde, da stirbt es stündlich — täglich — an — Hunger — Kälte — — Elend! —"

Bei diesen letzten Worten sank das arme Geschöpf abermals in die Kissen zurück, ihre Augen schlossen sich und fielen tief ein, und zwischen den bleichen Lippen zeigte sich ein einziger Blutstropfen.

„Sie stirbt!" rief die Tänzerin. „Sie stirbt!" schrie sie laut hinaus.

Und auf diesen Ruf hin kamen die beiden Weiber aus dem Nebenzimmer heraus und traten an den Sessel.

„Die arme Creatur!" sagte Madame Becker und stellte ihre Schnupftabaksdose auf den Tisch, um eine der kalten Hände Katharinens zu ergreifen, die jetzt schlaff herunter hingen. Der Pulsschlag zitterte nur noch in den Adern und schien nächstens ganz erlöschen zu wollen.

Aber das menschliche Herz ist stark und leistet fast das Unmögliche im Ertragen von Jammer und Elend.

„Wenn sie sterben würde," sprach die Bauersfrau, „es wär' das wahrhaftig kein Unglück für sie. Was soll die auch ein wenig

länger auf der Welt? Wenn ſie heute nicht erliegt, treibt ſie es doch vielleicht kein halbes Jahr mehr."

Unterdeſſen hatte ſich die Tänzerin über die Ohnmächtige hingebeugt und ihre friſchen Lippen berührten faſt den bleichen Mund der Anderen, während eine ſchwere Thräne um die andere aus ihren Augen herabrann.

„Seid doch ſtille!" bat ſie nach einer Pauſe. „Sprecht nicht ſo laut, man ſagt, ſo Ohnmächtige könnten manchmal Alles hören, was man neben ihnen ſpricht. Seht, ſie iſt gewiß nicht todt, ihre Lippen zittern, ihre Augen fangen an ſich zu bewegen."

„Ich habe genug von vorhin," ſagte die Bauersfrau, „und habe nicht Luſt, noch einmal dieſelbe Geſchichte zu hören. Wenn ſie wirklich wieder aufwacht, ſo gebt ihr den Todtenſchein, er iſt ächt und richtig." — Sie warf Madame Becker einen bedeutſamen Blick zu. — „Auch kann ſie die Bettchen und Kleider holen, wenn ſie will."

„Ich werde es ihr ſagen," entgegnete Madame Becker mit einem ſcheinheiligen Ausdruck im Geſicht; „und was die Begräbnißkoſten anbelangt, ſo kann Sie ſich an mich halten, Frau. Du lieber Gott! man hilft gern ſo einer armen Creatur ihren Kummer lindern."

„Sind nicht groß, die Koſten," verſetzte kopfſchüttelnd die Bauersfrau; „meine Schweſter hat's heute Früh beſorgt in ihrem Dorfe. Es war das ein kleines Loch, wenig Arbeit. Jetzt liegt ſchon der Schnee darauf; das wird ihr ein Troſt ſein, — denn wenn ſie's nächſtes Frühjahr aufſuchen kann," ſetzte ſie mit bedeutſamem Achſelzucken hinzu, „ſo iſt ihr Jammer auch ſchwächer geworden. — Adieu, Jungfer Marie!"

Die Tänzerin nickte ſtumm mit dem Kopfe ohne aufzublicken, denn ſie war beſchäftigt, das Geſicht der Ohnmächtigen abermals zu waſchen.

Madame Becker ſteckte ihre Schnupftabaksdoſe in die Taſche, nahm ein warmes Tuch vom Nagel, das ſie umhing, und ſchickte

ſich an, mit der Bauersfrau das Zimmer zu verlaſſen. An der Thüre warf ſie noch einen ſcheuen Blick auf die Kranke. — „Es kommt mir doch etwas grauſelich vor," ſagte ſie dann leiſe zu ihrer Begleiterin. „Wenn ich mir das Mädchen ſo von hier aus betrachte, ſo meine ich wahrhaftig, es ſei todt und wir trügen davon die Schuld."

„Ach was!" entgegnete die Andere; „ſeid nur nicht ſo kleinmüthig, ſo was kommt ſchon im Leben vor. Todt iſt ſie auch nicht; ſeht, ſie reißt ihre Augen auf und ſchaut nach uns her."

„Ja, ja, Frau, Ihr habt Recht, ſie blickt nach uns her, aber mit einem ſchauerlichen Blick."

Damit zog ſie die Andere zur Thüre hinaus.

Es brauchte wohl eine Viertelſtunde Zeit, ehe ſich Katharine ſo weit erholt, daß ſie die Tänzerin um die näheren Umſtände befragen konnte.

Marie ſagte, was ſie gehört:

Das Kind war alſo nicht geſtorben, aber man hatte ein anderes, das geſtern Nacht ſeinen Leiden erlegen, unterſchoben und ſo wirklich einen Todtenſchein erhalten. Wohin ſie das lebende Kind gebracht, hatte keines der Weiber geſagt, wohl aber, daß es auf den Antrieb ſeiner Familie geſchehen, die damit das letzte Band zwiſchen ihm und ſeiner ehemaligen Geliebten zerreißen wollte.

„Sei nur ruhig," ſagte die Tänzerin zu der Unglücklichen, deren Hände heftig zitterten, „ſei ruhig, wir wollen ſchon erfahren, wohin ſie das Kind gebracht."

„Von deiner Tante glaubſt du es zu erfahren?"

„Nein! nein! die ſagt mir nichts; ich habe ſchon meine Wege."

„Aber bald, Marie, nicht wahr? Bald, bald ſuchſt du es zu erfahren, denn glaube mir, wohin ſie auch das Kind gebracht haben, es befindet ſich an einem Orte, wo es nicht lange leben kann; ich kenne ſolche Anſtalten. — Du ſiehſt mich ſchaudernd an? — ja, Marie. Gott erhalte deine Unſchuld; ſie nennen das keinen

Mord, wenn ſo ein Kind langſam dahin ſiecht. — Es iſt dann geſtorben.“ —

Die Tänzerin bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und finſtere Gedanken bewegten ihr Herz. Hatte ſie in der Umgebung, wo ſie ſich befand, vielleicht eine beſſere Zukunft zu gewärtigen, als die Unglückliche, die vor ihr ſaß? Hatte ihre Tante nicht ſchon Andeutungen genug fallen laſſen über nutzlos verſchwendete Jugend und Zeit, über ein Kapital, das man nicht ruhig könne liegen laſſen und das ſeine Zinſen tragen müſſe! — Gräßlich! gräßlich! — — Und das unglückliche Mädchen vor ihr hatte doch der Liebe Alles gegeben, was ſie beſaß, ſie aber ſtand in Gefahr, verkauft zu werden wie die geringſte Sklavin! —

„Wie dank' ich dir, Marie,“ ſagte die Nähterin, die ſich allmählig wieder erholt, „wie dank' ich dir für deine Güte, für deine Hülfe! Glaube mir, ich will für dich beten und es wird dir keinen Unſegen bringen. — Für mich ſelbſt wag' ich es kaum; du biſt ſo gut, ſo unſchuldig, ſo friſch und geſund und kannſt einmal recht glücklich werden. Dann denke auch zuweilen an mich, die gewiß lange todt iſt. Und wenn du, liebe, gute Marie,“ fuhr ſie leiſer fort, indem ſie ihre beiden Arme um den Hals der Tänzerin ſchlang, „wenn du einmal einen braven Mann haſt und es dir gut geht, und du haſt eine halbe Stunde Zeit, ſo beſuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt, und du es an irgend einer Ecke ſtehen ſiehſt, ein kleines Almoſen.“

Bei dieſen Worten ſtürzte ein erleichternder Thränenſtrom aus den Augen Katharinens, und beide Mädchen hielten ſich eine Zeit lang umſchlungen und weinten heftig; die Eine, indem ſie mit trübem Blick an die Vergangenheit dachte, die Andere, indem ſie finſter in die Zukunft ſchaute. —

Der laute Klang eines Glöckchens vor dem Fenſter riß ſie aus ihren Träumereien empor.

„Iſt es denn ſchon ſo ſpät,“ fragte die Tänzerin, „daß der

Theaterwagen drunten hält, mich abzuholen? Verzeih', Katharine, da muß ich mich eilen; ich darf den Schwindelmann nicht warten laſſen."

„Und ich will auch gehen," ſprach ſeufzend die Andere, indem ſie ſich ſchwankend erhob. „Aber nicht wahr, Marie, ich ſehe dich morgen oder ſobald du etwas weißt?"

„Gewiß, Katharine, gewiß!" antwortete die Tänzerin, während ſie ihren großen Korb auf den Tiſch ſtellte, noch einmal flüchtig die Gegenſtände darin überſah, und die Tanzſchuhe, an denen ſie vorhin gearbeitet, dazu legte. „Ich werde heute Abend noch mit Einigen darüber ſprechen. O, die Mädchen bei uns wiſſen recht gut Beſcheid und Manche kennen die ganze Stadt."

„Und du kommſt dann zu mir, Abends nach acht Uhr? — Mit welcher Ungeduld will ich dich erwarten!"

„Verlaß dich auf mich; ich thu', was ich kann."

Damit band die Tänzerin ein Tuch um ihren Kopf, wickelte ſich in einen alten verblichenen Shawl, noch ein Erbſtück ihrer verſtorbenen Mutter, nahm den großen Korb unter den linken Arm und begleitete mit dem rechten Katharinen ſorgfältig nach der Thüre, die ſie abſchloß und den Schlüſſel im Ofenloch verſteckte.

Es ging etwas langſam die Treppe hinunter, und Schwindelmann, der unten an der Thüre ſtand, trippelte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Drei bis vier Colleginnen ſtreckten ihre Geſichter aus dem Wagenfenſter hervor und blickten neugierig auf das bleiche Mädchen, das mit einem Händedruck und bittenden Blick ſich von Marie verabſchiedete und nun langſam an den Häuſern dahin ſchlich.

„Der Teufel auch!" ſagte Schwindelmann, „Mamſell Marie, Sie laſſen uns lange warten. Das ſind wir bei Ihnen nicht gewöhnt."

„Es thut mir leid," entgegnete die Tänzerin, „und iſt wahrhaftig nicht meine Schuld."

„Wer iſt denn das?“ fragte Schwindelmann, indem er auf Katharine zeigte, die ſchon an den nächſten Häuſern erſchöpft ſtehen blieb.

„Eine unglückliche Perſon, der es ſehr ſchlecht ergangen,“ erwiderte Mamſell Marie.

„Und wo wohnt ſie?“ fragte eine der Tänzerinnen aus dem Wagen.

„In der Schloſſergaſſe.“

„Dahin fahren wir gerade auch,“ ſagte nachdenkend Schwindelmann. Und als ihn ein bittender Blick des jungen Mädchens traf, rief er in den Wagen hinein: „Was meint ihr da drinnen, haben wir bis zur Schloſſergaſſe noch Platz für eine arme kranke Perſon, die ſonſt vielleicht im Schnee ſtecken bleibt? — Es hat nicht Jedermann einen Wagen wie ihr Prinzeſſinnen, und was man ſeinem Nächſten thut, das wird Einem im Himmel gut geſchrieben.“

„Gott! der Schwindelmann wird fromm!“ lachte eine luſtige Stimme aus dem Wagen. „Mir iſt es gleichviel.“

„Mir auch!“ riefen ein paar Andere.

Und darauf ſprang Mamſell Marie in den Wagen, der Schlag blieb offen. Andreas fuhr fort, und Schwindelmann trabte neben der Equipage her, bis zur armen Katharine, die zu ihrer großen Verwunderung ſolchergeſtalt auf die angenehmſte und bequemſte Art nach ihrer Wohnung in der Schloſſergaſſe befördert wurde.

Schwindelmann aber wurde ſeit jenem Abend von den Tänzerinnen zum Hoftheater-Samariter ernannt.

Achtzehntes Kapitel.

Hinter der achten Couliſſe.

Wenn auch ſchon in Schrift und Zeichnung ſo tauſenderlei mitgetheilt worden iſt von dem Leben und Treiben hinter den Couliſſen, ſo war das inſofern recht oberflächlich, als es nur jenen Theil derſelben behandelte, welcher, ziemlich hell vom Lampenlicht beſchienen, dicht an der Bühne liegt. In die weiter zurückgezogenen Räume, namentlich in die Tiefen des Theaters hinter dem letzten Vorhang, ſowie in die dunkeln Niſchen zwiſchen Einſchlag-, Donner- und Regen-Apparat, oder jenem ſtillen Raume, wo die Seile der verſchiedenen Glockengeläute hängen, drangen wenig neugierige Blicke Uneingeweihter; von all' dieſen dunkeln Orten wurde noch wenig Intereſſantes und Wahres berichtet, und dieſe ſind doch, wie alle Räume im Himmel und auf Erden, mit Weſen, und zwar mit geſchäftigen und ſehr wichtigen Weſen bevölkert.

Hier haust nämlich ſeit unvordenklichen Zeiten und ſobald die Dekoration eines jedesmaligen Actes ſteht, das Geſchlecht der Maſchiniſten und Zimmerleute, der Feuerwächter und der Aushelfer. Der Glanz und der Lärm der Bühne iſt ihnen verhaßt, ſie ſuchen gern ein ſtilles Plätzchen, wo ſie ruhig zuſammen plaudern oder auch einzeln über ſo Manches nachdenken können. Das ſind meiſtens keine ganz gewöhnlichen Menſchen, und Viele von ihnen haben ſchon verſchiedene Carrieren verſucht, ehe ſie endlich hier als die unſichtbaren Lenker der Pracht und Herrlichkeit des Theaters hängen geblieben ſind. Den ganzen Tag hier in einem ewigen Halbdunkel beſchäftigt, haben ſie ſich allmählig daran gewöhnt und lieben die ſtillen Räume mit ihrem ſanften, zweifel-

haften Lichte mehr wie den Glanz der Sonne. Ja, wenn ſie Mittags nach Hauſe gehen, ſo drücken ſie ihre Mützen tief in's Geſicht und ſcheinen ordentlich ſcheu auf der Straße dahin zu flattern, wie aufgeſtörte Nachtvögel. Unlieb iſt ihnen bei der Arbeit der neugierige, ſcharf blitzende Sonnenſtrahl, der zuweilen bei einer Tagesprobe durch eine Oeffnung auf die finſtere Bühne zuckt und mit einem langen, ſchmalen Streifen ſo reines Gold, ſo glühendes Licht zwiſchen die ſchwarzen Schatten hinein wirft, daß die gemalten Blumen erbleichen und das abendlich noch ſo friſche Grün grau und moderig ausſieht.

Sie, dieſe armen Arbeiter, den ganzen Tag in der Finſterniß umhertappend, lieben überhaupt den Sommer und den Sonnenſchein wenig, wenn letzterer draußen über Berg und Thal ſcheint und alle Menſchen ſich an ſeinem Strahle erfreuen, ſich an der friſchen Luft erlaben, welche die duftenden Blumen und Bäume aushauchen, während ſie die knarrenden Seile auf und ab ziehen, beſtaubte Couliſſen aufhängen und einen künſtlichen Donner und Regen hervorbringen, der nichts Erquickendes hat und nur Legionen von Motten und einige Fledermäuſe aufjagt.

Der Winter iſt ihnen lieber; da ſind die anderen Menſchen auch in's Haus gebannt, und da ſitzt es ſich gar nicht unbehaglich an dem breiten eiſernen Ofen hinter der achten Couliſſe, während draußen der Sturm heult oder der Regen auf das Zinndach des Theaters niederpraſſelt.

Ja, hinter der achten Couliſſe iſt ein recht heimliches Plätzchen, wie gemacht zum Verſammlungsort der Maſchiniſten und Zimmerleute. Gleich rechts daneben iſt die Flugmaſchine, mit der es auf den Schnürboden hinauf geht, und links die eine Treppe, welche unter das Podium führt; die Zeichen zum Donner und Regen hängen dicht daneben, und zwei Sprachrohre münden hier ebenfalls, durch welche man Befehle augenblicklich nach allen Theilen der Bühne hinſchleudern kann. Da ſtehen meiſtens Fauteuils und

sonstige Sitzgelegenheiten, die in den nächsten Akten gebraucht werden und worauf man es sich bequem macht.

Auch in anderer Beziehung hat dieses Plätzchen so weit nach hinten seine guten Eigenschaften. Das unangenehme Volk der Statisten in ihren seltsam duftenden Anzügen treibt sich mehr vorn am Eingange herum und tritt hier Niemand in den Weg und auf die Hühneraugen; den Künstlern ersten und zweiten Ranges ist es da hinten natürlicher Weise viel zu dunkel und einsam, und selbst das leichtfüßige Corps de Ballet hüpft, wenn es ja einmal auf die andere Seite des Theaters muß, mit einem großen Sprunge bei der achten Coulisse vorbei, denn es zieht da manchmal sehr stark, namentlich dringt gewöhnlich eine kalte Luft unten aus dem Podium hervor.

Die Dekoration des ersten Aktes steht, und es ist eine jener angenehmen Opern, in denen allaktlich die Scene stehen bleibt, weßhalb die meisten Maschinisten und Zimmerleute nichts zu thun haben. Hinter der achten Coulisse ist nun ein artiges Plauderstübchen eingerichtet, und wer nicht gerade einen bestimmten Posten auf der anderen Seite hat, der findet sich hier ein. Da ist ein königlicher Thron, der nachher gebraucht wird und auf welchem der erste Maschinist sitzt; doch hat er das Kissen von rothem Sammt herumgedreht und begnügt sich mit dem ledernen Unterfutter.

Dieser erste Maschinist war Herr Hammer, ein schon ältlicher Mann, der sehr stark schnupfte, sehr gerne erzählte und dazu beständig mit dem Kopfe nickte, welches Nicken er vielfach mit dem Ausrufe: „Ja — a! ja — a!“ begleitete, was er wahrscheinlich that, um seine Zuhörer zu versichern, seine Erzählung sei wahr und nicht erfunden, welch' Ersteres von dem ganzen Theaterpersonal stark bezweifelt wurde, denn der erste Maschinist war dafür bekannt, daß er etwas heftig lüge, besonders wenn er auf die Feldzüge zu sprechen kam, die er mitgemacht.

Wir können hier eine andere Persönlichkeit nicht übergehen,

die ſich ebenfalls oft hinter der achten Couliſſe einfindet, aber dem Range nach eigentlich ſpäter genannt werden müßte. Es iſt dies der Schneidergehülfe Herr Schellinger, eine kleine dürftige Geſtalt mit ſtark gekrümmtem Rücken und etwas zitternden Händen. Herr Schellinger war an die Sechszig, hatte Zeit ſeines Lebens in jeder Beziehung ſtark gearbeitet und erfreute ſich nun dafür ziemlich dürftiger Umſtände und einer mangelhaften Geſundheit. Er war ein denkender Künſtler geweſen, ein Mann von tiefer Phantaſie, und da er auf dem Schneidertiſche ſo viele freie Stunden hatte, in denen ſein Geiſt unabhängig von der Knechtſchaft der Nadel umher ziehen konnte in der weiten Welt, ſo reiste er beſtändig, das heißt immer in Gedanken, und hatte dabei die Eigenthümlichkeit, daß er ſich nach der Rückkehr von einer ſo weit ausſponnenen Tour ſteif und feſt einbildete, er habe wirklich dieſe Reiſen gemacht, und daß er die wunderbarſten Dinge davon erzählte. — Wenn er in der Garderobe mit dem Anziehen fertig war, ſo ſtahl er ſich auf die Bühne und placirte ſich meiſtens in die Nähe des erſten Maſchiniſten, von dem er komiſcher Weiſe behauptete, es ſei auf der ganzen Welt Niemand, der ſo lügen könne wie der Herr Hammer. Deshalb paßte er auch jedem Worte deſſelben auf und ſuchte ihm augenblicklich nachzuweiſen, wo er blau färbe.

Auf der linken Seite des Thronſeſſels befand ſich ein ſchwarzer Sarg, der aus der letzten Scene von Romeo und Julie, die geſtern Abend auf der Bühne geliebt und gelitten, ſtehen geblieben war. Auf dem Kopfende deſſelben ſaß der Garderobegehülfe, die Hände über den Knieen gefaltet, den Kopf etwas nach der linken Seite geneigt, um beſſer hören zu können. Neben ihm befanden ſich ein paar Zimmerleute: rechts vom Throne ſtand eine Geſtalt, die des näheren Betrachtens werth iſt.

Es war dies ein kleines zartes Männchen in einem abgeſchabten

ſchwarzen Frack, mit einem klugen Geſichte, auf welchem das Alter und vielleicht auch ein luſtiges Leben tiefe Furchen gezogen hatten. Aus dem ſchwarzen Halstuch ragte ein ziemlich hoher Hemdkragen hervor, aſchfarben wie der Teint dieſes Mannes, welchem nur ein paar ſcharfe dunkelblaue Augen etwas Lebhaftes verliehen; den Scheitel bedeckte eine kleine fuchſige Perrücke, die aber nirgendwo mehr feſtliegen wollte und rings herum ſtrüppig und drohend in die Höhe ſtand. Das Merkwürdigſte an dieſem Manne aber war unbedingt eine ziemlich große Waſſerſpritze, die er geladen und aufgezogen an ſeinem linken Arm trug. Dies war Herr Wander, ein Mann, der ſeltſame Schickſale gehabt. Von guter, vermöglicher Familie, hätte er in ſeiner Jugend ein unabhängiges Leben führen können, wenn ihn nicht eine unüberwindliche Leidenſchaft zum Theaterleben an den Thesbiskarren geſpannt hätte, wo er übrigens mehr zum eigenen Vergnügen als zur wirklichen Hülfe mit lief. Das ging Alles ſo lange gut, als Jugend und Geld ausreichte; dann aber wollte ſich kein Theaterdirektor mehr mit dem Herrn Wander einlaſſen, er durfte die geliebten Bretter nicht ferner betreten, und da es ihm denn doch einmal unmöglich war, von dem für ihn ſo anziehenden Leben und Treiben zu laſſen, ſo half er aus, wo man gerade ſeiner kleinen Dienſte bedurfte. So diente er nach und nach als Inſpicient, Requiſeur, Souffleur, ja er friſirte ſogar eine Zeit lang in der Herrengarderobe, und als das Alles nicht mehr ging und ihn Niemand mehr haben wollte, ſo kehrte er in ſeine Heimath, die Reſidenz, zurück, wo er das doppelte Glück hatte, eine kleine Erbſchaft zu machen, ſowie von dem Intendanten die gnädigſte Erlaubniß zu erhalten, bei großen Vorſtellungen als überzähliger Spritzenmann aushelfen zu dürfen.

Der Spritzenmann, geneigter Leſer, iſt eine Perſon, welche mit dem ſehr großen Exemplare eines Inſtrumentes, das dir unter einem unausſprechlichen Namen bekannt iſt, hinter den Couliſſen auf und ab

wandelt und ſorgſam an Lampen und Decorationen umher ſpäht, um zuzuſpritzen, wo ſich ein verdächtiger Funke zeigt.

Vor dem Thronſeſſel auf einer künſtlichen Raſenbank ſaß Herr Schwindelmann, der jetzt ebenfalls, ſobald ſich ſämmtliche Künſtler und Künſtlerinnen im Theater befanden, nur am Ende eines jeden Aktes zu thun hatte, denn ſeine Nebenbeſchäftigung war alsdann, den großen Portalvorhang herab zu laſſen.

An der Couliſſe Numero acht, die ſehr weit hineingeſchoben war, lehnte der Sohn des Herrn Hammer, ein junger Menſch von einigen zwanzig Jahren, eine ſchöne, kräftige Geſtalt. Er war ebenfalls Maſchiniſt und ſprach gerade mit einem Kameraden, der neben ihm auf einem hölzernen Blocke ſaß, und der dem Aeußern nach den vollkommenſten Gegenſatz zu ihm bildete. War der junge Hammer mit ſeiner breiten und muskulöſen Geſtalt, mit dem friſchen gutmüthigen Geſichte ein Bild der Geſundheit und des Lebens, ſo war der Andere ein leibhaftiges Conterfei der Krankheit, ja des Todes. Er ſaß mit gefalteten Händen, an den Fuß der Couliſſe gelehnt, und wenn er ſo ſchwer und tief athmete, ſo bemerkte man auf dem Rücken durch das dünne Röckchen hindurch, womit er bedeckt war, wie die Schulterblätter zitternd auf und ab gingen. Sein Geſicht war eingefallen, und er ſchien, in tiefes Nachdenken verſunken, auf die ſchwarze ſchauerliche Bank zu ſtieren, auf welcher Herr Schellinger ſaß.

„Ja — a, ja — a," ſagte der erſte Maſchiniſt mit dem Kopfe nickend, indem er ſich an den kranken Mann wandte, „nur nicht den Muth verloren, Albert. Dann kann und wird Alles gut gehen. Wenn einmal der Winter vorbei iſt, mit ſeinem ewigen Schnee und Froſt — wenn der Frühling kommt —"

„Und wenn er reiſen könnte," meinte der Garderobegehülfe mit näſelnder Stimme und aufgehobenem Zeigefinger. „Wenn er reiſen könnte, da links herüber nach Italien, wo die meiſten

Leute über hundert Jahre alt werden. — Als ich damals dort war —"

„Wir wiſſen die Geſchichte ſchon, ja — a, ja — a," unterbrach ihn Herr Hammer. „Als Ihr in Italien waret und ebenfalls krank, und als ſie Euch mit dem bewußten Mückenfett kurirt."

„Nein, es war Schlangenhaut," entgegnete ruhig der Schneider, „von der großen Schlange, die ſich am Baume aufhängt und dann ſelbſt ihren Balg abſtreift. Ich habe ein Stück davon mitgebracht. — Wollt ihr es ſehen?" — —

„Später! ſpäter!" ſprach ungeduldig Herr Hammer, und fuhr dann zu dem Anderen gewendet fort: „wie ich Euch ſagte, Albert, laßt Euch nur zuweilen vor den Regiſſeuren und dem Obermaſchiniſten ſehen. Faßt nur hie und da ein Tau an und thut, als wenn Ihr was ſchafftet. Haltet Euch dabei immer nur an meinen Sohn Richard, der reißt Euch ſchon durch. Und im Grunde iſt es ja ganz einerlei, man thut damit der Theaterkaſſe keinen Abbruch, denn Richard arbeitet für zwei."

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür," erwiderte der Kranke, „denn wie ſollte ich exiſtiren, wenn man mich als untauglich entließe! Da wäre mein letztes Brod gebacken und ich müßte gerade Hungers ſterben. Sie haben überhaupt ſchon ſo viel an mir gethan, daß ich gar nicht weiß, wie ich es wieder gut machen ſoll. — Ach! wer würde mich als Taglöhner nehmen!"

„Ja, es iſt eigentlich ein prekäres Geſchäft, ſo von ſeiner Händearbeit im Taglohn leben zu müſſen," ſagte Herr Wander. „Ich habe das oft mit angeſehen, wenn man ſechs Tage ſchafft, ſo hat man ſechs Tage Lohn; aber nun kommt der Sonntag, der doch zur Ruhe und zur Freude für Menſchen und Vieh geſchaffen iſt, und an dem iſt nichts da zu beißen und zu nagen, wenn man nicht von den paar Kreuzern der Wochentage ſich etwas aufhebt. Das iſt ſchlecht eingerichtet."

„Und wenn man erſt krank wird," verſetzte Albert, indem er

langſam den Kopf erhob; „ich ſage es noch einmal: wenn ich von euch keine Hülfe hätte, ich wäre mit Weib und Kindern ein verlorner Mann!“

„Dafür ſollte dem, für den man ſchafft, auch die Verpflichtung obliegen, Einen zu unterhalten, wenn man keine Hand mehr regen kann,“ meinte der junge Hammer.

„Das wäre nicht ſo übel,“ ſagte nachdenkend der Schneider. „Und ich will dir was ſagen, Richard, das kannſt du haben. Da mußt du dich ſchwarz anſtreichen laſſen und zu die Geſchlafen gehen; da haſt du's, wie es dein Herz begehrt: du arbeiteſt da ziemlich hart, das iſt wahr —“

„Bah!“ erwiderte der junge Zimmermann, „was das harte Arbeiten anbelangt, davon kann unſereins auch erzählen. Ich will am Ende nicht einmal vom Theater ſprechen; aber man ſollte einmal ſo ein Dutzend lumpige Neger, die ſich in ihrem Baumwollenfeld bei ihrem Schaffen und ein Bischen Prügel beklagen, man ſollt' die fein thuenden Hallunken einmal auf einen Zimmerplatz hinaus thun, ſo wo es gilt, mit achtziger Balken zu arbeiten, namentlich im Spätherbſt, wenn ein Dach aufzuſetzen iſt, und wo jeden Morgen das helle Glatteis auf den Balken ſitzt. Da hat man immer ſein Todtenhemd an; und was die Prügel anbelangt, da braucht man nur einen jähzornigen Obergeſellen zu haben, der ein Lattenſtück gut anzugreifen verſteht; da fliegen die Funken davon, das kann ich euch verſichern.“

„Aber dafür ſeid Ihr ein freier Mann,“ meinte Herr Wander, indem er ſeine Spritze vorſichtig auf den Boden ſtellte, und eine Priſe aus der dargebotenen Doſe des erſten Maſchiniſten nahm.

„Ein freier Mann!“ lachte der Andere. „Ja, Ihr verſteht's! — Jetzt bin ich frei, dachte auch der Eſel eines Tages, an welchem er die Säcke abgeworfen, und ſagte das dem Wolf einen Augenblick vorher, ehe dieſer ihn auffraß.“

„Der Richard hat nicht ganz Unrecht," ſagte leiſe Herr Schellinger. „So ein Geſchlaf hat's gar nicht ſchlecht; ich möchte auch eins ſein. So ein Kerl ſitzt in ſeiner Hütte, ißt den ganzen Tag die theuerſten Früchte, nährt ſich von Reißbrei und jungen Hühnern, und wenn er einmal nicht ſchaffen will, ſo gibt er Bauchſchmerzen vor und bleibt zu Hauſe."

„Das kannſt du auch thun," bemerkte Schwindelmann.

„Ja, aber nicht unter den vorhin angegebenen Bedingungen," entgegnete der Schneider. „Wo bleibt dann der Reißbrei und die Früchte?"

„Pfui, Schellinger!" ſagte lachend Herr Wander, „du biſt eine knechtiſch geſinnte Natur! Was nutzt dich das Bischen Eſſen und Trinken, wenn du dafür von allem Erhabenen und Schönen, was die Freiheit bietet, nichts erreichen kannſt?"

„Was habe denn ich armer Schneider je Erhabenes und Schönes zu erreichen gehabt?"

„Wenn du ein Geſchlaf biſt," entgegnete lachend Richard, „ſo kannſt du dir kein eigenes Vermögen erwerben, kein Haus beſitzen."

„O, das wäre Schade!" grinste der Schneider.

„Ja — a, ja — a!" ſprach der erſte Maſchiniſt, „und könnte niemals Abgeordneter oder Stadtrath werden."

„Wozu ich als freier Mann freilich hier alle Ausſicht habe," meinte höhniſch Herr Schellinger.

„Aber Spaß bei Seite!" warf der Schwindelmann dazwiſchen, indem er ſeinen Nachbar verſtohlen an die Seite ſtieß, „über das Geſchlafenleben kann uns Niemand beſſer aufklären wie der Schellinger. Nicht wahr, du biſt ja da hinten in Südamerika geweſen, und haſt den Onkel Tom beſucht?"

„Es iſt das ſchon lange her," entgegnete kopfnickend und träumeriſch der Schneider; „ich glaube ſo an die zwanzig Jahre, aber ich erinnere mich ſeiner noch recht gut. — Unter uns geſagt, der Onkel

Tom" — damit ſchob er wichtig die Unterlippe vor, zog die Augenbrauen in die Höhe und ſchüttelte mit dem Kopfe — „der Onkel Tom, — na! ihr verſteht mich!"

„War er ein etwas verwegener Burſche?" fragte Richard, indem er ſich, um beſſer zu hören, feſter in die Couliſſen hinein drückte.

„Der Hafer hat ihn geſtochen," fuhr Herr Schellinger fort. „Er hatte es zu gut; es war ſo ein Bischen Wühlerei dabei, was Demokratiſches, weßhalb er auch verkauft wurde. Und das Buch," ſagte er geheimnißvoll, indem er den Zeigefinger erhob, „ſoll auch eigentlich keine Bibel geweſen ſein, ſondern eine Verfaſſungsurkunde, die er für die Schwarzen entworfen. — Ich habe es in der Hand gehabt."

„Aber das Verkaufen wirſt du nicht rechtfertigen wollen? Denke dir, du haſt Weib und Kind, mit denen du ſchon lange Jahre lebſt, nun will man dir deine Frau verkaufen."

„Ja, das hätte er ſich ſchon gefallen laſſen," ſagte Herr Wander. „Nicht wahr, Schellinger, darüber hätteſt du kein Buch geſchrieben?"

Der Schneider gab über dieſe ſchlechten Späſſe keine Antwort, er blickte nachdenkend an den Schnürboden hinauf und erwiderte dann: „das Verkaufen iſt allerdings ſehr hart. Aber als ich da hinten war, da hat mich ſo ein amerikaniſcher Oberamtmann darüber aufgeklärt. Man muß das Ding nicht mit unſerem Maßſtab meſſen. Was Teufel! Wenn ich hier bei uns heirathe und Kinder bekomme, ſo hat kein Menſch ein Wort darein zu ſprechen; Frau und Kinder ſind mein, das weiß ich, denn ich lebe in einem Lande, wo man mir alles Andere, nur nicht die Familie verkaufen kann."

„Wenigſtens nicht öffentlich," ſagte Richard finſter.

„Nun alſo," fuhr der Schneider fort, „ich verſichere euch, als ich damals da hinten war — ich kam gerade von Mexico herüber,

wo ich mich eine Zeit lang bei den Schwarzen aufhielt — da hatte ich auch nicht übel Luſt, mich zu verheirathen.“

„Wenn das deine Alte gewußt hätte!“ meinte Schwindelmann.

„Wir waren ſo zu ſagen ſchon einig, da ging ich eben zu jenem Oberamtmann und trug ihm die Sache vor. Er dachte eine Zeit lang nach, ſpuckte — mit Reſpekt zu vermelden — mehreremals gerade aus an die Bäume, und das mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit, daß ein Kolibri, den er treffen wollte, todt herunter fiel.“

„Ah! — Schellinger!“

„Gott ſtraf mich, es iſt wahr! — Seht ihr die Honoratioren da hinten herum, die zu faul ſind, ein Gewehr zu tragen, gehen auf ſolche Art auf die Vögeljagd, und wenn man ſo durch den Wald geht, da ſieht man ſie bald hier und bald da mit geſpitztem Maule ſtehen, und auf einmal patſch! — patſch dich! — prrdauz! Da rappelt's droben und herunter fallt euch ſo ein Lämmergeier, der mit ausgeſpreitzten Flügeln ſeine ſechsunddreißig Fuß mißt.“

„Lüg' du und der Teufel!“ rief Schwindelmann. — „Schellinger, wie kann man ſo unverſchämt ſein!“

„Es iſt leider wahr,“ entgegnete traurig der Schneider; „man gewöhnt ſich in Amerika das Spucken auf dieſe heftige Art ſo leicht an. Als ich hieher zurück kam, konnt' ich's nimmer laſſen, und eines Tages paſſirte mir ein großes Unglück. Da ſtand mein älteſter Sohn vor mir, ich — patſch dich! und fliegt ihm die linke Hand fort.“

„Aber, Schellinger,“ ſagte ziemlich ernſt der erſte Maſchiniſt, „du haſt ja nie einen Sohn gehabt!“

„Das iſt leicht möglich — aber gewiß ohne meine Schuld,“ verſetzte unerſchütterlich der Schneider. „Ich habe es meiner Frau immer geſagt. Nun, dann war es der älteſte Sohn von ſonſt Jemand. Aber wahr iſt die Geſchichte, und wenn Einer die Probe davon machen will, da ſteh' ich zu Befehl.“

„Na, wir glauben es ja!“ erwiderte Schwindelmann. „Aber jetzt bleib' bei deinem Oberamtmann. Er rieth dir alſo vom Heirathen ab?“

„Das verſteht ſich,“ erzählte Schellinger weiter. — „Siehſt du, ſagte der Oberamtmann, — er ſprach natürlicher Weiſe amerikaniſch — wenn du hier heirathest, ſo haſt du freilich den Schutz der Geſetze, aber der iſt verflucht gering, und wenn du Kinder kriegſt und es gibt ſo 'ne rare Race, wie du ſelber biſt, da geht dein Herr gleich her, ehe ſie noch ausgeflogen ſind —“

„Was, Schellinger, ehe ſie noch ausgeflogen ſind? — Was ſoll das heißen?“

„Habt ihr denn nie gehört, daß es da gewiſſe Stämme gibt, die ſich ordentliche Vogelneſter in die Bäume hinein bauen; es ſind eigentlich Menſchenneſter, und darin führen ſie ihre Haushaltung, und wenn die Kleinen anfangen zu laufen, da müſſen ſie zuerſt den Baum herunter und herauf krappeln, und das nennt man ausfliegen. Das iſt nämlich der Stamm der ſogenannten Vögelneger.“

„Und darunter habt Ihr Euch vorzugsweiſe wohl aufnehmen laſſen?“ fragte Herr Hammer.

„Es war nur ein vorübergehendes Gelüſte,“ antwortete der Schneider, indem er die Hände auf ſeine Kniee legte und den Kopf tief herab ſinken ließ. — „Aber was nutzen mich meine ſchönen Geſchichten! Ihr ſeid wahrhaftig zu dumm, die Moral davon heraus zu finden.“

Der erſte Maſchiniſt legte den Finger an die Naſe, nickte mit dem Kopfe und ſprach: „ja — a, ja — a, es iſt nicht ganz ohne, was der Schellinger meint; er will nämlich ſagen, wenn es auch eine totale Ungerechtigkeit iſt, ſo einem armen Geſchlafen ſein Weib und ſeine Kinder zu verkaufen, ſo iſt es doch lange nicht ſo ſchlimm, als wenn ſo was bei uns geſchähe. Der Geſchlaf weiß vorher, wenn er ſich verheirathet, daß dort ſo Mode iſt, ſein

Vater ist vielleicht verkauft worden, seine Mutter, seine Brüder, was weiß ich! Und da kann es ihm mit seiner Familie auch so gehen; er sieht das immer vor Augen, meint der Schellinger, und gewöhnt sich am Ende daran, und so wäre es denn lange nicht so schlimm, denkt der Schellinger, als wenn man unsereins Frau und Kinder verkaufen wollte."

Der Schneider nickte stumm mit dem Kopfe, als wollte er sagen, seine Rede sei vollkommen richtig ausgelegt worden.

„Ja," meinte Richard, indem er die Arme über einander schlug, „so Eines weiß es nicht besser, wie die Köchin von dem Aal sagte, als sie ihm lebendig das Fell abzog. Und dagegen müßte man schon Schritte thun."

„Das muß man aber den Amerikanern überlassen," mischte sich Herr Wander in's Gespräch. „Gott! was geht uns die Geschichte eigentlich an, und was können wir dazu thun? Ich begreife nur eigentlich nicht, wie die Geschichten der amerikanischen Miß, die das Buch geschrieben, bei uns so viel Spektakel haben machen können."

Der Schneider lächelte kopfschüttelnd vor sich hin, wurde aber nicht beachtet.

„Aber da finden sie ein Vergnügen daran, sich Grausamkeiten erzählen zu lassen, die weit weg von uns geschehen, darüber ein Maul zu machen und zu jammern. — — Und weßhalb haben die meisten dieser Enthusiasten kein Herz, wenn man ihnen vom Unglück zu Hause erzählt, und schmachten über den Ozean hinüber, wenn da einmal ein Onkel Tom verkauft wird oder irgend eine Mulattin davon läuft? — Ich will es euch sagen: den Jammer haben sie wohlfeil, da hat man ihnen gut sagen: na! wenn euch denn das Elend da hinten in Amerika so ungeheuer schmerzt, so thut was dafür, — da zucken sie die Achseln und entgegnen: was können wir thun? Wir haben nur unsere Thränen. — Ja, Thränen sind wohlfeil!"

„Sie haben aber auch Adreſſen an die Amerikanerinnen gemacht, die Weiber in England," ſagte Schwindelmann.

„Ganz richtig!" lachte Herr Wander; „aber die geſcheidten Amerikanerinnen haben ihnen artig heimgeleigt und ihnen geſagt: bekümmert euch um die Sklaverei bei euch, die iſt viel härter und grauſamer als die unſrige."

„Ja — a, ja — a, und haben Recht gehabt. Es gibt bei uns wahrhaftig mehr Sklavenhalter als in Amerika. — Apropos, es heißt ja, ſie ſoll auch hieher kommen, die Amerikanerin; ſie macht eine Rundreiſe durch Europa und läßt ſich ſehen."

„Da wollen wir ihr ein feſtlich beleuchtetes Haus veranſtalten," meinte Richard. — „Aber etwas muß man dem Buch doch laſſen, man ſieht, daß es Jemand geſchrieben hat, der das Leben in Amerika genau kennt."

Der Schneider ſchüttelte abermals und mit ziemlich verächtlichem Lächeln den Kopf.

„Nicht, Schellinger? Hat die Amerikanerin ihr Land nicht gut beſchrieben?"

„Das hat gar keine Amerikanerin geſchrieben," ſprach der Schneider mit ſchmerzlichem Tone.

„Was Teufels! iſt denn Madame — — Stowe keine Amerikanerin?"

„O ja," entgegnete Schellinger, indem er das ſpitze Kinn in ſein rechtes, mageres Händchen ſtützte; „die Stowe iſt eine Amerikanerin; ich kenne ſie ganz genau, eine recht brave Frau, ſie wohnte da links um die Ecke; wenn man nach Amerika fährt, kommt man dicht am Hauſe vorbei, gleich nebenan iſt das Wirthshaus zum weißen Roß, wo man einen ſehr guten Clevner trinkt. Der Wirth iſt ein Spanier und heißt Schwitzgäbele." — Das Alles erzählte er mit ſo melancholiſchem Tone und ſtierte dabei vor ſich hin, daß man glauben konnte, ihn ſchmerze tief die Erinnerung an jene ſchöne

Reiſe, und er ſehe leibhaftig vor ſich das weiße Roß und den Spanier Don Schwitzgäbele.

„Und da wohnte die Stowe?“

„Da wohnte ſie gleich nebenan. Ich reiste damals mit einem Preußen, der den Spleen hatte und überall Berlin vor ſich ſah, denn als er den Miſſiſippi erblickte, rief er aus: ganz wie bei uns zu Hauſe; nur iſt die Spree zur Regenszeit ein wenig größer und meiſtens viel klarer. — Die Stowe nahm uns freundlich auf, wir ſpeiſten bei ihr zu Mittag, ſehr gut und fein. Alles war von Bernſtein, die Schüſſeln, Gabeln und Löffeln, kurz Alles, Alles.“

„Von Bernſtein?“ fragte Herr Wander erſtaunt. „Hat man in Amerika ſo viel Bernſtein?“

„Da wird er gefunden,“ entgegnete ruhig Herr Schellinger.

„Ah! der kommt ja aus der Oſtſee, das weiß ich beſſer!“ rief Schwindelmann.

„Das iſt ein großer Irrthum,“ fuhr der Garderobegehülfe fort. „Von den amerikaniſchen Pferden kommt der Bernſtein her; wenn ſie wild aufgefangen werden, ſo hebt man ihnen den linken Vorderfuß auf, und da hat jedes ein großes Stück Bernſtein, das ſchlägt man los und macht die ſchönſten Sachen daraus.“

„Aber, Schellinger!“

„Als wir bei der Madame Stowe gegeſſen hatten, ließ ſie ein paar wild gefangene Pferde herein kommen, ſchlug den Bernſtein vor unſeren Augen los und gab Jedem von uns ein Stück. — Ich weiß wohl, daß ihr mir nicht glaubt, aber ich will euch überzeugen. — Seht her.“ Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand in ſeine Rocktaſche und brachte eine unbedeutende Cigarrenſpitze von Meerſchaum hervor, an welcher ſich ein kaum nennenswerthes Stück Bernſtein befand. — „Da ſchaut her,“ fuhr er fort, „das habe ich mir davon machen laſſen, und wenn ihr mir bei allem dem nicht glauben wollt, ſo ſchreibt in Gottes Namen an den Preußen in Berlin, der mit mir gereist iſt. Seine Adreſſe weiß ich frei-

lich nicht mehr, aber er iſt nicht ſchwer zu finden, denn er heißt Müller."

„Was machen ſie draußen auf der Bühne?" fragte der erſte Maſchiniſt ſeinen Sohn. „Haben wir bald Actus?"

„O nein, es ſind noch vier lange Scenen. Der Schellinger kann ſchon noch ſeine Geſchichten zu Ende bringen. — Alſo die Stowe iſt nicht die Verfaſſerin von dem bekannten Buch?"

Der Schneider ſchüttelte mit dem Kopfe, rieb ſich die Hände und blickte, ſeit längerer Zeit zum erſten Mal, in die Höhe, als er mit großer Beſtimmtheit ſagte: „die Frau denkt nicht daran; das iſt ein braves Weib, die ihre Hühner und Gänſe füttert, ihren Kindern die Strümpfe ſtoppt und ihre Wäſche pünktlich beſorgt, viel zu pünktlich — die ſchreibt keine Bücher. — Stowe, ſagt' ich zu ihr, als wir nach Tiſche eine Cigarre mit einander rauchten —"

„Wie? ſie rauchte auch?"

„Alle Amerikanerinnen rauchen zu Hauſe. Alſo ich ſagte zu ihr: Stowe, hat Sie das Buch geſchrieben oder nicht?"

„Wenn haſt du dieſe Reiſe eigentlich gemacht, Schellinger?" fragte Richard lächelnd.

„Ich habe euch ſchon einmal geſagt, daß es ungefähr zwanzig Jahre her ſein mögen," entgegnete der Garderobegehülfe.

„So, vor zwanzig Jahren haſt du ſie gefragt, ob ſie das Buch geſchrieben hat? — Na, das hab' ich nur wiſſen wollen."

„Auf ihr Ehrenwort habe ich ſie damals gefragt," verſetzte ruhig der Schneider, indem er aufblickte, „und ſie ſagte: nein Schellinger, ich hab' es nicht geſchrieben, Gott ſtraf' mich! Ich kenne aber den Verfaſſer: es iſt von einem pietiſtiſchen Pfarrer in Rheinpreußen."

Die Zuhörer hatten lange an ſich gehalten, jetzt aber brachen ſie in ein ſo lautes Gelächter aus, daß der Inſpicient, der mit ſeinem Buche hinter den Couliſſen hin und her ging, erſchrocken herum fuhr und eifrigſt Ruhe gebot.

Schellinger zuckte die Achſeln und ſprach nach einer Pauſe:

„Ihr seid so verwildert, daß man euch gar nichts Vernünftiges mehr erzählen kann, und ich bin einmal so ein Narr und kann es nicht lassen, an jene Zeit, welche die glücklichste meines Lebens war, zurück zu denken. Ich versichere euch, wenn man hier unsere miserable Kälte annimmt, so ist es eine wahre Wonne, da mit den Negern so still und friedlich zu leben, unter den Palmenbäumen zu sitzen und reife Orangen zu verspeisen. So ein Negerdorf hat etwas sehr Angenehmes, und sie wohnen ganz charmant. Na! ihr habt das ja in der Beschreibung gelesen; auch essen sie vortreffliche Kuchen, trinken Dattelwein und singen dazu: „noch ist Polen nicht verloren." Das kann ich euch versichern — Gott straf' mich! — an das lumpige Leben hier zu Land habe ich nicht mehr gedacht, wenn ich so Abends mit ihnen vor ihren Hütten auf der feinen Matte lag, neben so einem behaglichen Schwarzen; die Weiber saßen daneben und vor ihnen im Grase spielten die weißen Kinder."

„Die weißen Kinder, Schellinger?"

„Die weißen Kinder!" entgegnete nachdrücklich der Schneider. „Wißt ihr denn nicht, weßhalb die Schwarzen so schwarz sind? — Nun, das will ich euch sagen. Die Sonne hat eine so furchtbare Kraft, daß sie einen dort in fünf, sechs Jahren ganz schwarz brennt."

„Du bist aber weiß geblieben, Schellinger!"

„Ja, ich hatte keine Anlage zum Schwarzwerden," erwiderte der Garderobegehülfe; „man muß dazu gestimmt sein wie die Neger —"

„Aber, Schellinger —" wollte Richard fortfahren ihn zu examiniren.

„Laßt ihn doch," rief Schwindelmann, „daß wir fertig werden; draußen der Herzog hat schon seinen Degen gezogen und wird im nächsten Augenblick seinen Freund erstechen, dann fällt der Vorhang. — Also die Negerkinder kommen weiß auf die Welt?"

„Und mit einer Anlage zum Schwarzwerden?" fragte Richard lachend.

„So ist es," entgegnete der Schneider, indem er sich ruhig erhob, denn auch seine Zeit war gekommen, in die Garderobe zu gehen. „Die Negerkinder kommen weiß auf die Welt, aber sie haben um den Bauchnabel einen kleinen schwarzen Ring, der immer größer und größer wird, bis sie zuletzt vollkommene Neger sind."

Nach diesen Worten legte Herr Schellinger seine beiden Hände auf den Rücken und ging gesenkten Hauptes ruhig davon, ohne sich weiter um seine Zuhörerschaft zu bekümmern, die aber auch im nächsten Augenblick aus einander stob; Jeder eilte an seinen Posten und Schwindelmann ließ den großen Portalvorhang herab.

Neunzehntes Kapitel.

Richard und Marie.

Der Zwischenakt auf einem großen Theater bietet wieder ein ganz anderes belebtes und nicht minder interessantes Bild dar, als das Treiben hinter den Coulissen. Dort befindet sich nun Niemand als die Arbeiter, welche neue Coulissen aufhängen, Versatzstücke heran tragen, „aus dem Wege!" rufen, dort plötzlich stehen bleiben, wenn ihnen ein Vorgesetzter des Theaters in den Weg kommt, hier Einen der niederen Völker, der nicht schnell genug ausweicht, unsanft auf die Seite stoßen. Alles Andere strömt auf der halbdunkeln Bühne zusammen, wo sich auch gewöhnlich der Intendant einfindet, seine kleinen Audienzen ertheilt, sowie Tadel und Lob spendet. Die ersten Künstlerinnen sind in die Garderoben geeilt, nachdem ihnen vorher die Sängerin-Mutter vor einer der Coulissen einen warmen Shawl umgeworfen.

Lieber Leſer, der du vielleicht nicht weißt, wie eine Sängerin-Mutter beſchaffen iſt und woran ſie zu erkennen, betrachte dir während der Vorſtellung eine Dame, die, ehe der Akt anfängt, hinter der Prima-Donna die Bühne betritt, ihr während des Gehens den Schleier in maleriſche Falten wirft oder eine Feder etwas kokett herab biegt, die ihr bei langen Kleidern die Schleppe ſorgfältig nachträgt und meiſtens eine große Taſche am Arm hat, worin ſich kölniſches Waſſer, Eibiſchſaft, etwas Huſtenzucker und ein Fläſchchen mit Gerſtenſchleim befindet, — eine Frau, gewöhnlich nicht ſehr groß, aber meiſtens wohlbeleibt, gekleidet mit einer halb verblichenen, kümmerlichen Eleganz. Wenn du ſie näher anſchauſt, erinnerſt du dich dunkel, jene Mantille oder dieſen Kopfputz früher einmal auf der Bühne geſehen zu haben. — Sie lobt ihre Tochter in den Zwiſchenakten, damit dieſe den Muth nicht verliert, ſie bringt ihr einen Stuhl, bis eine neue Scene kommt, und dann ſchickt ſie dieſelbe mit einer guten Ermahnung hinaus vor die Lampen. Iſt die Sängerin-Mutter früher ſelbſt Sängerin geweſen, ſo bleibt ſie an der Couliſſe ſtehen und ſingt die ganze Partie mit, natürlich leiſe, wobei ſie ſich geſteht, daß ſie das zu ihrer Zeit Alles viel beſſer und ſchöner gemacht, daß es keine Stimme mehr gäbe, daß die Kunſt zu Grabe gehe und daß ſie ſelbſt der letzte Mohikaner geweſen. — Iſt die Sängerin-Mutter aber eins jener harmloſen Weſen, das zu Hauſe kocht, waſcht, bügelt, auf der Straße die Sonnen- und Regenſchirme trägt, ihre Tochter auf allen Reiſen begleitet, im Vorzimmer ſchläft, die zudringlichen Courmacher abweiſt, ſowie die guten Freunde des Hauſes unterhält, bis Mademoiſelle ihre Toilette gemacht, die aber dafür keine Vergangenheit hat, und, wenn ſie einmal nach Hauſe ſchreibt, nur verſtohlener Weiſe den Namen des kleinen Gäßchens auf die Adreſſe ſetzt, wo ſie einſtens gelebt, — ſo trippelt ſie hinter den Couliſſen auf und ab, folgt ſeitwärts der Tochter in großer Angſt, bald vor- bald rückwärts, entſetzt ſich über die Todtenſtille des Hauſes oder athmet tief auf bei

dem kleinſten Applaus, iſt in beſtändiger Furcht, ihre Tochter möchte irgend ein Unglück haben, einen Fehltritt thun, kurz, iſt das rührende Bild einer jener unglückſeligen Hennen, die zufälliger Weiſe ſtatt Hühnern Enten ausgebrütet und die nun verzweiflungsvoll am Ufer des Teiches zurück bleiben müſſen, während jene in dem gefährlichen Element luſtig umher plätſchern.

Auch die Tänzerinnen erſcheinen im Zwiſchenacte, leicht geſchürzt, kurz geröckt, mit feinen Knöcheln und ſehr ſtarken Waden, und drängen ſich eifrig um den großen Portalvorhang, deſſen beide Oeffnungen beſtändig von einem neugierigen Auge benützt werden. Man ſieht, ob dieſer oder jener Platz beſetzt iſt; man gibt ſich kleine Zeichen und tritt endlich ſeine Stelle ſchmollend einer Anderen ab.

Nachdem das wichtige Geſchäft des Hinausſehens beendigt, umgaukelt die Sylphidenſchaar den Intendanten, der ruhig und groß in dieſer Brandung ſtehen bleibt, ein unerbittlicher und hier wenigſtens unerſchütterlicher Fels. Da naht ſich eine von ihnen tänzelnd und ſchwänzelnd, die Hände auf die Hüften geſtützt, mit hin und her wiegendem Oberkörper, und trägt keck eine Bitte vor um Urlaub, Zulage, von der ſie übrigens zum Voraus weiß, daß ſie nicht bewilligt wird. Dort pirouettirt eine aus der Couliſſe in raſendem Umdrehen und ſteht endlich vor dem Beherrſcher dieſer Bretter mit einem großen Applomb ſtill, indem ſie erſchreckt thut, als habe ſie ihn jetzt erſt geſehen.

Auch junge Schauſpieler treiben ſich in dem Zwiſchenact auf der Bühne umher, ſchauen ebenfalls gelegentlich durch den Vorhang, ſprechen mit Sängerinnen und Tänzerinnen, machen dem Intendanten eine tiefe Verbeugung, des Winks gewärtig, wo er die Gnade haben wird, ſich zu erinnern, daß ſie ebenfalls auf der Welt ſind. Auch würdige alte Männer ſtehen da, ruhig und groß; der Regiſſeur im dicken Paletot und großen Filzſchuhen, grämlich und ver-

drießlich, wenn nicht Alles nach Wunsch gegangen; der Inspicient, der sich entschuldigt, daß die Pistole nicht zur rechten Zeit los gegangen, oder daß Herr X. einen Augenblick zu spät aufgetreten. Und zu ihnen tritt der Kapellmeister, wischt seine Brille ab, vertheilt eine Prise und meint, der erste Akt sei nicht ganz schlecht gegangen, nur seien es der Bässe zu wenig, die Violinen zu schwach besetzt, und wenn dem nicht abgeholfen würde, solle der Henker dirigiren.

Die Choristen und Choristinnen halten sich in der Nähe der großen Oefen auf; Erstere sind gelangweilt, denn sie haben den ganzen Abend draußen zu stehen, und dann wird die Geschichte voraussichtlich bis gegen zehn Uhr dauern; von den Choristinnen stehen Einige in Gruppen bei einander, unterhalten sich nicht ohne Neid von den neuen und viel geschmackvolleren Costümen der Tänzerinnen, daß da nichts gespart werde an Sammt und Seide, daß die Tricots immer schöner und die Röcke immer kürzer würden. So sprechen die Jüngeren vom Chor, während die alte Garde daneben auf einigen Bänken von dem langen, ermüdenden Stehen ausruht und wollene Strümpfe strickt.

Das dauert hier Alles so lange, bis der Obermaschinist gemeldet, die neue Decoration stehe, meistens aber, bis der Inspicient aus den Garderoben zurückkommt und dem Regisseur anzeigt, daß Madame X oder Fräulein Y mit ihrer Toilette so weit gediehen sei, daß der zweite Akt beginnen könne.

Das Umkleiden der Damen ist ein schrecklicher Hemmschuh im Theater, und manches Stück, das durch ein rasches Spiel sich die Gunst des Publikums erwerben würde, wird zu Grabe getragen, weil der erste Liebhaber oder die erste Liebhaberin es für nöthig findet, sich jeden Akt in einem neuen Costüm zu zeigen. Von einer Dame kann man sich das schon gefallen lassen, aber bei einem Manne grenzt solch maßlose Eitelkeit schon an's Fabelhafte, und sollte nicht

„Platz vom Theater!“ ruft der Regisseur. Und das hat dieselbe Wirkung, wie der erste Hahnenschrei nach der Walpurgisnacht. Rechts und links stieben sie aus einander die glänzenden, lustigen Gestalten, verbergen sich vor dem Lichte, das gleich von den Prosceniumslampen aufsteigen wird und flattern in die dunkeln Winkel zurück, wo sie angewiesen sind, sich ruhig und still zu verhalten, bis abermals ihre Zeit gekommen. Wenn sie aber auch nach dem Theaterreglement angewiesen sind, kein Geräusch zu machen, nicht hörbar zu plaudern und nicht laut zu lachen, so wird diesem Befehle doch zum Oefteren keine Folge geleistet, und der Inspicient muß sein „bssst — bssssst! — seien Sie doch still in's Kukuks Namen? —“ vielmals und meistens ohne großen Erfolg wiederholen.

Jetzt zum zweiten Akt ist noch ein Zuwachs auf die Bühne gekommen, der während des ersten Akts mit dem Ankleiden beschäftigt war, das Ballet nämlich, welches nun auch gerade nicht zur Vergrößerung der Ruhe beiträgt. Hinter dem letzten Vorhang arbeitet ein Pas de cinque und macht einen schwierigen Pas nochmals durch; dazu klopft der erste Tänzer, der ihn arrangirt, so leise wie möglich in die Hände, um sich vornen nicht bemerkbar zu machen; aber die Prima Donna auf der Scene hört diesen Lärmen doch; namentlich wenn sie an das große Bogenfenster im Hintergrunde tritt, um nach ihrem Geliebten auszuschauen, bemerkt sie deutlich, wie die vier Tänzerinnen auf die Bretter springen, daß es jedesmal einen dumpfen Schlag gibt, was gerade nicht zu ihrer Erheiterung beiträgt, vielmehr sagt sie ein paar spitzige Worte, als sie nach der nächsten Scene abgeht, welche sich aber die Tänzerinnen nicht sehr zu Herzen nehmen, denn die Prima Donna ist verhaßt, weil sie neulich einmal gesagt, der Tanz sei keine Kunst, und die Tänzerinnen nur beziehungsweise Künstlerinnen. —

Mademoiselle Marie hatte sich während des Anziehens fortwährend mit dem Schicksal der armen Katharine beschäftigt; sie sprach mit ihrer Freundin Clara darüber, doch hatte diese sie mit

ihren großen klaren Augen so unbefangen und unschuldig angesehen, und eine so unpraktische Antwort gegeben, daß Marie wohl einsah, die Andere wisse in dem Falle eben so wenig zu helfen als sie selbst.

„Weißt du was," hatte Clara gesagt, „sprich mit Thereſe darüber, die wird dir einen guten Rath ertheilen können, denn wie sie kennt Niemand die Stadt und ihre Verhältnisse."

Darauf hatte Marie ihre Toilette beendigt, indem sie ein Hütchen mit Blumen recht keck und verwegen auf der linken Seite des Kopfes befestigte. Unter demselben wallten die üppigen Haare hervor, und als sie sich im Spiegel besah, mußte sie gestehen, daß sie gar nicht unvortheilhaft aussehe. Und darin hatte sie Recht: sie war nett und zierlich vom Kopf bis zu den Fußspitzen.

Mit sich selbst zufrieden, tänzelte sie die Treppen hinab, und als sie auf die Bühne trat, warf sie einen forschenden Blick rechts und links, vielleicht um Mademoiselle Thereſe zu finden, vielleicht auch nicht; und Letzteres erscheint uns sehr wahrscheinlich, denn Thereſe lehnte an der ersten Coulisse und schien gleichgültige Dinge mit einem der Tenoristen zu sprechen. Marie aber wandte sich nach dem Hintergrunde und schritt, die Füße sehr auswärts, mit dem Rock hin und her wedelnd, langsam bei der achten Coulisse vorbei, wo sich wieder Einige aus der Gesellschaft des ersten Aktes versammelt hatten. Andere aber fehlten, unter diesen Richard, der ganz hinten beschäftigt war, irgend ein neues Seil über eine Rolle zu werfen. Daß er dies sehr ungeschickt that, wollen wir ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht übel nehmen, denn er sah weder auf das Tau noch auf die Rolle, vielmehr aufmerksam hinter die Coulisse, wo sich die Tänzerin vorsichtig näherte.

Diese bemerkte beim Näherkommen den Zimmermann recht wohl, that aber nicht dergleichen, sondern wandelte über die Bühne, scheinbar in der einzigen Absicht, um auf die andere Seite zu gelangen.

Richard ließ das Seil los, das er in der Hand hatte, welches nun mit ziemlichem Geräusch auf den Boden niederpolterte, und die natürliche Folge hievon war, daß die Tänzerin heftig erschrak, stehen blieb und sich umschaute, wer ihr diesen Schrecken eingejagt.

„Ah! verzeihen Sie, Marie!“ sagte der Zimmermann, „wenn ich Sie ein wenig erschreckt, aber ich konnte nicht dafür; als ich Sie kommen sah, glitt mir das Tau aus der Hand, und da liegt es.“

„So, so, Sie sind es, Richard?“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen. „Ich habe wahrhaftig geglaubt, es fiele mir etwas auf den Kopf. — Man muß sich sehr in Acht nehmen,“ setzte sie altklug hinzu, „denn alle Augenblicke passirt hier Etwas, wie der Regisseur sagt.“

„Ei der Tausend!“ versetzte schmunzelnd der Zimmermann, „beim Ballet ist doch lange nichts vorgefallen, denn da geben wir alle doppelt Achtung, das können Sie mir glauben.“

„Und weßhalb geben Sie beim Ballet doppelt Achtung, Herr Richard? — Das wird den meisten von euch ebenso gleichgültig sein, als wenn einmal bei der Oper oder beim Schauspiel ein Unglück geschieht.“

„Den meisten freilich,“ erwiderte Richard, indem er die Hände reibend näher trat, „aber mir ist ganz besonders daran gelegen, das können Sie mir glauben, Marie. Und wenn Sie auf eine Flugmaschine müssen,“ setzte er lächelnd hinzu, „da schau ich die Drähte ganz besonders an und habe meine Augen überall. Wehe denen drunten an der Wende, wenn sie mir nicht genau aufpassen! Ja wahrhaftig, ich würfe ihnen einen Gewichtstein an den Kopf.“

„Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar,“ sagte das Mädchen, die bereitwillig stehen geblieben war; „es ist immer angenehm, wenn Jemand da ist, der ein klein wenig Interesse an Einem nimmt, wenn man auf der Bühne ist.“

„Nun, ein klein wenig brauchen Sie gerade nicht zu sagen,“

entgegnete der Zimmermann, indem er sich durch das volle Haar strich; „sagen Sie nur keck ein großes Interesse. Sie wissen doch, Marie, daß es so ist, und auch nicht blos auf dem Theater, sondern auch sonst, — wo es nun gerade ist, auf der Straße, in Ihrem Hause, wo ich Sie sehe und wo ich Sie nicht sehe."

„Ei der Tausend! Sie machen mir ja eine förmliche Liebeserklärung, Richard!"

„Wenn Sie es so nennen wollen, so thun Sie es, Marie; aber der Name ist gleichgültig. Die Sache ist jedoch wie ich gesagt — soll mich der — na! ich will nicht fluchen! — ich habe es Ihnen schon lange einmal gestehen wollen, aber ich weiß wohl, ihr vom Ballet seid ganz eigenthümliche Frauenzimmer; da mag jeder Narr kommen und euch schöne Sachen vorschwätzen, das ist euch schon recht und ihr hört gerne zu; aber wenn es Unsereins mit euch gut meint und euch das gerade heraus sagt, so lacht ihr ihn aus und lauft nachher zu den Anderen und sprecht: denkt euch nur, das und das hat mir der Richard gesagt. Aber wenn ich so etwas erführe, Marie, das wäre mir — hart, recht hart."

Nun müssen wir dem geneigten Leser versichern, daß diese Liebeserklärung, wie die Tänzerin es nannte, ihr eigentlich nicht so unverhofft kam, wie man von einem Blitz sagt, der aus heiterem Himmel herabfährt. Der junge Zimmermann hatte ihr schon unterschiedliche Proben seines Wohlwollens gegeben, hatte, wie er vorhin angedeutet, bei allen vorgekommenen Schwierigkeiten gewissermaßen über sie gewacht, die Versenkungen, wenn es ihm möglich war, selbst geleitet, die Flugmaschine durch sein eigenes beträchtliches Gewicht jedesmal vorher probirt. Auch waren alle diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unbemerkt an dem Herzen der Tänzerin abgeglitten; wir müssen das eingestehen, wie wir auch vorhin nicht verschwiegen, daß Marie vielleicht etwas Anderes gesucht als ihre Collegin Therese. Bis jetzt hatte sie aber dies Benehmen Richards gegen sie nur für Scherz gehalten und demselben weiter keine Folge

gegeben. Was wollte sie auch? Er war der einzige Sohn eines ziemlich vermöglichen Vaters, ein hübscher Mensch, dem wohlhabende Bürgerstöchter nachschauten, und in seinem Handwerke, der Zimmerei, so wohl erfahren, dabei mit der Mechanik des Theaters so wohl vertraut, daß ihm hier eine dauernde Anstellung nicht fehlen konnte. — Und nun sagte er ihr mit einfachen Worten, daß er nur an sie denke, daß er sie liebe. —

Das Mädchen schrak ordentlich zusammen und in ihrem Geiste tauchten allerlei seltsame und schöne Phantasieen auf. Sie glaubte, daß er wahr spreche; ach! und dieser Gedanke war doch zu süß, um ihn unbedingt annehmen zu können. Sie, in den traurigsten und gedrücktesten Verhältnissen geboren und erzogen, bis jetzt von dem fürchterlichen Willen ihrer Tante abhängig, sollte einstens noch glücklich werden können, sollte nicht untergehen in dem Abgrund, neben dem sie schon lange gewandelt; denn daß es Richard mit ihr ehrlich meine, wenn er es einmal gesagt, davon war sie fest überzeugt. Er war als sehr solid und arbeitsam selbst bei den Theaterleuten bekannt, und sogar der Intendant hielt große Stücke auf seine Redlichkeit und gab Alles auf sein Wort, denn bei schwierigen Flugwerken zum Beispiel mußte sich Richard immer zuletzt überzeugen, ob Rollen und Taue auch in Ordnung seien, und erst wenn er gesagt, es sei Alles richtig, gab sich der Chef zufrieden.

Marie hatte nicht bemerkt, daß während sie so träumte, Richard ihre beiden Hände ergriffen hatte und freundlich lachend den Versuch machte, ihr in die niedergeschlagenen Augen zu blicken. Sie sah das lange nicht, denn jetzt plötzlich fielen ihr die Worte der armen Katharine ein, als sie zu ihr gesagt: wenn du einmal einen braven Mann hast und es dir gut geht, und du hast eine halbe Stunde Zeit, so besuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt und du es an einer Ecke stehen siehst, ein kleines Almosen. — — Diese Worte verwandelten sich in ein freundliches Bild, und sie stand mit Richard Hand in Hand an einem kleinen

armſeligen Grabe und legte auf Dornen und Diſteln, die dort wucherten, einen friſchen Kranz von duftenden Roſen. — Ah! wenn das wahr würde!

Da ſchrak ſie empor, denn draußen im Saale applaudirte gerade das Publikum lang und heftig; — etwas von ihren Phantaſieen war der Wahrheit gemäß, denn wenn auch nicht neben einem Grabe, ſo ſtand ſie doch Hand in Hand mit Richard auf der halb dunkeln Bühne, und er ſagte lachend: „na, Mädel, lange genug haſt du dich bedacht, ob du Ja oder Nein ſagen ſollſt. — — Nun, was iſt's, Marie? Bin ich dir angenehm oder nicht? Willſt du es mit mir wagen oder haſt du auch ſo verfluchte Liebſchaften im Kopf wie die Anderen und willſt lieber ein kurzes luſtiges Leben führen?"

„Nein, nein," entgegnete eifrig das Mädchen, „gewiß nicht, Richard."

„Na, ich glaub's ſchon," verſetzte er gutmüthig. „Ich glaube, daß du ein braves, ehrliches Mädchen biſt; es iſt das freilich ein Wunder, wenn man deine Tante — die Gott verdammen ſoll! — anſieht. Aber glaub' mir, Marie, ich habe dir aufgepaßt, ſo genau ich konnte, und namentlich immer auf deine Arme und Hände geſehen —"

„Und warum das?" fragte ſie lächelnd unter Thränen, die langſam aus ihren Augen hervor quollen.

„Ei, das will ich dir ſagen," entgegnete er luſtig. „An den Armen und Fingern ſieht's man gewöhnlich bei euch zuerſt, weißt du, da laſſen ſich auf einmal verdächtige Ringe ſehen und eine Armſpange; und das ſind des Teufels Ketten, mit denen ihr feſt geſchloſſen werdet. — Neulich hatt' ich dich ſchwer im Verdacht."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte ſie fröhlich. „Da hatte mir auf der Bühne Thereſe eins von ihren Armbändern geliehen. Ich mußte doch als Hofdame geſchmückt kommen!"

„Jetzt aber plaudern wir bald eine Viertelſtunde zuſammen,"

ſagte er nun ſcheinbar ungeduldig, „und ich weiß noch nicht einmal, woran ich bin. Gleich muß ich hinüber zum Verwandeln, deßhalb ſage mir, wie du es meinſt, einfach Ja oder Nein. Wenn du Ja ſagſt, ſo iſt die Sache abgemacht und ich komme dann nächſtens zu deinem alten Drachen, um mit ihr ein ernſtes Wort zu reden. — Nun? — Wenn du aber Ja geſagt, ſo habe ich ein Recht auf dich wie du auf mich, und dann, Marie, nimm dich in Acht und ſtelle dich ſo, daß die böſeſten Leute nur Gutes von dir ſagen können; denn wenn mir einmal Einer her käme und ſo allerlei ſchlechtes Zeug in die Ohren ziſchelte, da gäb's ein Unglück, das kann ich dich verſichern. — Nun, wie iſt's?"

„Ja — ja!" ſagte die Tänzerin, nachdem ſie ihre beiden Hände zurückgezogen; „ich mag dich wohl leiden, Richard; und was das Andere anbelangt, da kannſt du ganz ruhig ſein. Du weißt, wie mir das Treiben ſo vieler junger Mädchen verhaßt iſt."

„Amen!" ſprach er, indem er ihre rechte Hand ergriff und ſie ſchüttelte. „Wenn es nicht ſo ſtrenge gegen das Theaterreglement ginge, dann müßteſt du mir einen Kuß geben; aber ich hole mir ihn ſpäter nach; wenn du an deinem Kanale ausſteigſt, wirſt du mich ſchon ſehen. — Adieu, Marie!"

Damit ging er an ſein Tau zurück, während die Tänzerin über die Bühne hinüber flog und ſich an einem einſamen Plätzchen auf eine Raſenbank unter einer Gruppe von gemalten Palmbäumen niederließ. Warum ſie hier ihre Hände faltete und eine Zeit lang heftig weinte, wußte ſie nicht. Aber endlich erſchrak ſie, daß ſie es gethan, denn ſie dachte an ihre rothe Schminke, und als ſie erſchrocken auf ihren Buſen ſah, bemerkte ſie auf dem hellgrünen Atlas große dunkle Flecken.

Bald waren dieſe Schäden übrigens wieder vertilgt; Clara hatte ihr geholfen, ſich auf's Neue zu ſchminken und dabei einen Theil des ſüßen Geheimniſſes erfahren. Clara war hierdurch eben-

falls nachdenkend geworden, und als die Andere nun abermals hinab hüpfte, um Thereſe aufzuſuchen, blieb ſie droben in der Fenſterecke ſitzen, ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in tiefe Träumereien.

Thereſe befand ſich noch immer hinter der erſten Couliſſe; ſie hatte ihren rechten Fuß auf einen kleinen Schemel geſtellt und hielt ſich mit der einen Hand an der Ranke einer Waldblume, die über ihrem Kopfe herab hing. „Wo ſteckſt du denn, mein Schatz?“ rief ſie der heran kommenden Marie zu. „Ich habe ſchon nach dir geſehen, aber du warſt verſchwunden. — Ich hoffe doch nicht —“

„Ich ſuchte dich auf der anderen Seite,“ entgegnete Marie.

„Haſt du was Neues erfahren? — Von ihm — von dem ſauberen Herrn auf der zweiten Gallerie?“

„Nein, nein! Meine Tante läßt mich, Gott ſei Dank! in Frieden; ſie hat in den letzten Tagen nichts darüber geſprochen; ich hoffe ſchon, ſie hat meinen inſtändigen Bitten Gehör gegeben.“

„So, das hoffſt du?“ erwiderte Thereſe. „Da kennſt du die Alte ſchlecht. Ich will dir gelegentlich einmal erzählen, wie ſie es mir gemacht hat. Nimm dich aber zuſammen, das rathe ich dir. Der, den du mir da oben gezeigt haſt, läßt nicht ſo leicht nach, das iſt einer von den ſtillen Scheinheiligen, die im Trüben fiſchen und im Dunkeln langſam aber ſicher gehen.“

„Aber am Ende habe ich doch meinen freien Willen!“ ſagte ängſtlich Marie.

„Den haſt du nicht, arme Sklavin,“ entgegnete die Andere, indem ſie ſich hoch aufrichtete. „Schau mich an, ich ſehe auch gerade nicht aus wie Jemand, der ſich leicht zwingen ließe. Und doch — man wird am Ende müde. — Aber ſprechen wir nicht mehr darüber!“ Damit warf ſie die Oberlippe trotzig in die Höhe, ließ die

ſetzte mit ruhigem Tone hinzu: „du haſt mich alſo geſucht! nun denn, was ſolls?“

Marie erzählte nun ihrer Collegin von der armen Nähterin, von dem Kinde, das man derſelben geraubt, von dem man aber den Todtenſchein beigebracht, und das ſich nun wahrſcheinlich irgendwo befände, wo es, ſo befürchte die Mutter, langſam dahin ſiechen werde.

Ueber die Züge Thereſens hatte ſich während dieſer Erzählung ein ſo höhniſches, ja böſes Lächeln gelagert, daß man ordentlich davor zurück ſchrecken konnte. Sie biß ihre Zähne auf einander und ſchien angelegentlich die Spitze ihres ſeidenen Schuhes zu betrachten. In Wahrheit aber ſchaute ſie weit hinaus durch Gebälk und Fundament, tief in die Erde und mußte dort etwas Schreckliches erblicken, denn plötzlich ſchrak ſie auf, ſchauderte zurück und preßte ihre Hand mit einem tiefen Athemzuge auf's Herz.

„Du haſt mich nicht angehört,“ ſagte Marie, während ſie ihre Freundin ängſtlich betrachtete. „Du haſt mich gewiß nicht verſtanden.“

„Oh! es iſt leicht, das zu verſtehen,“ entgegnete Thereſe; „ich begreife dich vollkommen und weiß was du willſt. Es gibt ſolche Orte, wo man kleine Kinder aufbewahrt, bis der gnädige Gott ſie zu ſich abruft. Aber dahin zu kommen, iſt ſehr ſchwer; ſie ſind verſchloſſen wie das Grab, deſſen Vorzimmer ſie ja auch ſind. — Laſſ' mich nachdenken; mit Gewalt durch die Polizei iſt nichts zu machen, ſie hat ja einen Todtenſchein erhalten, alſo exiſtirt das Kind eigentlich nicht mehr. — Wenn ich mich auch irgendwo hinwenden wollte, wo eine ſolche Anſtalt beſteht, glaube mir, man läßt mich eben ſo wenig eindringen, wie die Mutter jenes Kindes. O, die ſind ſchlau wie der Teufel!“

„Aber du könnteſt mir doch eine Adreſſe geben, damit ich's ihr mittheile.“

„Die ziehen bald hierhin, bald dorthin. — Aber wart' einmal,

— da fällt mir eben ein, in dem Hause, wo der alte Schellinger wohnt — du kennst ihn doch, unsern armen Freund, da hinten steht er, — da soll sich so was befinden."

„So wollen wir hin und ihn fragen."

„Das wäre sehr unklug; bei dir hätte es am Ende nichts zu sagen, aber ich könnte mich in ein schönes Licht bringen," entgegnete Thereſe ſonderbar lächelnd. „Nein, nein, das müſſen wir geſcheidter anfangen. Ich traue in dem Punkt dem alten Fuchſen nicht recht, wir müſſen Jemand an ihn abſchicken, der ihn vorſichtig ausholt."

„Du haſt Recht, Thereſe," verſetzte das junge Mädchen. „Aber wem ſagen wir es?"

Die Andere zuckte die Achſeln und antwortete nach einigem Nachdenken: „das iſt für mich eine unangenehme Commiſſion; wenn ich es auch Einem ſage, ſo machen ſie ihre ſchlechten Witze; und ich haſſe das."

„Ich weiß ſchon, was ich thue," ſagte eifrig Marie. „Ich erzähle die ganze Geſchichte dem Zimmermann Richard, der ſoll mit dem Schellinger ſprechen."

„So, dem Richard erzählſt du es, mein Schätzchen?" entgegnete die andere Tänzerin lachend. „Ah! das iſt dein Vertrauter! Ja, ja, man treibt ſo allerlei, wenn man mich ſucht und ſich dann erſt ungeheuer lange hinter dem letzten Vorhange aufhält. — Nun, erſchrick nur nicht; du brauchſt dich deſſen nicht zu ſchämen, und wenn er es gut mit dir meint, was ich hoffe und glaube, ſo greif' zu, und wie ich ſchon früher geſagt, nimm dich zu Hauſe doppelt in Acht. — Aber jetzt geh' und ſprich mit Richard darüber, erzähle ihm offen die ganze Geſchichte, wie du mir ſo eben gethan."

Dieſen Rath befolgte denn auch Marie, und man kann ſich leicht denken, daß ſich der Zimmermann von der Tänzerin gerne

Das Resultat dieser Erzählung war, daß er während des dritten Aktes den Garderobegehülfen auf die Seite nahm und ein längeres Gespräch mit ihm hielt, worauf er von ihm zurück hinter die achte Coulisse trat, wo diesmal der erste Maschinist selbst, der Herr Hammer Vater, die Conversation leitete und von seinen Kriegsthaten erzählte.

Der alte Schellinger hatte sich indessen auch bald wieder näher geschlichen; er zuckte oftmals die Achseln, wenn der Andere irgend etwas besonders Seltsames vorbrachte, schüttelte bedeutsam den Kopf und flüsterte auch wohl dem Schwindelmann zu: „ich versichere dich, er lügt fürchterlich!"

Bald ging die Oper zu Ende, der Vorhang fiel für heute Abend zum letzten Male, wurde dann langsam wieder empor gezogen, nachdem die Zuschauermenge fast das Haus verlassen. An den Eingangsthüren wogten und drängten noch die letzten Massen und in den Gängen sah man noch Kopf an Kopf.

Richard, der heute Abend gar keine Eile zu haben schien, befand sich auf der halb dunkeln Bühne und neben ihm stand Schellinger, während etwas rückwärts Herr Hammer einigen der Zimmerleute und Maschinisten noch eine merkwürdige Geschichte erzählte.

„Ja—a, ja—a," sagte er, „das habe ich noch vergessen, wie es damals in dem Kriege bei uns zuging. Als mich eines Tags der selige Bernadotte zu sich kommen ließ und mir eine Depesche auftrug — es handelt sich vom Auswendiglernen und ich erzähle euch das nur, weil heutigen Tages unsere Schauspieler so viel Wesens daraus machen, wenn sie einmal in ein paar Tagen eine lumpige Rolle memoriren müssen, — Hammer, sagte Bernadotte zu mir, hier ist eine Depesche an Napoleon. Hast du wohl Courage, sie durch die feindliche Armee an den Kaiser zu bringen? Wenn sie dich aber damit erwischen, so schießen sie dich todt. — Ist denn der Inhalt so gefährlich, Excellenz? fragte ich. — Sehr wichtig und gefährlich, entgegnete er und zeigte sie mir. Das waren sechszehn enggeschrie-

bene Seiten Französisch. — Wissen Sie was, Excellenz, sagte ich ihm, vertrauen Sie mir die Depesche eine halbe Stunde an, dann komme ich wieder und Sie sollen mit dem Hammer zufrieden sein. — Und er gab sie mir und eine halbe Stunde nachher brachte ich ihm seine Depesche wieder und sprach: Excellenz wollen die Gnade haben und mich gefälligst überhören zu wollen. — Und das that er, und ich sagte ihm die Depesche her, alle sechszehn Seiten und irrte mich nur zweimal, indem ich Allerhöchstdieselben sagte, wo nur Höchstdieselben stand."

„Brrr!" machte Schwindelmann. Die Andern lächelten verstohlen und Schellinger blickte melancholisch im Kreise umher, als sei er betrübt, daß man ihm den Rang abgelaufen. Dann schlich er zu dem Theaterdiener hin und sagte ihm abermals: „nein, der Hammer übertreibt; was der Mann sich das Lügen angewöhnt hat!"

„So, nun sind wir fertig!" rief der erste Maschinist; „das dauert immer lange, bis das Haus leer ist. Ja—a, ja—a, wenn ich mir denke, daß es hier einmal brennen könnte, das müßte ein fürchterliches Unglück geben."

„Noch schlimmer als in C.," sagte Schellinger, „denn da hatten sie doch weite Treppen und Gänge, und Viele konnten entfliehen; die da verbrannten, blieben sitzen, weil sie vor Schrecken wie erstarrt waren."

„Nein, nein," entgegnete Herr Wander, so ist es nicht, Schellinger; der Rauch hat sie gleich betäubt und erstickt."

„Vor Schrecken blieben sie sitzen," sprach hartnäckig der Schneider; „ich war dabei."

„O Schellinger, wie kannst du lügen!" sagte der erste Maschinist. „Haben wir nicht an dem Abend zusammen hier gestanden, gerade wie heute?"

„Ja, ja, es ist möglich," entgegnete traurig der Garderobegehülfe; „aber es ist doch wahr, daß sie vor Schrecken gestorben

sind; ich habe die besten Nachrichten. Den Tag nach dem Unglück hatte ich Briefe von C. — ganz ausführliche und unzweifelhafte, denn sie kamen — von Einem, der selbst mit verbrannt ist."

In diesem Augenblick erloschen sämmtliche Lichter am Kronleuchter, Alle entfernten sich lachend, und die Bühne blieb öde und leer.

Zwanzigstes Kapitel.

Toiletten-Geheimnisse.

Das kleine Appartement des Grafen Fohrbach nahm sich bei Tage, trotzdem, daß es Winter war, außerordentlich reizend und elegant aus. Wenn auch die meisten der Fenster auf den Garten gingen und man dort nichts sah als schneebedeckte Wege, kahle Aeste, eingehüllte Bäume und hie und da durch die nackten Gesträuche ein Stück der Gartenmauer, so bildete dagegen der Salon, in dem wir uns neulich Abends befanden, einen höchst angenehmen und wohlthuenden Contrast. An diesen Salon nämlich stieß ein großes Glashaus, welches den Pavillon des jungen Grafen mit dem elterlichen Hause verband, und auf Befehl der alten Excellenz als neutraler Grund betrachtet wurde, das heißt, der junge Graf konnte hier wohl auch mit einigen Bekannten spazieren gehen, seinen Kaffee da nehmen, eine Cigarre rauchen; doch war ihm nicht erlaubt, dies allerliebste Gewächshaus insofern zu seinen Appartements mit heran zu ziehen, um auch hier kleine Fêten und Gesellschaften zu geben. Dies Recht hatte sich der Papa vorbehalten, weßhalb denn auch der Kammerdiener des jungen Grafen ange-

wiesen war, so oft sich größere Gesellschaft bei seinem Herrn befand, diese Eingänge zum Gewächshaus zu schließen, damit nicht unwillkürlich gegen den Befehl des Papa und Kriegsministers gehandelt werde.

Heute Morgen dagegen — es mochte zehn Uhr vorüber sein — standen die weiten Flügelthüren, die vom Salon aus in's Gewächshaus führten, offen, und es ist uns schon erlaubt, einen neugierigen Blick hinein zu werfen.

Das Glashaus bildete den vierten Theil eines Kreises, sowie oben ein spitzes Gewölbe in gothischer Form, bestand auf beiden Seiten aus Eisen und Glas, und enthielt einen förmlichen Wintergarten. Von dem Salon des jungen Grafen aus stieg man ein paar Stufen hinab. Auf den hohen Ruhebänken dieser kleinen Treppe standen rechts und links Marmorfiguren in einem wahren Wald von blühenden Pflanzen aller Art, an deren Postament Schlinggewächse empor rankten und sich oben mit anderen Wucherstauden zusammen schlangen, die an der Decke des Glashauses emporkrochen und ihre sonderbaren Blüthen, tiefblaue und weiße Glocken, über die Häupter jener Figuren herab hängen ließen. Dunkler Epheu umschlang die Wände der kleinen Treppe sowie die Ruhebänke, und aus dem tiefen Grün dieser Blätter glänzte hie und da eine brennend rothe, fremdländische Blume, die jetzt ihren Sommer hatte, wo bei uns Schnee und Eis lag, hervor.

Die Wege des Glashauses waren mit dem feinsten hellgelben Sande bedeckt und schlängelten sich in der willkürlichsten, eigensinnigsten Form um Gruppen und Bosquetten herum, die aus Orangen, Lorbeer, Citronen, fremden Nadelhölzern bestand und deren Ecken meistens mit Krystallgefäßen geschmückt waren, in welchen Goldfische herum schwammen oder irgend eine seltene Blume sich recht auffallend präsentirte.

Die Mitte des ganzen Glashauses bildete eine große Kuppel mit hochstämmigen Bäumen besetzt, die einen marmornen Spring-

brunnen umstanden, aus dessen oberster Etage ein Strahl empor sprang, der, sich in der Luft vertheilend, von Schaale zu Schaale mit melodischem Plätschern zurück fiel. An vier Seiten dieser Kuppel befanden sich Volièren, deren gefiederte Bewohner, arme Sklaven, schon jetzt freudig ihre muntere Lieder sangen, während draußen ihre freien Kameraden noch mit allen Mühen des Lebens, mit Hunger und Frost, zu kämpfen hatten.

Jenseits der Kuppel setzte sich das Glashaus in gleicher Weise wie diesseits fort; dort befand sich ebenfalls eine kleine Treppe mit Ruhebänken, Epheugewinden, mit Blüthen, Blumen, Schlingpflanzen und Marmorstatuen; doch waren die Flügelthüren, welche in das Haus Seiner Excellenz führten, fest verschlossen, sowie die inwendigen Vorhänge herab gelassen.

Aus dem diesseits geöffneten Glashause drang in den Salon des jungen Grafen ein äußerst angenehmer Duft; es strich die duftige Atmosphäre herüber, die in gut erhaltenen Glashäusern herrscht, jener nicht zu bezeichnende Geruch, bestehend aus den verschiedensten zarten Dünsten, welche die Pflanzen aushauchen, wenn nach dem Bespritzen mit frischem Wasser über die erquickten Blätter so langsam ein Tropfen nach dem andern herab rieselt.

Im Salon des Grafen war es behaglich warm, ohne heiß zu sein. Aus dem Glashause strömte auch erwärmte Luft herein, und im Kamin spielte ein lustiges Feuer. In der Nähe des letzteren stand ein großer runder Tisch mit Geschirren verschiedener Art beladen, aus deren Unordnung man ersah, daß dort eben gefrühstückt worden war; es befanden sich hier zwei Couverts mit darüber hingeworfener Serviette und leeren Stühlen davor, während ein dritter Sessel noch besetzt war und zwar durch den Baron Brand, der behaglich in demselben ausgestreckt war, von Zeit zu Zeit eine neben ihm stehende Chocoladetasse an den Mund brachte, dazu eine Cigarre rauchte und in einem Journale las.

An dieſen Salon ſtieß, wie wir bereits wiſſen, das Arbeitszimmer des Grafen, ſowie Garderobe und Schlafgemach. In letzterem befand ſich der Hausherr; vor einem großen Spiegel ſtehend war er beſchäftigt, ſich anzuziehen. Die Thüre in's Arbeitszimmer ſtand offen, und hier bemerkte man den Maler Arthur, der an einem Fenſter ſaß, vor ſich ein weibliches Portrait hatte und im Begriffe war, von demſelben eine Copie in Aquarell zu machen.

Der Eingang in den Salon war verſchloſſen und es hing dieſſeits vor demſelben ein dicker perſiſcher Teppich herab.

Graf Fohrbach hatte ſeine Toilette ungefähr halb beendigt, und an ſeinen Stiefeln mit Sporen und an einem Beinkleid mit rothen Streifen bemerken wir, daß er im Begriff iſt, ſich in Uniform zu werfen. Der alte Kammerdiener ſtand mit dem ernſteſten Geſichte von der Welt neben ihm und reichte ihm die verſchiedenen nöthigen und unnöthigen Geräthſchaften, die das wichtige Geſchäft des Ankleidens erforderte. Jetzt hatte er eine kleine ſilberne Büchſe mit weißer Bartwichſe aufgeſchraubt, der Graf nahm etwas davon mit Daumen und Zeigefinger und drehte mit Hülfe dieſer wohlriechenden Maſſe ſeinen Schnurrbart keck in die Höhe, wobei er ſich nicht ohne Wohlgefallen im Spiegel beſah.

„Wenn man euch Herrn ſo bei der Toilette ſieht," rief der Maler aus dem Nebenzimmer, „ſo begreift man vollkommen, daß euch von der vielen Zeit, die ihr habt, doch ſo wenig übrig bleibt. Jetzt ſind Sie bereits eine halbe Stunde mit Ihrem Anzug beſchäftigt und, wie ich ſehe, noch nicht übermäßig vorgerückt."

„Der Anzug, mein Lieber, iſt eine wichtige Sache," gab der Graf zur Antwort, „namentlich wenn man, wie ich heute, den Dienſt hat. Ich verſichere Sie, da kommen eine ſolche Menge Leute in's Vorzimmer, die oft Stunden lang warten, Fremde, Herren vom Civil, Vorgeſetzte und Kameraden, und das fängt zuerſt an, die

an die Reihe. Ah! ich versichere Sie, das Alles betrachtet uns genauer, als es eine Geliebte oder junge Frau macht."

„Das habe ich nicht gewußt," entgegnete Arthur lachend.

„Deßhalb müssen wir in unserem Anzug so außerordentlich, ja übermäßig correct sein. Glauben Sie mir, für die Minister und dergleichen, die zum täglichen Rapport kommen, oder überhaupt für Alle, die Audienz haben, sind wir Adjutanten ein wahrer Barometer. Auf uns fiel der erste allerhöchste Sonnenblick, wenn ein solcher da war, oder wir bemerkten die ersten Wolken am Horizont aufsteigen, und diese Witterung zeigen wir nun an und verheimlichen sie, je nach Umständen."

„Durch den Anzug?"

„Durch den Anzug, durch den Ausdruck unseres Gesichts, ja durch die Stellung unseres Bartes."

„Ah! das ist ja erstaunlich!" rief Arthur. „Und wer versteht sich auf diese kleinen und feinen Nuancen?"

„Alle, denen was daran gelegen ist. Ja, ihr meint, das Ding sei so leicht, man habe da nur im Vorzimmer zu stehen und eine Meldung zu machen. Nein, nein! Das will Alles durchdacht sein, denn ich versichere Sie, so gut es bei den Schauspielern denkende Künstler gibt, so gibt es auch bei uns denkende Adjutanten."

„Erstaunlich!" entgegnete lustig der Maler. — „Und wie betrachtet man einen solchen Barometer, den Sie heute vorzustellen das Glück haben; das heißt, wie liest und versteht man seine Zeichen?"

„Das ist nicht leicht zu sagen," erwiderte der Graf, indem er seinen Waffenrock zuknöpfte, den ihm der Kammerdiener zu gleicher Zeit fest in die Taille hinein zog. „Sehen Sie, zum Beispiel man hat seine Freunde, die man gerne avertirt, wie es drinnen aussieht, ohne ein Wort zu sprechen, denn Sie wissen, in dem Vorzimmer halten sich oft die Kammerdiener auf, die immens seine

Ohren haben. Ist es ein schönes klares Wetter, so geht man vergnügt auf und ab, summt auch, natürlicher Weise pianissimo, eine kleine Arie oder steht in ruhiger Beschaulichkeit an einem der Fenster. Gibt es dagegen Wolken, so macht man ein ernstes Compliment, dreht den Schnurrbart ein klein wenig in die Höhe, oder rückt häufig an Säbel und Schärpe, um ja Alles in bester Ordnung zu haben."

„Und wenn nun der Barometer Sturm anzeigen soll?"

„Dann lehnt man sich gedankenvoll an eine Tischecke," erwiderte der Graf, indem er seinen Säbel festhakte, „und hält vor allen Dingen den Federhut unter dem Arm. Es zeigt das an, daß man jeden Augenblick gewärtig sein kann, zu irgend einer unangenehmen Commission hinaus gesprengt zu werden."

Jetzt war die Toilette beendigt; der Kammerdiener steckte seinem Herrn ein parfumirtes Sacktuch in die linke Tasche des Waffenrocks, reichte ihm Federhut und Handschuhe, und verließ darauf mit unhörbaren Schritten das Zimmer. Der Graf trat in das Nebengemach, stellte sich hinter den Stuhl des Künstlers, indem er das bald fertige Aquarell mit Wohlgefallen betrachtete.

Es war das Portrait einer schönen Frau, deren Jugend in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel; das sah man an dem gepuderten Haar, und dem eigenthümlichen Schnitt des Kleides, — das Bild der Großmutter des Grafen, von welchem Arthur seinem Freunde gerne eine schöne Copie machte.

„Ich bin Ihnen für Ihre gelungene Arbeit sehr dankbar," sagte der Hausherr; „ich habe schon lange gewünscht, dies Bild zu besitzen."

„Von Dank kann keine Rede sein," entgegnete der Maler. „Ich bin noch stark in Ihrer Schuld; die beiden alten köstlichen Reiterpistolen, die Sie mir neulich verehrten, sind wahre Meisterwerke, und machen den schönsten Theil meiner Sammlung aus."

„Kleinigkeiten!“ verſetzte der Graf, indem er ſich auf die Lehne des Stuhles ſtützte. „Wenn das Aquarell fertig iſt, ſo werde ich noch eine Büchſe dazu auftreiben. Es iſt Schade, daß ich Ihre Liebhaberei für alte Waffen nicht früher kannte, ich habe ſchon ſo manches werthvolle Stück verſchleudert. — Doch indem ich hier plaudere, fällt mir ein, daß draußen der Baron ſitzt und wahrſcheinlich ungeduldig meine Rückkunft erwartet.“

„Das glaube ich nicht; er ſitzt ruhig am Tiſche, trinkt ſeine Chocolade und lieſt die Zeitung. — Eigentlich ein ſeltſamer Herr.“

„Allerdings iſt er in manchen Beziehungen ein ſonderbarer Menſch, aber ein guter Kerl und ich mag ihn wohl leiden.“

Der Maler ſchaute ſich nach dem Salon um; als er aber ſah, daß der Teppich vor der Thüre hing, blickte er wieder auf ſeine Arbeit.

„Unbeſorgt!“ lachte Graf Fohrbach, der dieſe Bewegung geſehen; „das iſt Alles bei mir wohlweislich eingerichtet. Ich mag es nicht leiden, wenn die Bedienten zu viel hören; ich muß doch irgend ein Aſyl haben, wo ich vollkommen allein ſein kann. — Beide Thüren, die zum Schlafzimmer und die zum Salon, haben geheime Federn und bleiben nie offen ſtehen. Sie fallen geräuſchlos in's Schloß und ſind ſo ſorgfältig gearbeitet, daß nicht das lauteſte Wort durchdringen kann.“

„Kennen Sie den Baron ſchon lange?“ fragte anſcheinend gleichgültig der junge Maler.

„Seit ungefähr einem halben Jahre; ich gehe ſonſt nicht leicht neue Bekanntſchaften ein, aber er brachte mir von W., woher er kam, ganz außerordentliche Empfehlungen von guten Freunden. Auch amuſirt mich zuweilen ſein geziertes Weſen; er iſt dabei gutmüthig, ſehr gebildet, hat viel geſehen und, wenn er will, erzählt er vortrefflich. Eine innige Freundſchaft möchte ich gerade nicht mit ihm eingehen, aber zum gewöhnlichen Umgang gefällt mir die Art, wie er ſich gehen

Digitized by Google

läßt und wie man ihn ebenfalls gehen laſſen kann. Jetzt ſitzt er zum Beiſpiel draußen; wenn ich ihn ruhig da laſſe und mich durch die Hinterthüre entferne, um meinen Geſchäften nachzugehen, ſo findet er das ganz natürlich und kommt Abends zum Thee mit demſelben freundlichen und unbefangenen Geſicht."

„Ich brachte das Geſpräch nicht ohne Abſicht auf den Baron," ſagte Arthur.

„Wie ſo?"

„Ich will Ihnen das gelegentlich einmal erzählen, es iſt ein höchſt eigenthümlicher Vorfall und doch vielleicht wieder ganz unbedeutend! ich weiß ſelbſt nicht, was ich davon denken ſoll. — Aber Sie ſind eilig, und ich will Sie heute Morgen nicht aufhalten."

„Aufrichtig geſagt, ja, lieber Arthur," erwiderte Graf Fohrbach. „Aber vergeſſen Sie Ihre Geſchichte nicht, ich geſtehe wohl, daß ich mich für den Baron intereſſire."

„Hat er Vermögen?"

„Für das was er ausgibt, muß er reich ſein. Ich traf ihn neulich bei Ihrem liebenswürdigen Papa — meinem Banquier, der ihm auf die freundlichſte Art von der Welt ein Paket Banknoten einhändigte. Der Kaſſier verbeugte ſich tief vor ihm, und das iſt ein guter Barometer — wie Sie wohl am beſten wiſſen —"

„Wie Sie im Vorzimmer Seiner Majeſtät!"

„Allerdings, junger Spötter! — Doch — — Teufel! wie vergeßlich ich bin! Da habe ich Sie um etwas bitten wollen — was war es doch? — Richtig, jetzt fällt mir's ein. — Wie viel Uhr iſt es wohl?" unterbrach er ſich. — „Laſſen Sie nur ſtecken, ich will im Salon nachſehen, da iſt eine Standuhr, die täglich nach der im Schloß gerichtet wird."

Damit hob er den Thürvorhang auf und ging in's Nebenzimmer.

Der Baron ſaß noch ruhig bei ſeiner Chocolade und las auf-

Digitized by Google

merksam seine Zeitungen. Doch studierte er besonders die hinteren Seiten derselben, wo sich die Annoncen befanden. Als der Graf eintrat, wandte er kaum den Kopf herum, nickte vielmehr nur leicht, als ihm dieser sagte: „Verzeihen Sie, Baron, daß ich Sie sitzen ließ, aber Sie wissen, Herrendienst geht vor allem Anderen. Ich muß um elf Uhr in's Schloß, und es ist wahrscheinlich schon halb vorbei; da muß ich mich ungeheuer beeilen."

„Ei, mein lieber Graf," entgegnete der Baron mit sanfter Stimme, indem er seine Tasse niedersetzte und sich auf die zierlichste Art von der Welt den Schnurrbart strich, „da haben Sie Zeit genug. Ihr vortrefflicher Kutscher bringt Sie ja in zwei Minuten an die Thüre der Freitreppe."

„Da haben Sie Recht, mein Bester," versetzte der Graf, der aus einer reich mit Gold und Steinen incrustirten Mappe eine Lage Postpapier heraus nahm. „Aber ich bin Geschäftsmann und muß vorher noch einen wichtigen Brief schreiben. Doch um Sie nicht in Ihrer Lectüre zu stören, will ich mich in's Nebenzimmer begeben."

„Ich lese Anzeigen," sprach gähnend der Baron, „fand aber da etwas, was mich erschreckte. Da ist ein Kerl, der kündigt einen Odeur an, von dem er sagt, es sei das feinste Oel, was man den Rosen entziehen könne und habe den sanften Geruch dieser Blume, ohne jedoch an das Scharfe, Unangenehme des gemeinen Rosenöls zu erinnern."

„Das wäre Ihr coeur de rose!" entgegnete Graf Fohrbach. „Ei, ei! Baron, am Ende hat Sie Ihr Armenier verrathen und Ihr Geheimniß ist in Jedermanns Munde."

„Unbesorgt!" sagte der Baron, indem er sein Battisttuch hervorzog und es unter die Nase preßte; „diese Feinheit bringt nur er hervor, und wenn der Kerl da in der Zeitung wirklich etwas Aehnliches anpreist und verkauft, so wird doch die gemeinste Nase den Unterschied deutlich riechen."

Digitized by Google

„Das ist ein Trost für Sie," erwiderte der Graf, der bei diesen Worten in's Nebenzimmer eilte. Doch rief er noch durch die Thüre: „Nur einen Augenblick, Baron! Ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Die Thüre fiel zu und man hörte deutlich, wie das Schloß einschnappte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google